Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Werk sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Aus eigener Schuld.

Aus eigener Schuld.

Roman

von

B. M. Kapri.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1888.

Erster Band.

I.

Ich bin todtmüde, Bergen. Hier ist es so kühl, so wundervoll schön. Hier wollen wir etwas ausruhen. Wir sind ihnen ja ohnedies eine gute Strecke voran. . ."

„Etwa anderthalb Stunden, Gott sei Dank!"

„. . . und müssen hier unsere Gesellschaft erwarten," ergänzte die Gräfin, indem sie sich erschöpft auf einen moosbewachsenen Felsblock niederließ, über welchen eine riesige Fichte ihre Aeste breitete.

Der beinahe noch im Jünglingsalter stehende Mann vor ihr zog die dunklen Brauen zusammen. „Das Letztere sehe ich nun nicht ein," erwiderte er verdrossen.

Die Gräfin lachte. „Sie sehen nicht ein, Bergen, daß ich meine unfreiwillige Escapade nicht noch weiter treiben kann? Sie entführen mich zunächst dem lucullischen Mahl, das wir im romantischen Waldwirthshause nächst der schwarzen Klause eingenommen, noch vor dem urwüchsigen Käsedessert, entreißen mich den träumerischen Klängen der Zither, mit welchen uns Wastl freigebig regalirte, dies Alles unter dem schnöden Vorwand, es sei Ihnen von einer nahen Lichtung aus ein herrlicher Aussichtspunkt bekannt. Dann schlagen Sie, um die uns nachstürmende Gräfin Mietzi abzuschrecken, einen so haar=

sträubenden Weg ein, daß meine etwas kurzathmige Cousine entmuthigt zurückbleibt, nicht ohne Beschlag auf meinen getreuen Ritter, Rittmeister Horst, zu legen. Und nun stolpern wir in einer grauenhaft schönen, von kleinen Wasseradern durchströmten Einöde von Fels zu Fels! Aber von dem gerühmten Aussichtspunkt, der zu unserer Linken liegen sollte . . ."

„Verzeihen Sie, Gräfin — ich hatte den Weg verfehlt."

„Und sind doch, wie Sie versichern, ganz zu Hause im Gebirge, Baron Bergen?"

Eine Blutwelle stieg ihm in's Gesicht und wie schuldbewußt senkten sich die dunklen Augen.

„Ich kann mir lebhaft vorstellen," fuhr Gräfin Renata fort, „wie der beklagenswerthe Rittmeister, nachdem er seine schwerwiegende Begleiterin Papas Obhut übergeben, die ganze Umgebung nach uns abgesucht haben, alle Echos der Felsen und Klüfte wach gerufen haben wird. Der Arme!" lachte sie, „das hat er wahrlich nicht um mich verdient. Endlich, nach dem abenteuerlichsten Hin- und Herirren, wobei Sie, statt reuevoll an Ihre Brust zu schlagen, in der vortrefflichsten Laune zu sein schienen, gelangen wir wieder auf den rechten Weg — glaube ich . . . Es ist dies doch der Weg in's Gebirgsdorf?"

„Zuversichtlich. Sie sind eine vortreffliche Fußgängerin, Gräfin. Abgesehen von dem Glück, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen, ist es ein Vergnügen, Sie bei einer Gebirgspartie zur Gefährtin zu haben. . ."

„Ich danke Ihnen," unterbrach ihn die schöne Frau mit ironischer Betonung. „Ich hätte, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, in einem besonders gefährlichen Moment diese Kameradschaft beinahe sehr theuer bezahlen

müssen. Es ist ein Wunder, daß ich mir den Fuß nicht verstaucht oder gebrochen habe. Es ist unverantwortlich!"

Er beantwortete ihren vorwurfsvollen Blick durch eine bittende Geberde. „Ich mußte Sie allein sprechen, Renata."

„Wirklich? Und deßhalb diese halsbrecherische Promenade durch Dick und Dünn?"

„Verzeihen Sie! Sagen Sie, daß Sie mir nicht zürnen!"

„Im Gegentheil, ich bin Ihnen außerordentlich böse. Sie geben mir so oft Ursache dazu."

„Horst weicht ja nun zwei Tage lang nicht von Ihrer Seite . . ."

„So viel mir schien, thaten Sie dasselbe, lieber Freund."

„O Renata!" Die dunklen Augen sahen sie flehend an. Wehmuthsvoll zuckte es um die vollen, von einem leichten Bärtchen beschatteten Lippen.

Sie wandte den Blick und spielte mit dem Fuß in dem Geröll, das sich am Boden gesammelt hatte. Endlich hob sie die großen, dunkeln Augen und sah ihm voll in's Gesicht. „Enfin, es ist Ihnen gelungen," sagte sie. „Wir sind hier so allein, als gäbe es außer uns Beiden keine Menschen mehr in der Welt."

Sie lauschte eine Weile wie traumverloren dem Getöse, welches die von allen Hängen ringsum niederstürzenden Wasseradern, vielfach im engen Kessel widerhallend, bei ihrem Fall in die Tiefe verursachten.

„Was man Alles im Rauschen dieser Wasser hört!" sagte sie. „Längst Vergangenes erwacht in unserer Seele und die Zukunft durchschauert uns mit bangem Ahnen." Bewundernd blickte sie empor. „Sehen Sie nur, wie die

enggedrängten Bäume uns zu Häupten ihre moosbewachsenen Zweige in einander flechten . . Welche Riesen!"

Aber Baron Bergen hatte in dieser Stunde keinen Sinn für die düstere Schönheit des Hochgebirges. Nur Eines füllte seine Seele aus — leidenschaftliche Liebe für das sinneberückend schöne Weib, auf dessen Angesicht sein Blick ruhte, das hier in dieser Einöde mit ihm weilte, allein, wie er es gewollt und erstrebt. So tief versunken war er in ihrem Anblick, in dem Empfinden der Schönheit, die aus diesem edel geformten Angesicht ihm in die Seele glänzte, daß er kaum zu erwidern vermochte, als sie ihn fragte:

„Nun, und was haben Sie mir eigentlich so Wichtiges zu sagen, Baron Bergen?"

Erst nach einigen Secunden stammelte er: „So viel, so unendlich viel, Gräfin, daß es mir fast die Brust sprengt, und ich doch kaum weiß, wie ich beginnen, was ich zu Ihnen sprechen soll, ohne Ihre schönen Augen mit diesem Ausdruck kalter Unnahbarkeit auf mich gerichtet zu sehen, der mich zur Verzweiflung bringt."

Sie antwortete nicht.

„Daß ich Sie liebe," fuhr er endlich fort, „Sie wissen es, Renata . . . nein, zürnen Sie mir nicht dieser vertraulicheren Ansprache wegen, an die ich ja seit meiner Kindheit gewöhnt bin. — Zu wenig in Verstellung geübt, um ein Gefühl verbergen zu können, das meine ganze Seele erfüllt . . ."

„Ich mein', es müßt' in meinen Augen steh'n,
Auf meinen Lippen müßt' man's brennen seh'n"

parodirte die schöne Frau.

„Ich beschwöre Sie, Renata," rief er, „scherzen Sie nicht in einem Augenblick, in welchem es mir so furchtbar

ernst zu Muthe ist. Hören Sie mich nur einmal an, ohne über das, was ich Ihnen sage, zu spotten! Wollen Sie?"

„Bitte," erwiderte sie kurz, indem sie, den schlanken Körper an den Baumstamm zurückgelehnt, mit den groß aufgeschlagenen Augen nach dem Stückchen blauen Himmels emporsah, das durch die Aeste herniederlugte. Sie war wunderbar schön in dieser Stellung, welche die reinen Linien des Halses und der Schultern zu voller Geltung brachte. Wie eine Camée auf dunklem Grunde hob sich ihr helles Antlitz von dem düstern Hintergrunde ab, und das braune Haar erglänzte goldig im Reflex eines darauf spielenden Sonnenstrahls.

„Ich liebte Sie schon als ganz kleiner Knabe, Renata. Schon, da wir als Nachbarskinder in unserem Schloßpark . . ."

„O, Ihr Park ist schön!" unterbrach sie ihn. „Noch heute ergehe ich mich gern darin. Der meinige, so viel ich auch für ihn thue, läßt sich ihm nicht vergleichen. Es fehlt ihm der prachtvolle Hintergrund der hohen Berge und des rauschenden Gebirgswassers, das sich durch den Ihren ergießt. Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, sehe ich mich noch immer, ein scheues, mutterloses Mädchen, von den Armen Ihrer lieben Mutter zärtlich umfangen, — oder des Abends unter der großen Linde, an ihre Knie geschmiegt den schönen Geschichten lauschend, die sie uns erzählte."

„Auch ich denke daran, wie schon damals der wilde, oft unbändige Knabe nur sanft und fügsam wurde, wenn seine liebe Spielgefährtin Renata . . ."

„Seine um vier Jahre ältere Spielgefährtin . . . Vergessen Sie nicht, das beizufügen, Erwin."

„Sie werfen mir diese vier Jahre jederzeit wie einen

Speer an die Brust,“ grollte er, „und wissen doch, daß Sie nichts damit erreichen. Was sollen mir Ihre Jahre? Es gibt auf Erden kein Weib, das Ihnen an Anmuth und Schönheit gleicht, Renata. Vier Jahre mehr oder minder — ist das überhaupt der Rede werth. Und zählten Sie um zehn, um fünfzehn Jahre mehr . . .“

„Siebenundzwanzig und fünfzehn macht zweiundvierzig . . . . das wäre allerdings noch weit fataler! Doch, sprechen Sie nur immer zu, — ich höre. Es ist vielleicht besser, Sie sprechen sich einmal die ganze Geschichte von der Seele. Es ist immer gut, wenn man weiß, woran man ist.“

Er sah sie forschend an. War dies vielleicht schon das gefürchtete „Nein“? Doch er war zu jung, um die Hoffnung so leicht aufzugeben. Er konnte, er wollte diese Gelegenheit nicht unbenützt vorübergehen lassen. Sie kam vielleicht nie wieder. So sprach er denn mit dem vollen Ton der Leidenschaft, die ihm fast die Besinnung raubte. Er schilderte ihr seine Liebe, seine Anbetung, seinen Wahnsinn, seine Eifersucht, — die Qualen, welche ihm ihre Kälte bereitete.

Der Blick seiner Zuhörerin blieb ihm abgewandt. Doch, — war es ein Widerschein seiner Liebesgluth, welcher ihre gewöhnlich bleichen Wangen nun rosig färbte? Er gewahrte es nicht. Diese Stunde war für ihn die Stunde der Entscheidung. Seine ganze Seele lag in seinen Worten. — Wie ein Scirocco, sengend, brauste dieser Liebessturm über sie hin. Es war, als beenge es ihr den Athem, als er sie in glühenden Worten bat, nun, da sie Alles wisse, über das Glück oder Unglück seines Lebens zu entscheiden, — ihm zu sagen, ob er Hoffnung habe, sie sein Weib nennen zu dürfen, — seine Renata . . .

Sie athmete tief auf, — dann sah sie ihn traurig an und schüttelte ernst das Haupt.

Er sprang aus seiner knieenden Stellung empor und sah sie mit irren Blicken an.

„Renata!! Nein — ich will es nicht verstehen — Sie haben nicht Nein gesagt — haben meine Liebe nicht von sich gestoßen — es ist nicht möglich! Ich kann Ihnen den Schmerz nicht schildern, der mich schon bei dem Gedanken durchtobt, Sie könnten . . ."

„Und doch werden Sie sich an diesen Gedanken gewöhnen müssen," unterbrach sie ihn ernst.

„Renata! Renata! Was sollte dann aus mir werden?!" Er begrub schluchzend das erglühte Antlitz in den Händen.

„Sie sind ein Kind, Erwin," sagte sie, — „ein großes Kind von dreiundzwanzig Jahren, — und als solches geberden Sie sich, da Ihnen Ihr Lieblingswunsch nicht erfüllt wird, wie ein jähzorniger kleiner Knabe, dem man sein Lieblingsspielzeug entzogen hat."

Er ließ die Hände sinken und sah mit einem Ausdruck bitterer Wehmuth auf sie nieder.

„Ihr Gleichniß hinkt, Gräfin," sagte er. „Meine Sehnsucht, meine Liebe, meine Hoffnung wurzeln tiefer, als Knabenlaunen. Diese Liebe ist mit mir herangereift und groß geworden wie das Streben nach allem Edelsten und Schönsten. Selbst als Sie sich verheirateten, blieb die Liebe, wenngleich ohne Hoffnung, lebendig in meinem Herzen, bewahrte mich vor Allem, was schlecht und niedrig war, — eiferte mich an zu ernstem Denken, zu allem Guten und Hohen. Und als dann Ihr Gemal starb . . . mir war, als wären mir Flügel gewachsen . . . Ich wurde ernster, fleißiger, energischer, denn ich wollte Ihrer würdig

sein. Sie werden mir daher zugeben müssen, daß ich gehandelt habe wie ein Mann, nicht wie ein Knabe, — und — daß auch ein Mann vom tiefsten Schmerze überwältigt werden kann, sieht er seine einzige Hoffnung auf Glück zerbrechen."

Er stand vor ihr mit verschränkten Armen, ernst und tief bewegt, — und er war in diesem Augenblicke ein so ganz Anderer, als das blutjunge, fassungslose Menschenkind, das seinen ersten bitteren Erdenschmerz in lautem Schluchzen ausgetobt hatte, daß sich ihre Augen unwillkürlich vor seinem vorwurfsvollen Blicke senkten.

„Daß Sie in diesem Augenblicke das tiefe Weh empfinden, welches von jeder bitteren Enttäuschung unzertrennlich ist, das glaube ich Ihnen, Erwin," sagte sie ernst. „Ich — ich muß Ihnen das gestehen — ich hatte bisher diese Liebe nicht ernst genommen. An der Echtheit Ihrer Empfindung habe ich nicht gezweifelt, aber — an der Tiefe Ihrer Liebe zu mir, an ihrer Ausdauer glaubte ich zweifeln zu dürfen, und — dieser Zweifel ist noch jetzt nicht getilgt."

„Und warum, Gräfin?" fragte er finster.

„Weil Sie so jung sind, mein Freund. Sie kennen die Menschen, die Welt, ja sich selbst noch viel zu wenig. Sie sind an Bildung, ja an Gelehrsamkeit so vielen — fast allen Ihren Standesgenossen voraus, — und doch sind Sie im Innersten Ihrer Seele ein unerfahrenes Kind geblieben, Erwin. Die Pfade der Wissenschaft sind Ihnen weniger fremd als der nüchterne Pfad des Alltäglichen, von der Nothwendigkeit Vorgeschriebenen, den wir leider im Leben nicht übersehen dürfen, wollen wir nicht auf bedenkliche Weise irregehen. Sie weihten mir, sagen Sie, einen Cultus, der fördernd auf die Entwicklung Ihres

Charakters eingewirkt. Glauben Sie denn wirklich, daß Ihr Charakter völlig entwickelt ist? Daß Sie nicht einst noch ein ganz anderer Mann werden können, als Sie heute sind?! Es war ein Unglück für Sie, daß Sie mich eigentlich niemals ganz aus den Augen verloren. Da schon unsere Eltern so eng befreundet waren, unsere Güter an einander grenzten und — als ich heiratete — das Gut, welches wir bewohnten, in der Nähe der Residenz lag, in welcher Sie Ihren Studien oblagen, haben wir immer mit einander verkehrt. Sie können nicht einmal wissen, welche Wirkung jahrelange Entfernung auf Ihr Gefühl gehabt hätte, — ob nicht der Altar, welchen Sie mir in Ihrem Herzen errichtet, längst morsch geworden wäre, hätten Sie nur Zeit und Gelegenheit gefunden, Renata über anderen Göttinnen zu vergessen."

„Niemals!" rief er stürmisch. „Aber beantworten Sie mir eine Frage, Gräfin. Wenn es anders gewesen wäre, wenn ich nach jahrelanger Abwesenheit wieder zu Ihnen zurückgekehrt wäre, dieselbe Liebe zu Ihnen im Herzen, hätten Sie mich lieben können? Wären Sie mein Weib geworden?"

„Lieben . . . Ich liebe Sie auch jetzt von ganzem Herzen, als meinen einstigen Spielgefährten — als meinen Bruder — als meinen Freund, Erwin. Als meinen Gatten aber kann ich mir Sie nicht denken — das bekenne ich!"

„Auch dann nicht, wenn ich durch die Schule der Prüfung und der Erfahrung gegangen?!"

„Auch dann nicht," erwiderte sie, ohne ihn anzusehen. „Sehen Sie denn nicht ein, Erwin, daß diese Ehe ein Unding, eine Lächerlichkeit wäre? Eine Witwe von siebenundzwanzig Jahren und ein junger Mann von dreiundzwanzig, der eben erst seine Studien absolvirt."

„Das alte Lied!“ rief er. „Die vier Jahre!“

„Vier Jahre nur, aber vier Jahre, welche mich bedenken lassen, daß ich eine alternde Frau von vierzig Jahren sein werde, wenn Sie, sechsunddreißig Jahre alt, erst in der vollen Blüthe der Männlichkeit ...“

„Vier Jahre also! Ueber dieses lächerliche Vorurtheil kommen Sie nicht hinaus, Renata. Die tiefe Liebe eines Mannes, welche nicht nur vergänglichen Reizen huldigt, sondern das ganze Sein und Wesen des geliebten Weibes umfaßt, der Ernst des Charakters, die Ehrlichkeit des Wollens, die Festigkeit der Grundsätze — das Alles wäre nichts im Vergleich zu diesen vier Jahren, die er weniger zählt, und um welche er, wenn er sie dadurch erringen könnte, gern zehn Jahre seines Lebens gäbe ...“

„Oh!“ lachte die Gräfin. „Seien Sie doch etwas weniger verschwenderisch, lieber Freund! Uebrigens würde Ihnen auch das nicht viel helfen,“ fügte sie hinzu. „Meiner Ansicht nach sollte der Mann, um eine gewisse Gleichheit des Verhältnisses herzustellen, mindestens um zehn Jahre mehr zählen, als seine Frau.“

„Da wäre dann Rittmeister Horst, Ihr getreuer und nur durch meine Kühnheit für eine Stunde depossedirter Verehrer, gerade der rechte Mann! Der Beneidenswerthe hat das normale Alter, sogar um zwei Jahre mehr, er zählt volle neununddreißig Jahre. Seine Liebe nehmen Sie wohl weit ernster, als die meine, Renata?“

„Vielleicht,“ sagte sie nervös, „vielleicht nehme ich seine Liebe ernster. Ich weiß es nicht und habe mich noch nicht viel darum gekümmert. Aber bei dem, was ich Ihnen gesagt, muß ich bleiben. Reichen Sie mir Ihren Arm, Erwin. Beendigen wir dieses unerquickliche Gespräch und — trachten Sie, vernünftig darüber zu denken. Be=

eilen wir uns ein wenig, mein Freund. Sie sind mir doch nicht jung genug," scherzte sie, „daß es mir angenehm wäre, mit Ihnen in dieser reizenden Einöde in angelegentlichem und erregtem Gespräch getroffen zu werden. Wir können nicht mehr weit von unserem Ziele sein. Ich beabsichtige, mich, wenn wir im Dorfe angekommen, unter den besonderen Schutz des Pfarrers zu stellen; ich will Ihnen das allerliebste Gärtchen zeigen, das er der Wildniß abgewonnen, und freue mich auch ganz aufrichtig auf ein Plauderstündchen mit seiner würdigen Schwester, Fräulein Amanda."

II.

Gräfin Renata Roncourt stand auf einem Erker ihres väterlichen Schlosses. Ueber die Balustrade gelehnt, sah sie in tiefem Sinnen hinaus in's Land. Sie weilte zur Zeit als Gast bei ihrem Vater, wie sie denn alljährlich einige Sommermonate bei dem vereinsamten Greise zuzubringen pflegte.

Vier Kinder hatte Graf Ilmenhorst einst besessen; nur Renata war ihm geblieben. Der älteste Sohn hatte gleich dem Vater in der österreichischen Armee gedient und war bei Sadowa an der Spitze seiner Escadron gefallen, eine Tochter hatte er verloren, als sie kaum sieben Jahre zählte; der jüngere Sohn war mit Einwilligung des Vaters, welcher die Erbfolge durch die Heirat des Aeltesten und die Geburt eines Enkels für gesichert ansah, in den Orden getreten, dessen Niederlassung man von den Fenstern seines Schlosses aus sah. Ab und zu besuchte der junge Graf Ilmenhorst — oder vielmehr Pater Roman, wie er sich jetzt nannte — als Gast das heimatliche Schloß und begrüßte den greisen Vater; meistens aber weilte er in Rom, und sein ganzer Ehrgeiz richtete sich darauf, ein nützliches, mit der Zeit ein hochangesehenes Mitglied seines

Ordens zu werden. Der alte Vater empfand es bei jedem neuen Wiedersehen mit bitterer Wehmuth an seinem zurückhaltenden Wesen, daß auch dieser Sohn nicht mehr ihm gehöre, sondern der Kirche, daß er ihm verloren sei, als hätte ihn der Tod geraubt. Eine Kinderkrankheit entriß ihm auch den letzten männlichen Erben seines großen Vermögens, den kleinen Enkel, und schloß er dereinst vereinsamt die müden Augen, so fiel dieses Vermögen zum Theil seiner Tochter, der verwitweten Gräfin Roncourt, zum Theil dem Orden zu, dem sein Sohn angehörte.

So vegetirte der alte Mann, der sich einst so unerschöpflich reich gedünkt, nun verdrossen und lebensmüde fort auf seinem schönen Besitze und sehnte das ganze Jahr über die Zeit herbei, welche Renata wieder zu ihm führen sollte. —

Das mit Eckthürmen flankirte Schloß, ein Gebäude von mittelalterlichem Ansehen, lag im Schatten dunkler Fichten auf einer mäßigen Anhöhe und beherrschte die ihm zu Füßen liegende Stadt mit ihren Gebäuden und Kirchen.

Es war meist recht öde auf Schloß Ilmenhorst. Der Graf, vereinsamt und verbittert, liebte es nicht, Gesellschaft zu laden; er verkehrte nur mit einigen älteren Gutsbesitzern, Freunden aus vergangenen Tagen. Auch einige Patres aus dem benachbarten Kloster fanden sich zuweilen als gern gesehene Gäste im Schlosse ein.

Der stattliche Bau war einst Eigenthum eines jener streitbaren Bischöfe gewesen, an deren Höfen sich die Blume der Ritterschaft versammelte, deren glänzende Feste die schönsten Frauen durch ihre Gegenwart verherrlicht hatten. Durchschritt man diese weiten mit alterthümlicher Pracht ausgestatteten Säle, so war man fast versucht, in der langen Zimmerreihe der Spur Derjenigen nachzugehen,

die sie in ihrer glänzendsten Zeit bewohnt. . . Rings um das Schloß breitete sich ein großer, waldartiger Park aus, auf der Rückseite in Wiesenplanen und mächtigen Baumgruppen gegen den Hochwald aufstrebend, von der Vorderfaçade aus sich hinabsenkend gegen die Ebene.

Vom Erker, auf welchem Gräfin Renata stand, blickte man über Blumenrabatten und grünen Wiesengrund auf einen weiten, stillen Weiher. In der beginnenden Dunkelheit erglänzten seine Wasser wie grau oxydirtes Silber. Bereits verschmolzen die bläulichen Gipfel der hinter der Stadt sich ausdehnenden Höhenkette mit dem Nachthimmel. Von leisem Wind bewegt, rauschten die dunkelnden Bäume zuweilen auf. Aller frohe Vogelsang war verstummt; von ferne murmelte der Quell, aus welchem die Wasser des Weihers sich nährten, sein am Tage fast unhörbares, aber in der Stille der Nacht so deutlich ertönendes, gleichförmiges und melancholisches Lied. Hörte die unbewegliche Gestalt auf dem Erker diese leisen Stimmen der Natur, oder lauschte sie nur den wirren, streitenden Stimmen in ihrem eigenen Herzen? Ihr schönes Haupt senkte sich und ein Seufzer glitt über ihre Lippen. . . .

Ein alter grauhaariger Diener war auf leisen Sohlen in den Salon getreten, dessen offene Flügelthüre auf den Erker führte. Drinn waren die Gasflammen angezündet, die Fauteuils und die Theemaschine zurechtgerückt. Nun ergriff der Alte eine ovale silberne Tasse, auf welcher Karten und Briefe lagen und schritt auf die offene Balconthüre zu.

Die Gräfin regte sich nicht. Er wartete noch eine Weile, dann flüsterte er halblaut: „Gnädige Gräfin!“

Sie wandte sich rasch, fast erschreckt um. „Sie sinds, Josef? Ah — geben Sie!“ Ungeduldig ergriff sie

einen Brief, eine Karte nach der andern und warf sie rasch wieder auf den Teller. Es war ein Ausdruck von Enttäuschung, der sich auf dem schönen Gesicht widerspiegelte.

„Die Karten wurden heute abgegeben. Die Frau Gräfin hatten befohlen, Niemanden vorzulassen.“

„Das ist Alles?“

„Gewiß, Frau Gräfin.“

„Es ist gut, Josef. Geben Sie die Briefe an Minna, sie mag sie auf meinen Toilettentisch legen. Haben Sie den Leuten gesagt, daß ich Abends empfange?“

„Zu Befehl. Die Fahne ist aufgesteckt.“

„Es ist gut.“ Die Gräfin wandte sich ab, der Diener verließ den Salon.

„Er hat wieder nicht geschrieben,“ murmelte sie — „wieder nicht. Nun sind es gerade drei Wochen her, daß . . . Bah! Diese Gluthdithyrambe, dieser leidenschaftliche Brief“ — sie zog ihn hervor — „er war offenbar nur der letzte Ausdruck einer ersterbenden Neigung. Ich habe den Muth gehabt, ihn mit wenigen kalten Zeilen zu beantworten und mir in Zukunft jede weitere Erklärung zu verbitten. Er wird sich eben trösten, wie sich noch Jeder getröstet hat — und — er thut wohl daran. Hier ist nichts zu erwarten und nichts zu bedauern, du mein eigensinniges Herz. Wer die Wege der Vernunft wandelt, darf nicht innehalten, um zurückzublicken.“ Sie barg den Brief wieder und trat in den Salon.

Gleichzeitig war durch eine Seitenthüre die Cousine der Gräfin und zugleich ihre unerbittliche Duenna eingetreten, — „die Unvermeidliche“, denn Gräfin Mietzi besaß die Eigenthümlichkeit, jederzeit da zu erscheinen, wo sie am wenigsten erwartet und sicherlich am wenigsten gern gesehen wurde. So manches Anathema aus einem grollen-

den Gemüthe, das endlich, endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, sich ein Viertelstündchen des Alleinseins mit der im Stillen angebeteten Gräfin Renata erobert zu haben hoffte, traf Gräfin Mietzi's schuldiges Haupt, wenn sie in ihrer sorglos plumpen Manier auch in das feinste Gewebe — ahnungslos oder ahnungsvoll, dies Geheimniß hatte noch Niemand ergründet — hineintappte. Renata aber pflegte insgeheim dazu zu lachen. Ihre Cousine war ihr so oft gerade zu rechter Zeit erschienen, um ein ihr unliebsames Gesprächsthema zu unterbrechen, daß sie es ihr verzieh, wenn sie manchmal ein wenig zur Unzeit kam. Die schöne Frau hatte eben keine Geheimnisse zu verbergen. Sie hatte die arme alternde Gräfin Mietzi Hallwick in ihr Haus aufgenommen, weil ihr dies schicklich schien, und hielt ihr, der im Leben so wenig Freuden geblüht hatten, sowohl ihre Neugierde, wie ihr Kokettiren mit dem zweifelhaften Rest von Jugend zugute. Hatte sie sich auch durch die Aufnahme der indiscreten und geschwätzigen Verwandten in ihr Haus eine Last aufgebürdet, so meinte sie eben im Leben schon schwerere Lasten ertragen zu haben, und war, da es nun einmal geschehen, zu gutherzig, um eine Aenderung zu treffen.

Man konnte nicht eben behaupten, daß die Gräfin Mietzi ihre Stellung im Hause Renatens mit Würde ausfüllte. Sie hatte im Alter von vierzig Jahren noch durchaus nicht mit den Hoffnungen ihrer Jugend abgeschlossen, und bewahrte stets irgend eine Liebe im Herzen und ein schönes Ziel im Auge. Was ihre Gefühle für ihre Cousine betraf, so waren diese höchst schwankender Natur. Renata hatte ihr so viel des Guten gethan, daß sie in den seltenen Momenten, in welchen sie daran dachte, eine Art von Dankgefühl für dieselbe empfand. Doch war sie anderer-

seits so erfüllt von dem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit im Hause, daß sie durch ihre Anwesenheit allein reichlich zu vergüten glaubte, was man an ihr that. Was in aller Welt sollte wohl Renata ohne sie anfangen? War sie es nicht, welche, wenn Renata nicht gelaunt war, Besuche zu empfangen, ihre Stelle vertrat, und zwar mit dem Aplomp einer echten Aristokratin, der man ganz anders begegnen mußte, als irgend einer bürgerlichen Gesellschaftsdame? Wie hätten auch die Gräfin H. und die Reichsgräfin L., mit welchen Damen sie natürlich auf Du und Du stand, gelächelt, wenn man ihnen zugemuthet hätte, in Erwartung der Hausfrau etwa mit einer Beamtenswitwe M. oder höchstens v. M. vorlieb zu nehmen! Worüber konnte man eigentlich mit einer solchen Dame sprechen? Sie aber — mit ihrem Verstande, mit ihrer Sachkenntniß, mit ihrer amüsanten und feinen Art zu medisiren! — das war etwas Anderes! Ja, sie war nicht zu entbehren, und die reiche Fülle von Gaben, die sie in ihrer Persönlichkeit vereinte, waren mit ihrer Existenz in diesem Hause, ihrem höchst ungenügenden Taschengeld von monatlich hundert Gulden und den seidenen Fähnchen und goldenen Schmucksachen, mit welchen Renata sie beschenkte, wahrlich nicht genügend bezahlt.

Zudem — großer Gott! — was hatte ihr diese Renata schon zu ertragen auferlegt! Wie manche bittere Enttäuschung dankte sie ihr! Wie furchtbar hatte sie darunter gelitten! Renata war schön — sie gab es zu — glücklicherweise war aber der Geschmack der Herren verschieden und es hatte unter ihnen doch Manche gegeben, welche zuerst durch ihre Anziehungskraft an das Haus gefesselt worden und für diese kalte Schönheit kaum einen Blick gehabt hatten. Ihr hatten sie gehuldigt, ihr Aufmerk-

samkeiten aller Art erwiesen, — wobei sie freilich delicat genug gewesen waren, auch die Hausfrau nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Doch diese Renata besaß eine eigene Art, die Männer an sich zu locken — eine Art, die nur ihr eigenthümlich war, und die man leider nicht mit Erfolg nachzuahmen vermochte. Es war keine Koketterie gewöhnlicher Art, sondern vielmehr scheinbare Kälte und Gleichgiltigkeit, gleichwohl gepaart mit dem höflichsten Benehmen, ein gewisses Aufschlagen der Augen, eine vornehme Art den Kopf zu tragen, welche schließlich die Aufmerksamkeit Aller errang, die zuerst nach dem minder leuchtenden, aber mehr erwärmenden Stern in diesem Hause ausgesehen . . . Und wenn Renata dann die Herzen, die sie an sich gezogen, wieder von sich stieß, dann freilich war es zu spät, dann kehrten die Ersehnten nicht mehr zu ihr zurück, mieden vielmehr das Haus, und sie, die sich schon so nahe dem Siege geglaubt, hatte die Mühe, wieder von Neuem zu beginnen. Wenn Gräfin Mietzi an all' das dachte, empfand sie, welch himmelschreiendes Unrecht ihr in diesem Hause zugefügt wurde; in ihrer Empörung haßte sie dann Renata, und es überkam sie eine gewisse Rührung bei dem Gedanken an ihre eigene Gutherzigkeit, welche sie bewog, trotz Allem doch noch auszuharren und sich für diese Undankbare zu opfern. Die Sommermonate, die man alljährlich auf Schloß Ilmenhorst zubrachte, waren ihr besonders ein Greuel. Da gab es keine Residenz in der Nähe, keine Feste, ja, selbst die Anzahl der Diners konnte man an den Fingern abzählen. Der alte Graf war eine wahrhaft einsiedlerische Natur und verschloß sich in seinen Appartements, sobald mehr als zehn Personen anwesend waren, und Renata trug dieser Neigung ihres Vaters Rechnung. So ver-

kehrten denn außer einigen benachbarten, höchst uninteressanten Gutsbesitzersfamilien nur einige Officiere der naheliegenden Garnison im Schlosse, welche diese Renata, natürlich durch unerhört geschickte Manöver, an ihren Triumphwagen gefesselt hielt.

Gräfin Mietzi war eben von der Spazierfahrt zurückgekehrt, warf Schirm, Hut und Handschuhe auf einen Tisch und ihre eigene gewichtige Person, erschöpft, wie sie durch das Ersteigen der zwanzig Treppenstufen war, in einen Fauteuil, wobei sie sich mit dem Fächer stürmisch Luft zuwehte.

„Himmel! Wie ich sehe, bist Du ja schon mit der Theemaschine beschäftigt . . . Verzeih', Renata, ich werde mein Amt sogleich übernehmen, — aber — ich bin jetzt so sehr erschöpft . . ."

Gräfin Renata schien erstaunt. „Ich dachte doch, Du seiest nur spazieren gefahren . . . Hast Du denn lange promenirt?"

„Ich? Dieu m'en garde! Bei dieser Schwüle . . ."

„Ich finde es ganz angenehm; ja, auf dem Balcon fröstelte es mich beinahe."

„Du mußt Dich nicht mit mir vergleichen, gute Renata. Ich habe südliches Blut in den Adern, wie Du weißt, daher mein brillanter Teint. Ich habe Dich übrigens noch nie echauffirt gesehen . . . Dich fröstelt immer . . . Das reine Fischblut!" Dabei ordnete Gräfin Mietzi mit einem kleinen Schildkrotkämmchen ihr etwas derangirtes Haar, worauf sie den Scheitel mit den kleinen fleischigen Händen sorgsam glättete. Dann zog sie ein rundes Spiegelchen aus der Tasche und betrachtete sich von allen Seiten. „Ich sage Dir, langweilig au possible", — berichtete sie. „Nur den Rittmeister Horst sah ich, — wir

fuhren eben durch den dichten Wald, der Dir so gut gefällt — melancholisch pflückte er Cyclamen zwischen den Stämmen. Ich glaube, das ist ja Deine Lieblingsblume . . . Da Du heute empfängst, kann es nicht fehlen, daß er sie Dir mit einem herzbrechenden Blick überreicht."

„Ich glaube kaum. Wünschest Du Thee?"

„Danke, aber vielleicht reichst Du mir etwas von diesem in Eis gekühlten Obersschaum mit Erdbeeren. Grand merci! Großer Gott! Was hast Du aus diesem Rittmeister Horst gemacht! Der Arme ist nicht wieder zu erkennen . . . Was war das für ein lebhafter, amüsanter Gesellschafter, als wir im Mai hierherkamen! Welch köstliche Einfälle hatte er! Was haben er und ich miteinander gelacht! Jetzt ist er, was Alle werden, welche Du mit Deinem Zauber umgarnst. Ein ernster langweiliger Mensch, — voilà tout — der aussieht, als wollte er demnächst einen Selbstmord begehen! Weiß Gott — Du hast große Eigenschaften, Renata, — aber das Geheimniß, die Leute zu erheitern und zu beglücken, hast Du noch nicht erforscht."

„Gewiß nicht."

„O mein Wien!" fuhr Gräfin Mietzi fort. „Ich kann es kaum mehr erwarten, Dein Schloß wieder zu sehen . . . Das ist doch etwas ganz Anderes . . . Diese prächtige Lage — so nahe der Residenz . . . Hier in diesen Bergen aber fährt man einsam dahin, wie durch eine Wildniß."

„Eine göttlich schöne Wildniß. Deine Ansicht von der Sache ist übrigens für Dich recht traurig, liebe Mietzi, denn es könnte geschehen, daß ich den Aufenthalt in meinem Schlosse, an welches mich gar nichts fesselt, mit dem in Ilmenhorst vertausche, um mich hier ganz Papa zu widmen, dessen Gesundheitszustand mir Besorgnisse einflößt."

Gräfin Mietzi wurde blaß vor Schrecken. „Das wäre entsetzlich ...“ jammerte sie. „Wenn ich nur an den Winter denke — einen ganzen langen Winter in dieser Einöde ...“

„In paradiesisch schöner Gegend, — eine Viertelstunde von der Stadt entfernt ... Was ist's, Louison?“

„Ella möchte der gnädigen Tante gute Nacht sagen,“ erwiderte die junge französische Bonne, die eben eingetreten war.

„Sie können das Kind bringen, Louison ... Sie war heute nicht ganz wohl?“

„Der Arzt sagt, es sei nicht von Bedeutung — bis morgen werde es vorüber sein.“

„Gleichviel! Sie kennen meine Aengstlichkeit ... In diesen Bergen weht eine viel schärfere Luft, als bei uns daheim. Sie werden künftig Sorge tragen, daß Ella, wenn es gegen Abend kühl wird, den Garten verläßt.“

Die Französin entfernte sich.

„Das ist auch eine Deiner Unbegreiflichkeiten — nennen wir es Originalitäten, Renata — daß Du Dir ein fremdes Kind aufbürdest!“

„Es ist weder unbegreiflich, noch originell, daß eine Frau, welche keine eigenen Kinder hat, und, wenn nicht ihr alter Vater wäre, der ihrer bedarf, sich fragen müßte, für wen sie denn eigentlich lebt, das verwaiste Töchterchen ihrer besten Freundin ...“

„Deiner Erzieherin, Renata,“ schaltete Gräfin Mietzi mit scharfer Betonung ein.

„Ich hatte auf Erden keine bessere Freundin, als diese hochgebildete, gemüthreiche Frau, meine Jeanne. Ihr danke ich es, daß ich nicht nach der Schablone gedrillt wurde, sondern selbstständig und vernünftig denke.“

„Leider . . . Wenn Deine fromme Mutter wüßte, wie diese Jeanne die Anleitung zur Frömmigkeit verstanden hat . . .“

„Ich will mich durchaus nicht über echte Frömmigkeit in eine Polemik mit Dir einlassen, liebe Mietzi . . . Ich will an der armen kleinen Ella handeln, wie ihre Mutter einen guten Theil ihres Lebens — ja bis zu meiner Verheiratung an mir gehandelt hat. Sie soll unter meiner Obhut . . .“

„Du hättest ja das Kind einem Kloster zur Erziehung übergeben können. Ich selbst bin doch im Kloster erzogen worden, und Du wirst zugeben, daß an meiner Erziehung nichts auszusetzen ist.“

Es war ein sonderbarer Blick, mit welchem Gräfin Renata ihre Cousine flüchtig fixirte.

„Enfin, was willst Du aus dem Kinde machen?“ fuhr diese fort. „Du erziehst Ella wie eine kleine Dame. Es wäre doch vernünftiger, sie zur Gouvernante auszubilden . . . Ein so armes Mädchen!“

„Ella ist durchaus nicht arm zu nennen.“

„Das Neueste, was ich höre,“ — schaltete Gräfin Mietzi ein.

„Ihre Mutter, welche, wie Du weißt, erst in reifen Jahren heiratete, hat als Erzieherin in mehreren Familien der Aristokratie im Laufe der Jahre ein hübsches Sümmchen erspart, welches Ella einst in den Stand setzen wird, zu privatisiren, wenn sie es wünscht oder ihre erworbenen Kenntnisse zu verwerthen, wenn ihr das lieber ist.“

„So reich wird man als Erzieherin?“ lachte Gräfin Mietzi hämisch. „Sollte nicht vielmehr Gräfin Renata Roncourt das Ihrige dazu beigetragen haben, Ella's ererbtes Capital zu arrondiren?“

„Das ist möglich," erwiderte Renata etwas erregt. „Jedenfalls habe ich Nimandem Rechenschaft darüber abzulegen. Wenn Du daher noch weitere Details wünschen solltest . . ."

„Ich bin nicht so indiscret. Doch — ich höre Ella. Du wirst es gewiß vorziehen, mit deinem Liebling allein zu sein. Wenn Du meiner später bedarfst, so . . ."

„Genire Dich nicht, liebe Mietzi. Angesagt hat sich nur Baronin Bergen und da . . ."

„Da wünschest Du mit Deiner alten, mütterlichen Freundin allein zu sein — ganz begreiflich. Ich kenne ja Dein Faible für die Baronin und" — Gräfin Mietzi drohte neckisch mit dem Finger — „für ihren Erwin, Deinen einstigen Spielgefährten."

Sie ging.

Renata hätte die Eröffnungen, zu denen sie sich herbeigelassen, sicherlich bereut, hätte sie gewußt, welchen Eindruck dieselben auf ihre Verwandte gemacht. Gräfin Mietzi hatte Ella niemals geliebt. Nun sie aber Ursache zu haben glaubte, sie zu beneiden, haßte sie das Kind, denn ihr schien es, als ob das, was Renata für Ella gethan, ihr selbst entzogen worden wäre.

Ella, ein hübsches braungelocktes Mädchen von neun Jahren, riß sich, kaum eingetreten, von der Gouvernante los und flog Renaten, welche sie mit weitgeöffneten Armen auffing, um den Hals. „Liebe, süße Tante!" flüsterte es, und die rothen Lippen drückten sich auf Renatas Mund.

Diese erwiderte liebevoll die stürmischen Liebkosungen des Kindes. Wenn sie es so in den Armen hielt, konnte sie wähnen, es sei ihr eigenes kleines Mädchen, dessen sie sich nur so kurze Zeit hatte erfreuen dürfen, um es

dann neben ihrem Gatten in stiller kühler Gruft zum ewigen Schlaf zu betten.

Aus den großen braunen Augen Ella's blickten Freimuth und Frohsinn. Grübchen lachten aus den Wangen, und um die runden Schultern wogte die Lockenpracht des goldbraunen Haares. „Darf ich heute Abend bei Dir bleiben, Tante?“ frug es in einer Pause zwischen zwei Küssen.

„Den ganzen Abend? Ich erwarte Besuch.“

„Ich werde aber sehr brav und still sein . . .“

„Daran zweifle ich nicht, mein liebes Mädchen, aber Erwachsene haben oft Dinge zu besprechen, bei welchen Kinder überflüssig sind.“

„Ueberflüssig?“ Ella sah die Tante erstaunt an, als wolle sie fragen, ob ihre kleine, verzärtelte Person wohl jemals überflüssig sein könne.

„Ja wohl,“ lachte Renata, — „aber ich glaube, daß Du ein Viertelstündchen bei mir bleiben kannst.“

Die weichen Arme schlangen sich wieder um den Hals der Tante. „Aber dann doch allein, ohne Louison . . . O, schicke sie fort — ich bitte!“ flüsterte Ella.

„Sie können Ella in einer Viertelstunde abholen, Mademoiselle Louison . . .“

„Hast Du Deine Bonne nicht lieb?“ frug Gräfin Renata, als diese das Zimmer verlassen hatte.

„Gewöhnlich hab' ich sie lieb, — denn sie ist so gut und kennt so schöne Spiele . . .“ erwiderte Ella nach einigem Nachsinnen. „Zuweilen aber mag ich sie gar nicht.“

Das Kind stieß die letzten Worte leidenschaftlich hervor.

„Und wann magst Du sie gar nicht?“ fragte die Gräfin, indem sie die Kleine ernst ansah.

„Wenn sie mir mißtraut oder mir Unrecht thut," erwiderte Ella aus gepreßter Brust, indem ihre Augen sich mit Thränen füllten. „Das thust Du nie, süße Tante, niemals! Auch heute war es so. Ich kann sie dann immer lange nachher nicht ansehen. Sie kommt mir häßlich vor."

„Und worin hätte Dir Louison Unrecht gethan?"

„Sie behauptete," sagte das Kind schluchzend, — „ich ... ich hätte ihre Hustenzeltchen aus ihrer Bonbonnière genommen."

„Und Ella hat das nie gethan?"

„Niemals! Sie geht ja nicht einmal auf, diese dumme Bonbonnière . . ."

„Hast Du sie zu öffnen versucht?"

„Ja, Tante, aber nicht etwa um etwas daraus zu nehmen, nur um zu erfahren, wie denn das runde, lederne Ding, das gar kein Schloß hat, aufzubringen ist."

„Sie wird Dich bei einer solchen Untersuchung getroffen und geglaubt haben . . ."

„Das ist eben recht schlecht von ihr, Tante. Sie könnte doch schon wissen, das ich niemals etwas nehme, was nicht mir gehört. Sie sucht auch, denke Dir, manchmal Bänder, die sie vermißt, unter meinen Puppensachen!" Das kleine Mädchen begann bitterlich zu weinen.

Gräfin Renata strich mit leichter Hand tröstend über den goldbraunen Scheitel. Als aber das Weinen kein Ende nehmen wollte, sagte sie: „Wenn Du mir versprichst, nicht zu trotzen und gut gegen Louison zu sein, will ich Dir etwas sagen, was Dir Freude machen wird."

Kinderthränen trocknen schnell. Bei dieser lockenden Eröffnung fuhr die Kleine mit der Außenseite der Händchen

über die Augen und saß bereits nach einigen Secunden aufrecht, der Dinge gewärtig, die da kommen sollten.

„Siehst Du, Ella," sagte die Gräfin ernst, „mißtrauische Menschen sind zumeist unglückliche Geschöpfe, welche wir eher bemitleiden, als ihnen zürnen sollten. Sie haben gewöhnlich schlimme Erfahrungen gemacht, sind Menschen begegnet, die nicht gut gegen sie waren, nicht redlich an ihnen handelten. Siehst Du, Louison war gewiß kein so glückliches Kind wie Du . . ."

„Gibt es denn auch unglückliche Kinder?"

„Ja wohl Ella, — es gibt sehr unglückliche Kinder. Du wirst also, wenn sie Dir wieder mißtraut, mein vernünftiges kleines Mädchen sein, Dich mit dem Bewußtsein trösten, daß Du nie handeln könntest, wie die Bedauernswerthe es von Dir voraussetzt und ihr nicht böse sein, nicht wahr?"

Das kleine Mädchen antwortete nicht sogleich und sah nachdenklich vor sich hin. Endlich schlug es die großen Augen auf und sagte, den Lockenkopf schüttelnd, ernst und nachdrücklich: „Das kann ich nicht."

„Du kannst nicht? Ich hätte nicht gedacht, daß meine Ella so trotzig und böse sein könnte."

„Ich kann nichts dafür," sagte das Kind, „ich will wohl, Tante, aber ich weiß im voraus, daß ich nicht kann. Ich bin auch gar nicht Ella, wenn man mir mißtraut, ich bin die kleine, böse Sophie Kuno, welche, wenn sie zornig ist, strampft und schreit und weint und ihre Bonne schlägt. Ich möchte Louison, wenn sie so abscheulich von mir denkt, am liebsten schlagen."

Gräfin Renata sah ihren Schützling nachdenklich an. Welche eigenartige energische Natur entwickelte sich da unter ihren Augen! Und doch war dieses Kind sonst

so sanft und gut, so liebevoll, mitleidig und versöhnlich, daß man ihm die Fähigkeit einer so bestimmten Abwehr in diesem Einen nicht zugemuthet hätte. Dieser kindlichen Beharrlichkeit gegenüber, die doch nichts vom Eigensinn an sich hatte, vielmehr auf jene angeborene Wahrhaftigkeit hinwies, die durch nichts irre zu machen ist, und die auch ihre Jeanne in so hohem Grade besessen hatte, verstummte Renata.

Ella sah sie ängstlich an. Endlich rief sie schüchtern und kläglich:

„Liebe, gute Tante, sei Ella nicht böse! . . .“

Renata befreite das gepreßte Gemüth ihres Lieblings durch einen herzlichen Kuß. Dann sagte sie heiter:

„Sobald ich in die Stadt fahre, bringe ich meinem Kindchen, — rathe was! Du räthst nicht? Die allerschönste Bonbonnière, die Du leicht öffnen kannst und darin — Deine Lieblingsbonbons.“ Das Kind klatschte jauchzend in die Hände. „Und nun ist es zum Schlafengehen Zeit, Ella. Sieh, da erscheint auch schon Louison an der Thüre. Bete Dein Nachtgebet fromm und andächtig, und möge Dein guter Engel Dich beschützen.“

III.

Der Wagen der Gräfin Roncourt hielt vor dem Portale des Schlosses Bergen.

Der Abendbesuch, den Baronin Christine ihr vor einigen Tagen gemacht hatte, konnte als ein Abschiedsbesuch gelten, da die Baronin demnächst die Bäder von Gastein aufsuchen wollte. Renata hatte ihren Gegenbesuch auf einen Tag verlegt, an dem sie hoffen durfte, Erwin nicht zu Hause anzutreffen, denn sie hatte an jenem Abend nur sehr wenig mit ihrer mütterlichen Freundin allein sprechen können, und sehnte sich nach einer vertraulichen Unterredung.

Bei ihrer Ankunft in Bergen erfuhr Gräfin Renata, die Baronin sei im Park und habe sich wahrscheinlich an ihrem Lieblingsplätzchen, der Platanengruppe am Flusse, niedergelassen. Renata verbat sich jede Anmeldung. Wußte sie ja doch in diesem weitläufigen Parke Bescheid, seit sie denken konnte! Jeder der Riesenbäume in den Alleen, die sie mit langsamen Schritten durchmaß, schien ihr wie ein alter Freund zuzunicken. Sie war hier mehr zu Hause, als in Roncourt, — ja mehr fast als in Ilmenhorst. Wenn sie als Kind an der Seite ihrer Erzieherin daheim in Ilmenhorst die Irrwege des düsteren Parkes durch-

schritt, dann sehnte sie sich jederzeit nach der harmonischen Schönheit des Parks von Bergen, dem heiteren Grün seiner Wiesen, dem mächtigen Rauschen des Wildwassers, das ihn durchströmte, dem lächelnden Gruß ihrer mütterlichen Freundin, der engelsguten Baronin und namentlich nach den lustigen Spielen in Gesellschaft Erwin's und seines Vetters Hans im Schatten der mächtigen Linden des Parks. Schloß Bergen, das war ihr kindliches Paradies, und sie betrachtete es als die schönste Belohnung für besonderes Wohlverhalten, wenn sie in Gesellschaft ihrer lieben alten Jeanne aufbrechen durfte, um ein paar heitere, sonnige Tage in Bergen zu verleben. So unrecht hatte Erwin nicht gehabt; auch ihr waren diese Stunden unvergeßlich geblieben. Wenn Schloß und Park von frohen Kinderstimmen widerhallten, wenn die Baronin und Jeanne, die Heitersten unter den Heiteren, sich in ihre fröhlichen Spiele ordnend und leitend mengten, wenn sie überall heitere Gesichter, freundliche Augen sah, da thaute das arme Herz des Kindes auf und sie meinte, es ließe sich nirgends leben als in Bergen und mit den lieben Menschen, die es bewohnten.

Daran dachte Renata, als sie die Linden-Allee entlang schritt. Es überkam sie der alte Zauber. Es war ja ganz wie ehedem, — es war wie immer schön und herrlich . . .

Ihre alte Freundin hatte ihr angegriffen und traurig geschienen, als sie sich zuletzt sahen, und — war die Baronin zu sehr Dame der großen Welt, um in Gesellschaft von Freunden eine sie beherrschende Verstimmung durchblicken zu lassen, für Renata, die sie so gut kannte, war der melancholische, unruhige Blick ihrer sonst so sanften, stillen Augen so verständlich gewesen, als es nur Worte

sein konnten. Hatte Erwin gesprochen? Trotz des Vertrauens, das er der gütigen Mutter entgegenbrachte, schien ihr dies doch unwahrscheinlich. Ein Mann entschließt sich schwer einzugestehen, daß seine Werbung abgewiesen worden, sei es auch der gütigsten Mutter. Doch — was sollte ihre alte Freundin sonst aus ihrer gewohnten harmonischen Ruhe gerissen haben!

Doch schon war Renata an die gewölbte Brücke gelangt, die über den Fluß führte, — und drüben, unter der Platanengruppe sah sie die Baronin sitzen, so sehr in Nachdenken versunken, daß ihr die Handarbeit, mit der sie beschäftigt war, unbeachtet in den Schooß gesunken war, und sie die Annäherung Renata's nicht bemerkte. Sie fuhr erschreckt empor, als Diese sie begrüßte. Dann aber spielte sogleich das alte freundliche Lächeln um ihren Mund, und der freundliche Blick der tiefblauen Augen sagte der Besucherin bereits, wie sehr sie willkommen sei, noch ehe die liebe alte Frau sie mit einer zärtlichen Umarmung an das Herz geschlossen hatte.

„Es ist gerade, als ob Du es gewußt hättest, daß ich mich nach Dir sehne, Renata! . . .“ rief sie.

„Ich habe es ja auch ein wenig gewußt, theure Mama. Es war so ungemüthlich bei mir, als wir uns neulich des Abends sahen, und Du empfandest es gewiß, wie ich selbst, daß wir unbefriedigt von einander gingen.“

„Ja wohl, recht unbefriedigt, Renata . . . und ich hatte Dir so viel zu sagen . . .“

„Das erzählten mir beiläufig Mamas liebe und damals recht trübe, blaue Augen, in denen zu lesen ich ja doch seit Jahren gelernt habe. Nun aber bin ich da — und gedenke, bis zum Abend zu bleiben, ja, vielleicht auch bis morgen Früh, wenn die Prophezeiung unseres

wetterkundigen Försters eintrifft, der bei hellstem Sonnenschein von einem Gewitter sprach, das sich für heute Abend vorbereitet."

„Er mag Recht haben, Renata. Aber wir können wohl noch ein Weilchen im Freien sitzen, denke ich. — — Hat Dich Erwin seit Kurzem besucht, Renata?"

Die junge Frau erröthete bei dieser Frage. „In den letzten Tagen wohl nicht, Mama. Wir begegnen einander in der Stadt."

„Wie fandest Du sein Aussehen?"

„Nicht gut, das muß ich bekennen. War Erwin krank?"

Die Baronin seufzte tief. „Nicht körperlich, Kind, — aber — es bedrückt ihn etwas, was er mir verschweigt, und Du weißt, ob mein Sohn jemals verschlossen gegen mich war. Ich fühle mich tief beunruhigt, Renata. Er ist gänzlich verändert, und seine Gesundheit scheint ernstlich zu leiden. Von all' seinen kleinen Liebhabereien kann ihn nun nichts mehr locken, als die Jagd, und auch diese nur zuweilen, als wollte er sich durch diese Zerstreuung trüben Gedanken entreißen. Seine Mineralien- und Pflanzensammlungen würdigt er kaum eines Blickes, und sein Reptilienhaus liegt ihm, glaube ich, gar nicht mehr im Sinn. Sogar seine Vögel, die seine größte Freude waren, gingen gewiß elendiglich zu Grunde, wenn ich und meine Jungfer sie nicht versorgen würden. Hans behauptet, er sei verliebt, und darauf mag man allerdings zuerst bei so jungen Leuten rathen; — warum sollte er auch nicht verliebt sein, mit seinen dreiundzwanzig Jahren? Aber daß mein heiterer Erwin das so tragisch nehmen könnte, das will mir nicht recht einleuchten! Zudem — eine unglückliche Liebe, wie Hans behauptet . . . lache mich nicht aus, Renata — aber das scheint mir bei seinem

Aussehen und seiner Stellung doch nicht recht wahrscheinlich . . ."

Renatas Lippen umspielte ein flüchtiges Lächeln.

„Du bist wirklich recht eitel auf die Vorzüge Deines Sohnes," sagte sie, „und obwohl ich zugeben muß, daß Erwin . . . ."

„Nicht wahr?"

Die Augen der Mutter leuchteten in stolzer Freude.

„Ja, Erwin ist ein recht lieber Junge, — aber gleichwohl ist es doch möglich, Mama, daß zum Beispiel die Dame, der er seine Huldigung weiht, ihr Herz schon einem Andern geschenkt habe — oder . . ."

„Du glaubst? Du weißt etwas, Renata, gestehe es! Ihr seid Jugendgefährten, er wird Dir seinen Herzenskummer geklagt haben . . ."

Renata schüttelte den Kopf. „Es war nur eine hingeworfene Vermuthung," versetzte sie ausweichend.

Die Baronin rückte ihr näher. „Sieh' ich will Dir sagen, warum ich nicht daran glauben kann. Ich weiß es mit voller Bestimmtheit, daß jede der hier ansässigen Familien, welche heiratsfähige Töchter hat, in eine Verbindung mit Erwin mit Freuden willigen würde. Ich wüßte Keine, die ihm ein besonderes Interesse eingeflößt hätte, und — bürgerliche Häuser besucht er nicht, die kommen daher außer Frage. Wenn es also wirklich eine unglückliche Liebe ist, so kann ich mir in keiner Art denken, woher der Wind weht, und weiß zu meiner Verzweiflung nicht, wie ich die Sache anfassen soll, um eine Veränderung seines unglückseligen Zustandes zu bewirken!"

Renata hatte bewegt zugehört. Ihr Gewissen indessen machte ihr keinen Vorwurf. Sie konnte sich sagen, daß sie seine Liebe nie ermuthigt, vielmehr vom Anfang

an ihr Möglichstes gethan, um ihm alle Hoffnung zu benehmen. Indem sie also handelte, berücksichtigte sie ihre eigenen Gefühle nicht. Sie hatte mehr als einen Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen, welches von der Leidenschaftlichkeit seiner Zuneigung, von der Innigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Empfindung nicht ganz unberührt geblieben war. Besonders war es ihre letzte Unterredung mit Erwin in der Waldeinsamkeit gewesen, die einen tiefen und nachhaltigen Eindruck auf sie hervorgebracht hatte. Sie fragte sich nicht mehr wie sonst: Wäre bei einer solchen Ehe eine Möglichkeit des Glückes vorhanden? denn sie fühlte, daß ihr Herz seit Kurzem für eine solche Frage ein verrätherisches „Ja" haben könne, aber sie legte sich die Frage vor: Was würde die Welt, was seine Mutter und sein Vetter Hanns dazu sagen? Und die flammende Röthe der Scham, welche, so oft sie sich diese Frage vorlegte, ihre Wangen übergoß, war ihr Antwort genug. Diese Heirat war unmöglich, ganz unmöglich. Und nun die Mittheilungen der alten Frau, diese Mittheilungen, die sie tief bewegten, vielleicht nicht zum geringsten Theile deshalb, weil die Baronin trotz allen Nachdenkens auch nicht für einen Augenblick auf den Gedanken gerathen war, sie selbst, die um vier Jahre ältere Frau, könne der Gegenstand von Erwin's Leidenschaft sein!

Es gelüstete sie, Gewißheit zu erlangen. Sie wollte, ohne sich und ihn zu verrathen, in klaren Worten die rückhaltslose Meinung seiner Mutter in dieser Sache hören und ein günstiger Zufall bot ihr die Handhabe dazu.

„Ich denke nun schon eine Weile darüber nach," sagte sie langsam, „warum Du, liebe Mama, an die eine Dame nicht gedacht hast, welche mir alle jungen Damen der

Aristokratie unserer Umgebung an Geist, Gemüth und Schönheit weit zu übertreffen scheint."

„Die wäre?"

„Gräfin Irma Wellenbach."

„Die Witwe Wellenbach? Geh' doch!"

„Du findest das unmöglich?"

„Absolut unmöglich."

„Diese Witwe Wellenbach . . . Du hast so scharf betont, liebe Mama, daß ich auf die Vermuthung kommen muß, Du habest an ihrer Witwenschaft etwas auszusetzen . . ."

„Was fällt dir ein? Warum sollte die schöne und liebenswürdige Irma nicht eine zweite, glückliche Ehe eingehen? Aber ihr Alter!"

„Ihr Alter? Sie ist ja noch so jung — kaum fünfundzwanzig Jahre . . ."

„Und Erwin zählt dreiundzwanzig. Ist Dir der ungeheure Abstand nicht deutlich, meine kluge Renata?"

Renata zuckte die Achseln. „Ich bitte Dich — kaum zwei Jahre . . ."

„Diese zwei Jahre, mein Kind, gelten für zehn. Ich bin nun einmal der Ueberzeugung, daß der Mann immer mindestens um sieben oder acht Jahre mehr zählen muß, als die Frau, soll man an eine glückliche Ehe denken dürfen."

„Man hat doch Beispiele . . ."

„Ich kenne keines," erwiderte die Baronin. „Eine solche Ehe scheint nur glücklich, insofern die Ehegatten den Takt besitzen, der Welt keinen Einblick in ihr Elend zu gönnen — sie ist es nie, selbst nicht in den ersten Jahren. Wie sollte es auch anders sein? Nach kurzem Liebesrausche findet der kaum erst in's kräftigste Mannesalter getretene Ehegatte ein verblühendes Weib an seiner

Seite, das in nichts mehr der Göttin seiner Träume gleicht — und rings um ihn her blüht es von Mädchenblumen, die sein schönheitsdurstiges Auge blenden."

Renata war sehr bleich geworden. „Und sind es denn wirklich nur Jugend und Schönheit," rief sie, „die ein Männerherz zu fesseln vermögen? Sind Geist, Anmuth und Liebenswürdigkeit, treue Liebe, zarte Rücksichtnahme nichts?"

„Sie sind viel, Renata, wenn man eine Reihe von Jahren zusammen jung und glücklich gewesen ist. Man hat sein Maß von Glück in dieser Welt genossen, — sieht auf eine lange, sonnige, unvergleichlich schöne Zeit zurück, — das Herz hat sein volles Genügen gefunden . . . Man ist so unmerklich nebeneinander alt geworden und die Gewohnheit läßt uns auch das gealterte Antlitz schön erscheinen. Heiratet aber ein unverdorbener, junger Mensch, der das Leben nur sehr mäßig genossen, eine schöne, aber ältere Frau mit der Ueberzeugung, sie immer lieben zu können, dann verweht in wenigen Jahren sein Traum. Entweder er schleppt sein schweres und selbst aufgebürdetes Joch fort durch das Leben, kaum ein Schatten dessen, was er einst gewesen, oder er wird leichtsinnig und macht sein Weib unglücklich."

„Eine hübsche Alternative," warf Renata in voller Bitterkeit ein.

„Ja, sieh, mein Kind," plauderte die alte Dame arglos weiter, — „das ist meine feste, wohlbegründete Ueberzeugung. Ein Anderes wäre es, wenn Erwin einer dieser blasirten jungen Cavaliere, dieser jugendlichen Greise wäre, welche, abgelebt und lebensmüde, nur den Jahren nach jung genannt werden können. Es ist ganz irrelevant, w e n diese Herren heiraten. Gebt ihnen ein Ideal an

Schönheit und Vollkommenheit, es wird ihnen nur für wenige Tage zur willkommenen Zerstreuung dienen. Erwin aber ist jung an Herz und Geist — und kann an dem Tage, an welchem er durch das „Ja" am Altare zum Ehemann wird, die seinen dreiundzwanzig Jahren anhaftenden Eigenschaften leider nicht abstreifen, wie die Schlange ihre Haut. Für die Jugend gibt es unter solchen Umständen keine Gewöhnung, die nicht das innerste Wesen schädigte; sie wird unwillkürlich wieder der Jugend entgegen streben; das ist ihre Eigenthümlichkeit und ihr Recht! Und darum, theure Renata, weil ich Erwin zu klug für einen solchen Mißgriff halte, scheint es mir unmöglich, Irma Wellenbach ernsthaft zu nehmen. Er denkt auch wohl nicht an sie."

Tief athmend und mit pochendem Herzen hatte Renata diesen Worten gelauscht. „Du kannst Recht haben," sagte sie nach einer Pause. „Wenn es aber dennoch wäre, wenn er Irma Wellenbach liebte, und sie seine Neigung erwiderte, was würdest Du thun, Mama?"

„Du erschreckst mich, Renata! Wie magst Du nur auf diesem Unwahrscheinlichsten von Allem beharren! Das wäre nicht gut, mein Kind, und ich würde zittern müssen vor dieser irregeleiteten Leidenschaft, ohne mit irgend einer Aussicht auf Erfolg etwas dagegen thun zu können. Ich habe mir schon lange gesagt, daß, wenn Erwin einmal liebt, er lieben wird mit der vollen Kraft seiner Seele, mit hartnäckigster Ausdauer. Gott gebe daher, daß, wenn wirklich eine Leidenschaft die Ursache seiner befremdenden Veränderung ist, seine Wahl auf ein junges Wesen fiel, das ihn glücklich machen kann, — nicht auf Irma. Das wäre schlimm."

„Schlimm allerdings, wenn sie nicht Vernunft und

Kraft hätte für Beide. Und nun wollen wir, wenn es Dir so recht ist, liebe Mama, eine kleine Promenade im Park machen. Das Wetter hat sich aufgehellt, die Prophezeiung unseres wetterkundigen Försters ist glücklicherweise zu Schanden geworden!"

IV.

Es war ein schwüler Abend im August. Draußen rieselte nun schon seit Stunden ein feiner Regen nieder, ohne die gewitterschwangere Luft kühlen zu können. Der Himmel dämmerte Grau in Grau, die Berge, welche die schöne Gebirgsstadt umgaben, waren bis zu ihrer halben Höhe in undurchdringlichen Nebel gehüllt.

Im eleganten Local des adeligen Clubs aber, welches im ersten Stockwerk eines modernen Hauses gelegen, mit seiner imposanten Fensterreihe auf die Hauptstraße sah, fühlte man sich ganz behaglich. Die Fenster standen weit offen, um der Luft Zutritt zu gewähren. Die Gascandelaber verbreiteten Helle in dem großen Saal, und geräuschlos glitt die wohlgeschulte Dienerschaft von Tisch zu Tisch, um den Wünschen der hochgeborenen Gäste gerecht zu werden.

Dort waren auch einzelne Nicht-Adelige anwesend, die ab und zu für einen beschränkten Zeitraum Entrée erhielten, und hie und da tauchte sogar über einem geistlichen Collet ein gut gefärbtes Gesicht oder ein hageres, blasses Antlitz mit klugen, aufmerksamen Augen auf. In streng katholischen Gegenden ist die Geistlichkeit gerne geneigt, sich auch Irdischem ein wenig zuzuwenden, und

nimmt namentlich zur Zeit der Wahlen thätigen Antheil am öffentlichen Leben.

Heute hatte die sonstige entente cordiale, wie man bald gewahren konnte, einen schweren Stoß erlitten. Es hatten sich in diesem Centrum und Refugium des exclusiven Adels Parteien gebildet; die politischen Schlagworte des Tages klangen von Mund zu Mund.

In eines der Nebenzimmer aber, in welchem mehrere friedliebende Herren ihr Spielchen machten, drang der Kampf der Parteien nur gedämpft herüber. Auch einige Cavallerie-Officiere, welche die Politik nicht interessirte, hatten sich hierher zurückgezogen. Sie plauderten fröhlich, wenn auch nicht harmlos, — ein Civilist, der unter ihnen saß, Baron Habern, wurde mit seinen Schulden geneckt. Nur Einer der Herren in Uniform, Rittmeister Horst, rauchte still seine Cigarre; er schien übel gelaunt.

„Laßt mich zufrieden!“ rief Habern endlich unwirsch. „Ich gedenke meine Schulden im Laufe der nächsten Wochen bei Heller und Pfennig zu bezahlen.“

„Im Monde,“ sagte Horst lakonisch.

„Was soll das heißen!“ rief Habern erzürnt.

„Oder im Jupiter,“ variirte ein Uhlanen-Officier phlegmatisch. „Zanken wir uns nicht — um's Himmelswillen! Drüben wird so viel gestritten, und das mißtönige „Meine Herren!“ im Baß, im Bariton, im Tenor bis zur Fistelstimme hinauf macht mir bereits Kopfweh. Schon wieder! . . . Habt Ihr dies letzte „Meine Herren“ gehört? Das reine Hahnengekrähe! Wir, die wir hier gemüthlich bei einander sitzen, sind gleichsam die Bewohner eines ruhigen Eilandes mitten im aufgewühlten Meere.“

„Ich meinerseits bin froh, daß Horst überhaupt gesprochen hat, wenn es auch nur zwei Worte waren,“

sagte einer der Herren. „Wir hatten ja beinahe vergessen, wie seine Stimme klingt."

„Er ist schon wieder stumm geworden," meinte ein Anderer, eine wirkliche und wahrhaftige Durchlaucht. „Sogar das Commando vor der Front wird ihm sauer. Kann mir Einer sagen, wie unser lustiger Kumpan zu dieser Schweigsamkeit kommt? Er selbst thut ja doch den Mund nicht auf . . ."

„Où est la femme!" rief Habern.

Horst nahm die Cigarre aus dem Mund und sah ihn mit zürnenden Blicken an.

„Es wird doch so etwas Aehnliches sein," bekräftigte Habern. „Wenn ein lustiger Mensch zum Karthäuser wird, steckt gewöhnlich ein Weib dahinter."

„Soll ich's Euch sagen?" lachte ein junger Cavalier. „Er hat an die Pforte des Venusberges geklopft und keinen Einlaß gefunden. Das ist bekanntlich sehr unangenehm. Seit er aber durch die ihm vor der Nase zugeschlagene Pforte einen Blick auf all' die Herrlichkeiten d'rin gethan, gefallen ihm die Töchter der Sterblichen nicht mehr und er findet das Leben öde."

Horst lachte gezwungen auf. „Lasse gefälligst Deine Späße, Henderberg," sagte er dann.

„Gar kein Spaß, — ich meine das sehr ernst, und Du kannst nicht leugnen, Horst, daß Du erst, seit die schöne Renata Roncourt Dich auch genasführt hat, wie alle Anderen, zu den Stillen im Lande gehörst."

Bei Nennung dieses Namens fuhr ein eifriger Zeitungsleser, der in einer Ecke des Zimmers allein an einem Tische saß, von seinem Sitze auf, sank aber gleich wieder auf denselben zurück.

„Dort hinten wird auch ein Todter lebendig," raunte Baron Habern dem Uhlanen-Officier zu.

Horst hatte nur einen Blick hingeworfen und Baron Bergen sogleich erkannt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. Es mußte heute wie Streitlust in der Luft liegen, denn der Anblick des verhaßten Nebenbuhlers raubte ihm fast die Besinnung.

„Eine Niederlage auf diesem Felde ist keine Schande," sagte er. „Daß ich an dem Triumphwagen der schönen Ven . . . Gräfin Renata, wollte ich sagen, mitzog, will ich nicht leugnen. Wenn Du aber behauptest, Henderberg, die unnahbare Gräfin sei unbarmherzig gegen alle ihre Sklaven gewesen, so irrst Du. Frau Venus hat ihren Sieger gefunden."

„Oho! — Und wer ist der Glückliche?"

Baron Bergen hatte sich aufgerichtet. Die ernsten Augen auf den Sprecher gerichtet, stand er bleich und tief athmend da.

„Ich umgehe einstweilen die Frage und greife nach Art der Romanschriftsteller in meiner Schilderung etwa acht Wochen zurück," erwiderte der Rittmeister. „Wir waren auf einer Bergpartie begriffen, deren Ziel vorläufig ein Dorf dort oben sein sollte. Wir waren unser Fünf. Graf Ilmenhorst, die Gräfin Roncourt, ihre Cousine, Baron Bergen und ich. In einem Wirthshause aßen wir zu Mittag. Da verschwanden plötzlich Zwei aus der Gesellschaft — Baron Bergen und die schöne Gräfin, welche seiner Versicherung, es sei ihm ganz in der Nähe ein lohnender Aussichtspunkt bekannt, mit besonderer Güte sogleich Glauben schenkte."

„Falsch!" unterbrach ihn in diesem Augenblicke Baron Bergen. „Nicht zwei, sondern vier Personen brachen zu

diesem Zwecke auf, und weder die Gräfin Roncourt noch sonst wer können dafür verantwortlich gemacht werden, daß Gräfin Hallwick und Rittmeister Horst bald fanden, der Weg sei ihnen zu steil.“

„Gräfin Hallwick fand dies allerdings,“ rief der Rittmeister erregt, „und Baron Bergen, der als Führer diesen haarsträubenden Weg wies, hatte sehr wohl berechnet, daß die kurzathmige Dame außer Stande sein werde, ihn zu erklettern. Ich aber konnte sie unmöglich in dieser Wildniß verlassen und war genöthigt, sie in das Wirthshaus, wo wir den Grafen gelassen, zurückzubegleiten — auch dies sah er mit Recht voraus. Dann aber schlug ich ganz denselben Weg ein, den uns Baron Bergen geführt hatte, fand aber am Ende desselben keinen schönen Aussichtspunkt, sondern fast undurchdringliche Waldwildniß. Ganz vergeblich jedoch blieb meine Mühe nicht: An einer besonders romantischen Stelle des Waldes, wo die so merkwürdig Entschwundenen offenbar Halt gemacht, hatte ein neidischer Gnom, der die Zusammenkunft belauscht, der zerstreuten, ihrer sonstigen kühlen Besonnenheit etwas beraubten Dame diesen taubengrauen Handschuh“ — Horst zog ihn aus der Brusttasche, — „von der schönen Hand gezogen. Das Weitere mag Euch Tannhäuser selbst erzählen.“

Damit erhob er sich und die Gegner standen sich Aug’ in Aug’ gegenüber.

Bergen war vor Wuth kaum der Sprache mächtig. „Sie sind ein Schurke,“ preßte er endlich mühsam hervor, „wenn Sie die Ehre der Dame, die Sie zu lieben behaupteten, so frech anzutasten wagen.“

„Herr Baron,“ fuhr Horst, der furchtbar erbleicht war, auf, „für diese Beschimpfung werden Sie mir . . .“

„Für die Verleumdung dieser Dame werden Sie mir Genugthuung geben, Herr Rittmeister — einer Dame, welche, wie ich hier zur rechten Beleuchtung Ihrer Handlungsweise offen aussprechen will, auch meine Bewerbung zu meinem tiefsten Bedauern zurückgewiesen hat."

„Sonderbar!" lachte der Rittmeister hämisch. „Es ist doch sonst nicht die Art zurückgewiesener Bewerber, für die Tugend der Beleidigerin eine Lanze einzulegen."

„So fern sie Ehre im Leibe haben, ja. Unsere Zeugen werden das Nöthige vereinbaren. Guten Abend, meine Herren!"

V.

Baron Erwin ging schweigend im Salon auf und nieder. Trüben Auges folgte seine Mutter den lässigen Schritten ihres Lieblings. Waren sie denn wirklich für immer dahin, die fröhlichen Stunden, in welchen er ihr, der geliebten Mutter, der verläßlichsten Vertrauten, der besten Freundin unter Scherz und Lachen Alles vertraut, was sein junges Gemüth bewegte? . . .

„Wünschest Du Thee, Erwin?" fragte sie endlich.

„Ich bitte, Mama."

Er nahm, kaum daß er die Tasse zur Hälfte geleert, seinen Gang durch den kleinen Salon wieder auf, sie aber blickte wieder vor sich hin. Dann stützte sie den Kopf auf die Hand, daß dieselbe auch die feucht gewordenen Augen beschattete. Sie wußte ja, es beunruhigte ihn noch mehr, wenn er sie traurig sah. Doch heute war ihr Bangen fast stärker als sie. Melancholisch schlug draußen der Regen ununterbrochen nieder. Alles Nebel, — dachte sie. — Alles bange bleischwere Dämmerung . . .

Wie sie so trostlos vor sich hin sah, konnte sie wohl nicht bemerken, wie Erwin häufig forschende, fast scheue Blicke auf sie warf. Zum ersten Mal bemerkte er, wie sehr sie verändert war, wie fahl die Wangen der schönen

Matrone geworden, wie ernst und trüb die sonst so milden, ruhigen blauen Augen blickten . . .

„Arme Mutter!“ seufzte er, innerlichst ergriffen, still vor sich hin. Und nun sah er auch, wie der armen Frau unter der vorgehaltenen Hand zwei schwere Thränen über die Wangen rollten, Thränen, die sie sich allsogleich beeilte mit dem Battisttuch wieder zu entfernen. Wie erstarrt blieb er stehen. Sie weinte also, wenn sie sich unbeachtet glaubte! Sie litt tief und schwer! —

Er erinnerte sich nicht, seine Mutter jemals weinen gesehen zu haben, wollte er hiezu nicht die Freudenthränen zählen, die sie an seiner Brust vergossen hatte, als er, wenig über zwanzig Jahre alt, mit seinem Erzieher, der nun sein Freund geworden, von jener langen Reise in überseeische Länder, auf der er so viel gelernt, so viel Schönes und Wunderbares erlebt, auch so manche Gefahren bestanden, zu ihr zurückgekehrt war. Denn sie gehörte zu Jenen, welche für ihre Lieben nur Lächeln und Heiterkeit haben, und die Stürme, die jedes tief fühlende Herz bewegen, von Anderen unbemerkt, in ihrem Innern austoben lassen.

„Du weinst!“ dachte er. „Was erst wirst Du morgen thun, wenn Dein Erwin vielleicht nicht wieder zu Dir zurückkehrt!“

Was lag ihm am Leben! Besser und schöner glaubte er nicht sterben zu können, als in der Vertheidigung der Ehre der Frau, die er liebte. Aber seine Mutter! Ein ungünstiger Ausgang des Duells mußte sie tödten! Und ihn lähmte fast der Gedanke: „Dies also soll ihr Lohn sein für all die grenzenlose Liebe und Aufopferung . . . Du wirst, wie du ihr Quäler warst, endlich ihr Mörder werden!“ Nicht einen Augenblick konnte er, der dieses

liebende Herz kannte, glauben, daß es noch fortpochen würde, wenn er nicht mehr sei.

„Mutter!“

Sie schrak empor. Im nächsten Augenblick aber hatte sie den geliebten Sohn umschlungen und tief bewegt drückte sie sein Haupt an ihre Brust. Nun kehrte er ja wieder heim zu ihr! Das Eis war gebrochen — nun mußte Alles, Alles wieder gut werden.

Für den Augenblick schien Erwin wieder ganz in Zärtlichkeit für seine Mutter aufgelöst. Er schloß sie stürmisch in die Arme — er bedeckte ihr Angesicht, ihre Hände, ihre Augen, mit den zärtlichsten Küssen und seine Lippen flüsterten lang entbehrte Schmeichelworte, die ihr Ohr gieriger aufsog, als je in den Tagen der Jugend die Worte des geliebten Bräutigams. Sie war ein liebendes Weib gewesen, als sie aber Mutter wurde, da fühlte sie es, dies Kind erst sei die Ergänzung ihres Ich. Liebte sie den Gatten, sein Kind betete sie an.

„Nicht wahr, Erwin,“ fragte sie zärtlich, die bleichen Wangen ihres Lieblings streichelnd, „nun wird Alles wieder gut? Nun wirst Du mir wieder gesunden an Körper und Seele, wirst wieder mein schöner, stattlicher Sohn werden. Zu Zweien läßt sich ja Alles leichter tragen, mein Kind. Ja, lehne nur Dein Haupt an meine Schulter. Ich weiß, ich fühle es, Du hast viel gelitten — aber es wird sich überwinden lassen. Solltest Du um einer ersten Enttäuschung willen wirklich alle Hoffnung auf zukünftiges Glück aufgeben wollen — Du, noch so jung und lebenskräftig?“

Erwin erbebte. Er erhob das Haupt von der Brust der Mutter. Zukunft . . . Hatte er denn eine Zukunft? Wenn ihn die Kugel des Gegners traf, das schien ihm — der glücklichere Fall! Doch war seine Stunde noch

nicht gekommen, hielt ihn das Leben fest, was konnte es ihm ferner bieten? Er liebte, er litt — es gab keinen Trost für den Verlust aller Lebenshoffnung!

Bleicher und düsterer, als er gewesen, entwand er sich der mütterlichen Umarmung und erhob sich. Sein Blick erlosch und seine Lippen verstummten. Sie fühlte es fast, die arme Mutter, wie er sich wieder von ihrem Herzen löste, und in Thränen ausbrechend, ergriff sie die Hände des Sohnes.

„Erwin," rief sie, „Erwin sieh mich an! Einmal nur streife die Last, die Dich bedrückt, von Deinem Herzen und sprich Dich aus . . . Diese Verschlossenheit tödtet Dich und mich."

Sie versuchte es, ihn mit sanfter Gewalt an ihre Seite niederzuziehen. Ihm aber schien es wieder, als stünde er allein und verlassen in düsterer Einöde, und als dränge aus weiter Ferne die geliebte Stimme zu seiner Seele, ohne sie aus ihrer Starrheit erwecken zu können.

„Dringe nicht in mich, liebe Mutter," sagte er hastig. „Es ist mir heute unmöglich, darüber zu sprechen, ganz unmöglich. Morgen will ich es versuchen, will Dir, ehe wir uns trennen, Alles sagen, denn — ich will wieder verreisen, weit, so weit als möglich. Vielleicht lerne ich dann vergessen. Gute Nacht, liebe, liebe, Mutter!"

Er faßte mit festem Druck die Hand, in der die seine lässig gelegen hatte. Noch einmal zum vollen Gefühl der Gegenwart, zum Bewußtsein der Bitterkeit dieser Abschiedsstunde erwachend, breitete er die Arme aus, schloß die Weinende in langer Umarmung an sein Herz und ging.

„Wieder eine weite Reise . . ." murmelte die arme Frau. „O, wer ist die Feindin, die mir durch ihre Unbarmherzigkeit den einzigen Sohn vom Herzen reißt? Auf

Jahre hinaus soll ich ihn vermissen, ihn, das Licht meiner Augen, soll ihn ziehen lassen, krank an Körper und Seele . . . Ach Erwin, mein Erwin!“

Verzweifelnd sank sie laut weinend in die Kissen zurück. — —

Es war am nächsten Morgen und die Frühstückstunde vorüber. Die Baronin saß in dem kleinen, an ihr Schlafzimmer grenzenden Salon und hielt die Augen auf ein Zeitungsblatt gerichtet. Endlich fuhr sie mit der Hand an die Stirne und ließ das Journal auf den Tisch niedersinken.

„Es ist vergeblich,“ murmelte sie. „Ich fasse den Sinn nicht . . .“ Sie zog die Uhr. „Neun Uhr — und er schläft noch immer! Es ist freilich kein Wunder. Hörte ich doch das arme Kind einen guten Theil der Nacht in seinem Schlafzimmer auf- und niedergehen . . . Ja wohl, wir schlafen nicht mehr, weder er noch ich . . .“

Sie sah traurig vor sich hin. Plötzlich fuhr sie empor. „Nun kommt er . . . Nicht doch, es ist nicht sein Schritt. Das ist nicht zu ertragen . . . Er hat noch niemals am Frühstücktisch gefehlt . . . Wenn er krank wäre . . . im Fieber läge . . . Er war gestern so eigenthümlich erregt . . .“

Sie schellte. Einer der Diener eilte herbei. „Ist mein Sohn schon wach?“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube jedoch, daß der Herr Baron noch schläft. Eben sah ich die Jalousien an den Fenstern des Herrn Baron noch herabgelassen.“

„Es ist gut. Wenn Philipp nicht bei dem Herrn Baron zu thun hat, senden Sie ihn hierher.“

Nach einer Minute trat der Kammerdiener ihres Sohnes ein. „Der Herr Baron schläft noch,“ erwiderte

er auf ihre Frage. „Ich war so eben an der Thüre des Schlafzimmers. Es ist drinnen Alles still.“

Die Aufregung der Baronin wuchs. „Senden Sie Jérôme hierher!“ befahl sie heftig.

„Ich kann mich doch nicht vor den Leuten lächerlich machen und selbst hinaufgehen, um zu sehen, warum er so lange zögert,“ sagte sie, als sie allein war. „Jérôme wird eine Auskunft geben können. Er ist eigentlich hier der einzige Mensch, mit dem man ein Wort im Vertrauen reden kann. So ein alter Diener gehört fast zur Familie . . . Auch liebt er Erwin wie seinen Augapfel . . . Was Anderen entgangen ist, kann er vielleicht bemerkt haben. Wo bleibt er doch?“

Es währte ziemlich lange, ehe Jérôme eintrat. Doch blieb er an der Thüre stehen und blickte scheu zu Boden.

„Kommen Sie näher, Jérôme!“

Nie im Leben war es dem alten Manne so schwer geworden, einem Ruf seiner geliebten Herrin Folge zu leisten. Sein Schritt war so schleppend, daß die Baronin aufmerksam wurde.

Sie schrak zusammen. „Was ist Ihnen? Sie sind bleich bis in die Lippen . . . Jérôme!“ schrie sie entsetzt auf. „Es hat mich ein Unglück betroffen, das Sie mir verschweigen! Erwin ist krank, todtkrank?!“

„Das wolle Gott verhüten!“ sprach der alte Mann dumpf.

„Haben Sie ihn gesehen, heute gesehen?“

„Ja!“

„Wann?“

„Heute in der ersten Frühe!“

„Wie? Er schläft also nicht? Er ist fort?!“ Sie fuhr empor. „Nun weiß ich, was es ist . . . Er sprach

gestern von einer weiten Reise . . . er wollte sich und mir den Trennungsschmerz ersparen! Er hat Sie . . . des Morgens gerufen, um seine Koffer zu packen . . .“

„Ich habe keine Koffer gepackt,“ sagte der alte Mann mit bebender Stimme. „Ich . . . ich begegnete dem jungen Herrn heute Morgens im Park . . . Es mag fünf Uhr gewesen sein . . .“

„Fünf Uhr?“

„Er suchte mich auf. „„Jérôme,““ sagte er mir sehr ruhig, „„wenn ich um zehn Uhr nicht zurück sein sollte, — aber erst dann, — übergib diese Briefe an ihre Adresse.““ Es waren ihrer drei — und einer, der aussah, wie ein Actenstück, war an den Herrn Notar adressirt.“

Die Baronin wankte. „Geben Sie mir die Briefe!“ murmelte sie.

Der Alte warf einen Blick nach der Standuhr auf dem Kamine. „Es ist noch nicht zehn Uhr,“ sagte er. Dann aber sank er vor seiner Herrin nieder und die hellen Thränen liefen ihm über die gefurchten Wangen. „Ich kann's nicht länger verschweigen, Euer Gnaden, — er schlägt sich! er schlägt sich!“

Die Baronin stieß einen lauten Schrei aus, dann aber sank sie ohnmächtig zusammen.

Der alte Diener kniete neben ihr nieder. „Ich Narr!“ schrie er auf. „Muß denn immer das Schrecklichste geschehen? Er wird wieder kommen, Freiherrliche Gnaden, — ganz gewiß wird er wiederkommen . . . Es ist ja auch noch nicht zehn Uhr . . . O Gott, mein Gott!“

Er erhob sich, um die Kammerfrau herbeizurufen, da vernahm er Hufschläge. Ein Reiter kam durch die große Allee im Galopp angestürmt. Es war der Förster.

„Eine schlimme Botschaft . . .“ murmelte Jérôme.

Dann raffte er sich empor, rief die Dienerinnen herbei, der ohnmächtigen Herrin beizustehen und ging dem Förster entgegen.

Er traf ihn auf der Treppe. „Todt?“ fragte er.

„Noch nicht,“ erwiderte der Förster. „In meinem Hause haben sie ihm eben den Verband angelegt. Er war nicht bei Besinnung. Nun bringen sie ihn hierher.“

„So werden sie wohl den Arzt mitbringen?“

„Ja wohl. Welch ein Unglück!“

Jérôme wendete sich gegen die Thüre des Saales, in welchem er seine Herrin verlassen hatte. „Wenn wir nur nicht über Nacht zwei Leichen hier haben...“ stöhnte er leise.

VI.

Der Arzt hatte seine Sorge zwischen zwei Kranken zu theilen, die seiner Hilfe gleich bedürftig waren. Baron Bergen lag noch immer bewußtlos da. Die Kugel war durch die Schulter eingedrungen; ein starker Blutverlust hatte stattgefunden. Die Kugel konnte edle Theile verletzt haben, doch war im entgegengesetzten Falle die Möglichkeit der Rettung nicht ausgeschlossen.

Der Zustand der Baronin erregte nicht minder Besorgnisse.

Rathlos wanderte Baron Hanns, der rasch von einem benachbarten Gute, wo er auf Besuch geweilt, heimgeholt worden, von einem Krankenlager zum andern. Den Leiden dieser beiden ihm so theuren Menschen unthätig zusehen zu müssen, erschien ihm als eine unleidliche Qual. So ernst und mild hatte seine Umgebung den eben nicht leicht zu behandelnden Mann nie gekannt.

Als vater- und mutterlose Waise, welcher die Eltern nur ein mäßiges Vermögen hinterlassen, war Baron Hanns Bergen als kleiner Knabe von Erwin's Vater, dessen Ehe bis dahin kinderlos geblieben war, in's Haus genommen worden. Der Knabe besaß keine hervorragenden Geistesgaben. Zudem war er störrischen Wesens, und es bedurfte

der ganzen Nachsicht, der sich immer gleich bleibenden Milde und Güte seiner Tante, um endlich sein junges Herz aufzuthauen. Der arme Knabe konnte sein väterliches Haus, die Stimme des Vaters, die zärtlichen Küsse der Mutter nicht verschmerzen. Immer wieder erneuerte sich ihm die Bitterkeit des erlittenen Verlustes bei jeder Strafrede seines Erziehers, bei jeder noch so gütigen Ermahnung seines Onkels. Nur Eine gab es, die jeden Vergleich mit seinen Erinnerungen aushielt, — und das war seine Tante. Nachdem der Knabe die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr mildes Lächeln, ihr gütiges Wort, ihr liebreicher Blick nicht angewendet wurden, um ihn fügsamer zu machen, sondern sich aus der Tiefe ihres Herzens in's Auge auf die Lippen drängten, wurde er weich und schloß sich der gütigen Frau an, die, weit entfernt, ihn seine liebe Mutter vergessen machen zu wollen, ihm des Morgens und des Abends die Hände faltete, damit er für seine Eltern bete.

Nur ein Nebenbuhler in seiner Liebe erwuchs ihm mit der Zeit, — das war Erwin. So liebte denn Hanns, dessen Charakter sich ganz eigenthümlich entwickelt hatte, nur drei Menschen auf der weiten Erde: Seine zweite Mutter, seinen Vetter Erwin und später, tief im Innersten seines Herzens, — Renata. Er hatte von Kindheit auf oft mit ihr gezankt, sie oft erzürnt oder durch seinen treffenden Witz arg verletzt; schon als Knabe hielt er ihr diese borstige Unnahbarkeit wie einen Schild entgegen, damit sie nicht bemerke, wie heiß sein Knabenherz sie liebe. Er vertraute diese Liebe Niemand, — nicht der Mutter, nicht dem Freunde. Er wußte ja, daß er unliebenswürdig und unschön sei, und hoffte nichts.

So war ihm die Jugend vergangen. Er war schwer

zum Lernen zu bringen gewesen; was ihm mit Ausnahme des Zeichnens, Malens und Modellirens gefiel, waren alle Arten von Leibesübungen gewesen. In diesen excellirte er. Dies bestimmte ihn, die militärische Carrière zu wählen, aus welcher er dann, einer vor dem Feinde erhaltenen Verwundung wegen, die ihm das Weiterdienen, wie er es verstand, unmöglich machte, frühzeitig mit dem Rang eines Rittmeisters ausschied. Erst als sein Oheim gestorben war, enthüllte es sich ihm, wie gut es Dieser, recht wie ein Vater, mit ihm gemeint. Seit seinen Knabenjahren waren die Interessen des kleinen Vermögens, das ihm seine Eltern hinterlassen, stets zum Capital geschlagen worden, und dieses repräsentirte nun eine sehr anständige Summe, von der er selbstständig hätte leben können, wenn sein Oheim in seinem Testamente, das er hinterlassen, nicht verfügt hätte, Hanns Bergen, der Sohn seines geliebten Bruders habe Kindesrechte in seinem Hause und sei zu halten wie sein Sohn und Erbe. Zugleich hatte er das Vermögen seines Neffen durch ein ansehnliches Legat erhöht, damit sich Hanns, dessen Stolz er kannte, in seinem Hause nie gedrückt fühle. Der Rittmeister blieb daher auf Schloß Bergen, und sein ganzes Herz hing an dem trauten Schauplatze seiner Knabenspiele, seiner Jünglingsjahre, dem Wohnort seiner Lieben. Und nun stand er, mit dieser tiefen Liebe zu den Seinen im Herzen, an ihrem Schmerzenslager — ihres Verlustes gewärtig. . .

Er hatte Boten nach allen Seiten ausgesandt. Die Gräfin Roncourt erwartete man von Minute zu Minute. An sie hatte Baron Hanns zuerst gedacht. Er wußte, wie sehr sie an seiner Tante hing, und daß sie kommen würde. Hätte er die Veranlassung des Duells geahnt, so hätte er wohl diese Bitte, deren Erfüllung die umlaufenden

Gerüchte nur bestätigen konnte, an Renata nicht zu stellen gewagt. Doch waren ihm, der eben erst von einem ziemlich entlegenen Gute heimgekehrt war, die gestrigen Vorfälle im Club nicht bekannt geworden, und von den Freunden, die den Verwundeten begleiteten, hatte er nur erfahren, daß Horst Erwin's Gegner gewesen, und gleichfalls, wenn auch nur leicht, am Arm verwundet worden.

Der Förster hatte es übernommen, den Brief des Barons der Gräfin Roncourt zu überbringen. Dieser Brief war von knappster Kürze; gleichwohl errieth Renata aus den wenigen Zeilen so ziemlich den ganzen Vorgang.

Was heute geschehen, wäre bereits vor einem Monate erfolgt, wenn sie nicht damals unumwunden erklärt hätte, jedes ernstliche Rencontre zwischen den Rivalen sei gleichbedeutend mit lebenslänglicher Verbannung aus ihrer Nähe. Da sie nun noch obendrein wußte, daß es jetzt nur Eines gab, was Erwin's Gemüth zu erregen vermochte, so wußte sie auch, daß es sich bei diesem Duell nur um sie gehandelt, und errieth, wer sein Gegner gewesen sei.

Bleich, zitternd ließ sie den Brief aus den Händen sinken. „Er ist verloren," murmelte sie, „verloren!"

„Man weiß noch Nichts, gnädigste Gräfin!" erwiderte der Förster bekümmert.

Ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost aneinander. Dann schellte sie. Sie wollte, der ersten Eingebung ihres Herzens folgend, den Befehl geben, sogleich anzuspannen. Doch als der Diener, ihrer Befehle harrend, vor ihr stand, zögerte sie wieder. Was würde die Welt dazu sagen?

Wenn, wie sie mit Sicherheit vermuthete, ihr Name in die unglückliche Sache verwickelt war, welch' eine ergiebige Ausbeute würde ein längerer Besuch in Bergen den bösen Zungen geben . . . Und — vor Allem, welche

Hoffnungen, die sich nie verwirklichen durften, konnte er bei Erwin selbst erwecken! . . .

„Lieber Herr Schurmann!" begann sie schwankenden Tones. „Mein Papa ist seit einigen Tagen unwohl . . ."

„Wie? Der Herr Graf ist doch nicht gefährlich erkrankt?"

„Das nicht, Schurmann, das nicht."

„O dann, gnädigste Gräfin," rief der treue Diener, der mehr als einmal die kleine Comtesse Ilmenhorst auf den Armen durch den Wald getragen, mit feuchten Augen, „dann fahren Sie sogleich! Bedenken Gräfliche Gnaden nur . . ., ein Haus, in welchem zwei schwer Erkrankte liegen, und dem die Herrin fehlt . . . Es ist ja nicht gewiß," setzte er zögernd hinzu, — „nicht ganz gewiß, meine ich, — daß unser junger Herr Baron die Nacht überlebt . . ."

Renata stieß einen Schreckensruf aus. Erwin nur mehr als Leiche wiederfinden, — das war unmöglich! Und ihre liebe, zweite Mutter selbst erkrankt, — ohne ihre liebreiche Pflege, — ohne ihre Trostesworte und ihre werkthätige Hilfe! Mochte die Welt nach Belieben ihren Ruf begeifern, es zog sie ja nicht allein ihr Herz, es zog sie ihre Pflicht nach Bergen.

Sie nickte Schurmann, der angstvoll die Wandlungen auf dem ausdrucksvollen Gesichte der jungen Frau beobachtet hatte, freundlich zu. „Ich fahre mit Ihnen zurück, Schurmann, und bleibe einige Tage oder noch länger, je nachdem ich nöthig bin." Sie reichte ihm die Hand, die er an seine Lippen führte.

„Sie ist ein Engel — ein Engel!" sagte sich der Mann, als er den Saal verließ.

Es war eine peinliche Fahrt. Die Gräfin hatte die

höchste Eile angeordnet. Auch sauste das Gefährt blitzschnell dahin, dennoch dünkte ihr die Fahrt eine Ewigkeit zu währen, und je näher sie an ihr Ziel kam, desto grauenvoller wurden die Bilder, welche sich vor ihrer geängstigten Phantasie entrollten. Lebte Erwin noch? Würde die Baronin sie wiedererkennen? Und wenn sie Beide als Leichen traf und die immerwache Gewissensqual durch das Leben tragen mußte, wenn auch willenlos, an den Wesen, die ihr so lieb und werth waren, zur Mörderin geworden zu sein! . . .

„Rascher!" rief sie dem Kutscher zu.

O, wie hatte sie auch nur einen Augenblick zögern, wie den Gedanken fassen können, um der Welt willen solche Feigheit zu üben?!

Dichter Waldbestand, bereits Bergen'sches Gebiet, nahm den Wagen auf, der die Träumerin ihrem Ziele entgegentrug. Man fuhr auf gebahnten Wegen durch den herrlichsten Fichtenwald. Auf den Fittichen eines leichten Westwindes athmete der Forst ihr seinen erfrischenden, belebenden Harzgeruch entgegen. Der Vogelgesang war verstummt. Kaum ein leises Zwitschern ließ sich in den Zweigen hören. Die räthselhaften Stimmen des Waldes, die niemals völlig ruhen, bildeten die Begleitung zu den Gedanken der jungen Frau.

Sie liebte Erwin! Es war unvernünftig, thöricht, ihrer selbst unwürdig, aber — sie liebte ihn. Niemals hatte sie dies klarer, sicherer empfunden, als in dieser Stunde der Einsamkeit, in welcher das dahinfliegende Gefährte sie vielleicht an sein Sterbelager trug. Diese Liebe war aussichtslos, denn niemals konnte sie, selbst wenn Jugend und Gesundheit den Sieg davontrugen, die Seine werden. Dieser süße Traum mußte verwehen wie das

Schönste und Beste im Leben! Ein Traum war es, aber sie träumte ihn mit jeder Fiber ihres Herzens, eine Thorheit, aber sie hing an ihr mit jedem ihrer Gedanken ... Sie liebte den Traum, sie betete die Thorheit an, vor deren Reiz alle Weisheit dieser Welt verblaßte. Sie liebte Erwin, weil er zu lieben verstand, wie kein Anderer sie je geliebt, weil er den meisten Männern, die sie kannte, geistig überlegen war; vielleicht auch, und das gestand sie sich am schwersten, weil er eben so jung und sie seine erste Liebe war, weil er so schön war und jeden seiner Mitbewerber in Schatten stellte.

Nun gelangte sie in den Park. Die Zinnen des Schlosses glitzerten im Sonnenschein.

So schön und friedlich alles ringsum, — so blau der Himmel, so sonnig der Tag — und drinnen hauste vielleicht der Tod.

Ein Schauer überlief ihre Glieder. Sie mußte ja den Geliebten lassen, aber sie selbst wollte es thun, sie wollte sich ihn nicht entreißen lassen durch ein unerbittliches, sinnloses, blindes Schicksal!

VII.

Der Wagen hielt vor dem Portal. Jérôme öffnete die Wagenthüre.

„Wie geht es, Jérôme?"

„Sie leben, Gräfliche Gnaden, — und somit . . ."

„Der Baron?"

„Noch besinnungslos. Doctor Frei, der Hausarzt ist soeben angekommen."

„Und die Baronin?"

„Ist auch noch nicht ganz zum Bewußtsein gekommen, fällt von einer Ohnmacht in die andere. O Frau Gräfin, wer hätte das gedacht?!"

Baron Hanns war die Treppe herabgeeilt. Am Fuße derselben empfing er Renata. Er ergriff ihre Hand und drückte sie warm. „Ich danke Ihnen," sagte er. „Ich wußte wohl, daß Sie uns in dieser Stunde nicht fehlen konnten." Er war erschreckend bleich.

„Haben Sie mit dem Arzte gesprochen, Hanns?" fragte sie.

„Nur einen Augenblick."

„Was sagte er?"

„Er sagte nichts. Sie kennen ja den Doctor Frei! Aber sein Blick gefiel mir nicht, und darum suchte ich ihn

zu einer Antwort zu zwingen, indem ich dringlich fragte, was er von der Sache denke. Er fuhr mich ziemlich unwirsch an. „Was soll man da denken? Nicht viel. Sie finden, daß es schon der Mühe werth wäre, mehr darüber zu denken? Das wäre aber ganz unnütz.“ — „Muß er sterben?“ fragte ich entsetzt. — „Muß . . . Wer hat das gesagt? Die Sache muß abgewartet werden, — selbst nach glücklich erfolgter Operation kann sich vorläufig Niemand für Leben oder Tod aussprechen.“

„Gott sei Dank! So ist noch Hoffnung da!“ rief Renata erleichtert.

„Wenn Sie das Hoffnung nennen wollen . . .“ erwiderte Hanns traurig. „Mir schien es gerade das Gegentheil zu bedeuten. Man hat die Kugel ja noch nicht entfernt! . . . Sie wollen wohl vorerst zu Mama, Renata?“ fragte er.

„Gewiß,“ erwiderte die junge Frau. „War Frei schon bei ihr? Was meint er von ihrem Zustand?“

„Er scheint, im Widerspruch mit dem andern Arzt, für sie nichts zu fürchten, und meint, man möge sie, wenn sie zur Besinnung gekommen, zu ihrem Sohn führen. Er glaubt, es werde sie beruhigen, wenn sie ihn pflegen darf. Da liegt unser armer Erwin,“ fügte er hinzu, auf eine Thüre deutend, an der sie eben vorbeischritten.

Renata blieb stehen.

„Lassen Sie mich Erwin sehen,“ — sagte sie nach einigem Zögern mit bebenden Lippen.

Sie durchschritten Vorzimmer und Salon und gingen durch die grüne Dämmerung, in welche die Jalousieen das Zimmer hüllten, auf das Krankenbett zu. Mit tiefer Bestürzung gewahrte Renata die Veränderung, welche wenige Stunden in diesem schönen, jungen Angesicht her-

vorgebracht. Erwin war todtenbleich. Die weißen Zähne schimmerten durch die halbgeöffneten, farblosen Lippen. Sie konnte ihren Thränen nicht wehren. Wortlos sank sie an dem Schmerzenslager nieder und mit ihren beiden Händen die herabhängende Linke des Verwundeten ergreifend, an dessen kleinem Finger ihr der Türkis, den sie ihm vor Jahren zum Geburtstag geschenkt, und den er niemals ablegte, matt entgegenglänzte, lehnte sie die Stirn an die Bettkante und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Düster sah Baron Hanns auf die Knieende nieder. „Sie hat ihn immer so lieb gehabt," dachte er, und dann fuhr es ihm durch den Sinn: „Ob sie wohl jemals um mich so geweint hätte?" Aber sich selbst zürnend, kämpfte er sofort diesen Gedanken nieder. „Armer Erwin!" murmelte er.

Der Arzt trat eben ein. Renata erhob das thränenüberströmte Antlitz.

„O Doctor," rief sie, „sehen Sie nur, wie er leidet! . . . Läßt sich denn gar nichts dagegen thun?"

Doctor Frei griff den Puls des Kranken und brummte etwas in den Bart. Er war einer jener Sonderlinge, die unter einem oft recht grimmigen Humor das beste Herz verbergen, ein Herz voll Mitleid für fremdes Leid. Zur Stunde ärgerte ihn die Fliege an der Wand und darum auch die Frage der jungen Frau, die er im Stillen verrückte Weiberlogik nannte. Doch die schöne junge Frau sah ihn mit so angstvollem Ausdruck an, daß er nach einem Seitenblick auf sie etwas im Herzen fühlte, das ihm eine Erwiderung abnöthigte.

„Ob sich nichts dagegen thun läßt?" wiederholte er in so gereiztem Ton, als wäre ihm durch Gräfin Renata's

Frage eine persönliche Beleidigung angethan worden. „Natürlich läßt sich wenig genug dagegen thun, wenn man das Unglück hat, auf keinerlei Verständniß in der Umgebung eines Kranken zu treffen. Thränen, auch wenn sie den schönsten Augen entströmen, nützen dem Kranken nichts, wohl aber die werkthätige Hilfe, die nicht erst auf die Vorschrift des Arztes wartet, um einzugreifen. Dies muß selbst ein Laie einsehen, daß ein Patient, der eine Kugel im Leibe hat, und dem jede Bewegung furchtbare Schmerzen verursacht, sich nicht so auf seinem Lager herumwerfen darf, wie es Baron Bergen thut . . .“

„Aber was ist zu thun?“ fragte Hanns. „Soll ich einige kräftige Diener . . .?“

„Warum nicht gar!“ rief der Doctor unwirsch. „Wollen Sie nicht etwa gar Wärter aus dem Irrenhause kommen lassen? Man muß ihn binden.“

Die Gräfin stieß einen Ruf des Entsetzens aus. „Binden? Doctor!“

„Ja wohl, Frau Gräfin, und das mit sehr soliden Stricken oder Gurten. Her damit! Jérôme, beeilen Sie sich!“

„Gur—ten?“ lallte der eben eingetretene Kammerdiener. „O Gott! O Gott!“ Aber trotz seines Entsetzens eilte er, so rasch die alten Füße es erlaubten, den erhaltenen Befehl auszuführen, und brachte binnen kürzester Frist das Gewünschte herbei.

„Brav, Jérôme! Sie sind bei Gott noch der Vernünftigste unter . . . Ihres Gleichen. Und nun heben Sie ihn ein wenig, Herr Baron, — nur ein ganz klein wenig... Der Gurt muß um den Leib geschlungen werden . . . Recht so! Das wird genügen. Und nun wollen wir an die Operation gehen.“

„Also doch heute?“

„Ja! Ich darf den Patienten mit der Kugel im Leibe dem furchtbaren Wundfieber, das mir dieser Puls verkündet, nicht entgegensenden, geschehe, was da wolle. Die Operation ist nicht ohne Gefahr. Ich weiß, daß Baron Bergen das Chloroform nicht verträgt. Es regt ihn auf, statt ihn zu betäuben. Darum mußte er gebunden werden. Nun aber, wer hilft mir? Mein Herr College hat sich entfernt; er sei nur überflüssig, ließ er mir sagen. Wir wollen voraussetzen, daß er nicht ahnte, wir müßten eventuell noch heute zur Operation schreiten . . . Wer soll mir nun beistehen? Mir genügen dazu weder Sie, Herr Baron, noch Jérôme. Ich brauche," fuhr er sich an die Gräfin wendend fort, „Jemanden, der mir auf meinen Wink verschiedene Instrumente nach der Reihenfolge reicht, diese imprägnirte Baumwolle und Compressen bereit hält, das hervorquellende Blut mit den Schwämmen wegwäscht u. s. w. Zu derlei Dingen waren mir, wo Collegen fehlten, Frauen immer lieber als Männer. Sie fassen Alles viel geschickter an. Muthen Sie sich," fragte er ernst, „die nöthige Kraft zu, diese Hilfeleistungen zu übernehmen? Wäre die arme Baronin nicht erkrankt, ich würde sie Niemandem als dieser vortrefflichen Mutter übertragen haben. Sprechen Sie nun offen, Frau Gräfin!"

„Ich bitte um die nöthigen Vorschriften, Doctor," erwiderte Renata. Sie war sehr bleich. Ihre Lider waren noch vom heftigen Weinen geröthet, aber der Blick, mit dem die großen dunkeln Augen in die seinen sahen, war fest. Der Doctor nickte befriedigt. Ruhig gab er der aufmerksam horchenden Gräfin seine Weisungen.

Wohl schauerte sie in sich zusammen, als sie die gefürchteten Instrumente berührte, doch sie blieb fest. Den Blick dem Arzte zugewandt, reichte sie diesem nach Vor-

schrift die Instrumente, trotz des schmerzlichen Stöhnens des Kranken keinen Wink des alten Herrn übersehend. Nur ein besonders lauter Aufschrei Erwin's ließ sie erbeben. Sie wandte ihm das bleiche Antlitz zu. Er öffnete die Augen weit. „Renata!" murmelten die bleichen Lippen mit einem Ausdruck, der den Arzt und wohl noch einen anderen Mann im Krankenzimmer hoch aufhorchen machte. Dann schlossen sich die Augen des Kranken wieder, und besinnungslos sank das junge Haupt auf die Kissen zurück.

Langsam wandte der Arzt den Blick seiner Helferin zu. Gräfin Renata fühlte ihre Kniee wanken. Doch die großen dunklen Augen senkten sich nicht vor dem durchdringenden Blick des Menschenkenners. Sie wandte ihm vielmehr, sich rasch von ihrer Bestürzung erholend, diese wunderbaren Augen mit einem stolzen, fast abweisenden Ausdruck zu und fragte mit einer Stimme, die nicht im mindesten die Bewegung ihres Innern verrieth: „Habe ich vielleicht etwas verfehlt, Doctor?"

„Nein, Frau Gräfin," sagte er ernst. „Sie sind eine bewunderungswürdige Helferin."

Baron Hanns war an das Fenster getreten und lehnte die Stirne an dessen Rahmen. Das also war's, flüsterte sein blutendes Herz. Und sie? Sie liebt ihn nicht. Welcher Mann, den sie liebte, könnte traurig sein? Wer jauchzte dann nicht vielmehr in unaussprechlicher Glückseligkeit auf?! Armer, armer Erwin! So haben wir Beide Furchtbares um sie gelitten.

Die Operation war beendet. Der Arzt hielt die Kugel in der Hand.

„Da ist sie . . . dies kleine unscheinbare Ding — und stellt ein Menschenleben in Frage. Sie hat die Lunge

glücklicherweise nur seitlich gestreift. Gleichwohl läßt sich erst dann, wenn diese Nacht, ja, wenn die nächsten Tage glücklich — ohne besonderen Zwischenfall — vorüber gegangen sein werden, bestimmen, ob Hoffnung auf Rettung vorhanden ist.“

„Wollen Sie,“ wandte er sich dann an Hanns, „Erkundigungen einziehen, wie es mit der Frau Baronin steht? Ich kann vor der Hand von hier nicht fort.“

Als Baron Hanns das Zimmer verlassen hatte, wandte sich der Arzt zu Gräfin Renata. „Ich möchte Sie bitten, vorläufig dies Krankenzimmer zu meiden,“ sagte er mild und ernst. „Ihr Anblick scheint den Patienten ganz besonders zu erregen, und jede Gemüthsbewegung kann ihm gefährlich werden.“

Diesmal senkte Renata den Blick vor diesen so ungewöhnlich mild blickenden Augen, die bis in die Tiefen ihrer Seele dringen zu wollen schienen.

„Ich werde mich ausschließlich der Pflege Mamas widmen,“ erwiderte sie leise und ging.

VIII.

Als Baronin Christine Bergen nach einem, durch künstliche Mittel hervorgerufenen, längeren Schlummer zuerst wieder zur Besinnung erwachte, fand sie Renata über sich gebeugt, welche die angstvolle Frage, die sie in ihren Augen las, beantwortend ihr zuflüsterte: „Er lebt!"

„Verwundet aber! — O, ich sehe es Dir an."

„Die Kugel stak in der Schulter; Doctor Frei hat bereits die Operation vorgenommen, und sie glücklich entfernt!"

„Gibt er Hoffnung, Renata?"

„Er verzweifelt nicht."

Ein bitteres Lächeln zuckte um die Lippen der armen Mutter.

„Ein trauriger Ausspruch!" klagte sie. „So sagen sie Alle. Es ist die Bettelmünze, die das Mitleid der Verzweiflung zuwirft. O, mein Kind! mein Kind!"

Schluchzend sank sie in die Kissen zurück.

„Liebe, süße Mama," — rief Renata flehend — „verzage nicht! Weine nicht so herzzerreißend! Er wird leben — er wird uns wieder geschenkt werden. Er ist ja so jung. Ich schwöre Dir, daß Doctor Frei, wenn das Wundfieber nicht . . ."

„Das Wundfieber! . . .“

„Und übrigens kennst Du ja Doctor Frei's Geschicklichkeit.“

„Keiner kann Wunder wirken, Kind.“

Renata kniete an dem Bette nieder und führte die Hand der alten Frau an ihre Lippen.

„Du mußt jetzt stark sein, geliebte Mama! Denke, wenn Du wieder erkranktest und Erwin nicht pflegen könntest. Erwin, der so sehr Deiner Hilfe bedarf! Wer weiß ihn so gut zu warten, wie Du? Wer kennt seine kleinen Gewohnheiten so gut, als seine Mutter? Darum legte uns Doctor Frei auch an's Herz, Dich sogleich zu Erwin zu führen.“

„That er das?“

„Ja, Mama. Und Jérôme hat mir soeben erzählt, daß Erwin in seinen Fieberphantasien . . .“

„Fieberphantasien!“ Die Baronin stöhnte.

„Das wird sich geben, Mama. Jérôme erzählte mir, Erwin habe bereits mehr als einmal nach Dir gerufen; sein Blick sei suchend im Zimmer umhergeirrt, und er habe gefragt: „Wo ist Mama?“

Die Baronin erhob sich und trocknete Augen und Wangen.

„Ich will aufstehen, Renata. Du hast Recht, jetzt darf ich nicht unthätig sein. Ich muß zu ihm, zu meinem armen Kinde. Willst Du die Güte haben, Fanny zu schellen?“

„Erlaube mir, Dir heute als Kammerfrau zu dienen. Fanny legt dem Kranken Compressen auf. Sie erweist sich dazu geschickter, als der alte Jérôme, der immerfort weint und dessen Hände zittern.“

„Mein guter Alter!“

„Um die Leitung des Hauses kümmere Dich gar nicht, liebe Mama. Die nehme ich Dir ab. Die Geschäfte wird Hanns besorgen.“

„Hanns! Wie trägt er es?“

„Schwer, Mama. Du weißt ja, wie sehr er Euch liebt. Eine rauhe Außenseite und darunter ein Herz von Gold. Doch, er wird sich fassen, ist ihm nur ein Theil der schwersten Sorge von der Seele genommen. Ich bleibe selbstverständlich, so lange ich mich nützlich machen kann. Ella und Louison lasse ich nachkommen. Das Kind ist so sehr an mich gewöhnt, und in dem geräumigen Schlosse wird es nicht stören. So, Mama, ich denke, der Schlafrock wird genügen. Wo hast Du dein Häubchen? Hier? Lass' mich Dir die Masche binden, deine armen Hände zittern. Jetzt versuche, Dich zu erheben, vielleicht wird es gehen.“

Die Baronin erhob sich. Sie wankte zuerst, so groß war ihre Schwäche. Renata lieh ihr den Arm. Es war der armen Mutter, als sollten ihr abermals die Sinne schwinden, als breite es sich vor ihren Augen aus, wie Nebel. Doch, sie wollte stark sein, und der Nebel schwand.

Stramm aufgerichtet, nur leicht auf Renata's Arm gestützt, durchschritt sie den Raum, der sie von der Thüre trennte. Da wurde ihr sonst so mildes Gesicht jählings düster, ihre Blicke ernst und drohend. Sie hielt den Schritt an. „Ich bin mir nicht bewußt, jemals Jemanden gehaßt zu haben,“ sagte sie; „aber dieses Weib, das er liebt . . .“

„Mama!“ Renata erbleichte bis in die Lippen. Ihr Herz pochte in heftigen Schlägen.

„Ich habe viel darüber nachgedacht, Renata,“ fuhr die Baronin fort. „Nur eine unglückliche Liebe konnte

Erwin also verändern, ihn in Krankheit und Tod jagen! Dieses Weib, kein gewöhnliches Weib muß ihn umgarnt haben mit allen Lockungen der Koketterie, muß mit ihren Verführungskünsten ihm das Herz in der Brust gewendet haben, um ihn dann, als er ihr zu Füßen lag, erbarmungslos zu verhöhnen. Nur so erklärt sich diese Verzweiflung und dieses Duell. Dies Weib, ich hasse es als meine Todfeindin — ich . . ."

„Halt' ein, Mama, halt' ein! Du kannst nicht wissen, ob diese Frau nicht gänzlich schuldlos ist! . . . Sie hat vielleicht, ihrer Pflicht gemäß, Alles gethan, was dieses Herz sich selbst wiedergeben konnte. . ."

Die Baronin erhob bei diesen bewegt gesprochenen Worten den Blick erstaunt zu der jungen Frau. Kaum jemals hatte sie Renata also gesehen. Ihr Busen hob sich stürmisch, ihre erst noch so bleichen Wangen waren tief geröthet. Thränen erglänzten in den dunkeln Augen.

„Du kennst sie, Renata, leugne nicht!"

„Ich kenne sie wohl und — Du irrst, Mama. Diese Frau ist keine gefallsüchtige Kokette, sie ist nur ein unglückliches Weib, dessen unverdientes, furchtbares Schicksal es ist, ohne alle Schuld Diejenigen, die es am meisten liebt, am unglücklichsten zu machen."

„Renata! verstehe ich Dich recht?! . . ."

„Ja, Mama — Du mußt es ja doch erfahren — jedes seiner Worte wird es Dir verrathen! Ich bin's, die er liebt, die Du kennst seit ihrer frühesten Kindheit — und ich frage Dich, Mama, ob ich eine gefallsüchtige Kokette bin, ob es denkbar ist, daß ich, ich — meinen einstigen Gespielen, den ich wie einen Bruder liebe — einen jungen Mann, fast noch einen Jüngling, der um so viel jünger ist als ich, umgarnt haben kann . . . O Mama!" Renata

ließ sich zu den Füßen der alten Frau niedergleiten, die wie erstarrt stehen geblieben war. „Ich bitte Dich, glaube mir! Niemals war ich Deiner Liebe unwerth. Entziehe sie mir nicht!“

Die Gräfin hatte die Kniee der alten Frau umschlungen. Mit thränenumflortem, doch offenem Blick sah sie zu ihr empor. Unter diesem Blicke löste sich allmälig der strenge Ausdruck in den Zügen der Baronin.

„Steh' auf, Renata!“ sagte sie. „Man kniet nicht, wenn man schuldlos ist, und schuldlos bist Du; ich glaube fest daran.“

Mit einem Freudenschrei erhob sich die Gräfin.

„Meine Renata kann niemals schlecht handeln. Nun weiß ich Alles, Alles, und kann mir denken, wie es gekommen ist. Es gibt nur eine Renata, und diese Eine, Einzige, war auch Diejenige, die er allein lieben konnte. Weine nicht, mein Kind, komm' an mein Herz! Es erleichtert mich fast, daß ich Niemanden hassen muß. Wir wollen unser Unglück gemeinsam tragen, und Gott möge sich unser Aller erbarmen!“

IX.

Tag und Nacht saß die unglückliche Mutter am Bette ihres jungen Sohnes. Zwang sie die erschöpfte Natur, ihr im Nebenzimmer aufgeschlagenes Lager für kurze Frist aufzusuchen, so war der Schlaf, den sie fand, ein unruhiger und von qualvollen Träumen durchwebt. Wie oft mußte sie in einem dieser gräßlichen Träume ihn verscheiden sehen. Erwachend sandte sie dann ein heißes Dankgebet zu Gott empor. Noch lebte ja Erwin, noch konnte sie hoffen. Zuweilen auch sah sie ihn im Traume vor sich in Jugendkraft und Gesundheit, heiter und froh, wie sie ihren Liebling früher so oft gesehen, und trat ihr dann am Schmerzenslager die hohläugige Wirklichkeit entgegen, sah sie ihn, ihren Stolz, ihre Augenweide, mit wirrem Haar und erloschenem Auge daliegen, horchte sie seinen wilden, schmerzerfüllten Phantasien, dann erfaßte neue Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung ihr Herz.

In tiefster Seele fühlte sie sich ergriffen von dem stets wiederkehrenden Ausdruck seiner leidenschaftlichen, unstillbaren Sehnsucht nach Renata. Die Liebe kennt keinen Schmeichelnamen, den er ihr nicht gegeben hätte, keinen Liebesschwur, der nicht aus seinem Herzen emporgelodert wäre, gleich einer zum Himmel aufsteigenden Feuergarbe,

keinen Verzweiflungsschrei eines aller Hoffnung beraubten, tief verletzten Gemüthes, der nicht über seine Lippen geglitten wäre. In seiner Erinnerung lebte nur ein Name, Renata, in seinem Herzen in unauslöschlichen Flammenzügen nur ein Bild, das des unaussprechlich geliebten Weibes, das ihn verschmäht. Der Name der Mutter, die ihn so heiß, so innig liebte, erschien nur flüchtig in diesen gluthvollen Träumen.

Mehr als einmal fragte sich die arme Mutter, was wohl daraus werden solle, wenn er dem Tode entrann, wie er wohl weiterleben würde, mit der tödtlichen Leidenschaft in der Brust. Renata liebte ihn nicht. Wie hätte sie sonst eine solche Liebe verschmähen, ihn abweisen können!

Die arme Mutter! Bereits hatten Liebe, Sorge und Mitleid mit diesem jungen, schmerzdurchwühlten Herzen längst ihre ursprüngliche Meinung, welche sie kürzlich Renata gegenüber ausgesprochen, überwuchert. Die energische Abweisung Renata's, das Festhalten eines einmal gefaßten von der Vernunft gebotenen Entschlusses, all' das, was sie vor Kurzem nicht genug zu preisende Charakterstärke genannt hätte, erschien ihr heute fast als erbarmungslose Grausamkeit! Wie tückisch hatte Renata in jenem verhängnißvollen Gespräch die Meinung der Baronin zu erforschen gesucht, um durch deren ahnungslosen und verhängnißvollen Ausspruch sich gleichsam jede Last vom Gewissen zu wälzen und die eigene Grausamkeit als sanctionirt zu betrachten!

In tiefster Verzweiflung barg die arme Mutter das Angesicht in die Hände.

Und doch! Wies nicht eben diese List Renata's auf

eine gewisse Unsicherheit hin, welche sich an dem Ausspruch der Mutter zu festigen suchte?

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und hieß nun das Himmelreich Erwin's Renata, wie hätte er nicht glücklich sein sollen in ihrem Besitz? Wer konnte behaupten, daß sie ihn nicht wieder geliebt hätte und, war dies der Fall, dann hing die Zukunft Beider wohl zumeist von den Charakteren der Ehegatten ab. Der Gatte aber hieß — Erwin, ihr edler, hochsinniger Sohn! Und wo hätte sie wohl eine geliebtere Schwiegertochter finden können, als Renata?

All' diese Hoffnungen hatte sie selbst mit ungeschickter Hand zerrissen. Es war zu spät.

Renata war zu stolz, um jemals zu vergessen, daß Erwin's Mutter eine Frau ihres Alters ein sicheres Unglück für die Zukunft genannt!

Während die arme Mutter in der Selbstquälerei der Liebe solch' peinigenden Gedanken nachhing, stand die junge Frau gar oft mit angstvollem Herzpochen, das bleiche Gesicht von Thränen überströmt, hinter der Thüre des Krankenzimmers, das ihr verschlossen war, und lauschte den abgebrochenen Worten und Ausrufungen des Verwundeten, die ihr trotz des Bewußtseins ihrer Schuldlosigkeit fast wie verdiente Vorwürfe in die Seele drangen. Doch die Baronin beurtheilte sie richtig. Neben ihrer Liebe stand riesengroß und unüberwindbar ihr Stolz. Niemals sollte es Erwin, niemals seine Mutter wissen, daß es Stunden gegeben hatte, in welchen auch sie sich dem schönen Traum hingegeben, Erwin's Weib zu werden. Niemals sollten sie den Kampf kennen, der auch ihre Seele in die tiefsten Tiefen aufgewühlt. Glücklicherweise drangen sie ja nicht durch die festgeschlossene Thüre, an welche sie

ihr Haupt lehnte, die süßen Worte, die ihre Seele der seinen zurief, die ihre Lippen leise lispelten.

So vergingen im Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die ersten schreckerfüllten Tage. Mit dem Zustand der Wunde war Doctor Frei nicht unzufrieden, doch hatte sich zu der Erkrankung ein typhöses Fieber gesellt, welches das Schlimmste befürchten ließ. Nur Wenige durften das Krankenzimmer betreten. Renata litt furchtbar darunter, daß ihr über den Zustand des Kranken nur so spärliche Nachrichten zukamen. Sie hatte Niemanden, dem sie ihre Angst, ihre Sorge, ihre Sehnsucht verrathen durfte. Sie kam sich vor wie eine Verbannte und dankte doch täglich dem Herrn, daß der Gesundheitszustand ihres Vaters ihr gestattete, auf Schloß Bergen zu verweilen, wo sie wenigstens in der Nähe des theueren Kranken sein und sich seiner Mutter nützlich erweisen konnte.

Ihre mütterliche Freundin aber war recht wortkarg geworden. Wo war die herzliche Vertraulichkeit, die ihnen seit Jahren ihren gegenseitigen Verkehr als ein Bedürfniß des Herzens hatte erscheinen lassen?! Aus der Tochter war sie der Gast des Hauses geworden, ein Gast, dem man pflichtschuldigst die Anwesenheit so bequem als möglich zu machen sucht, gegen den man es an Höflichkeit und Aufmerksamkeit niemals fehlen läßt, der aber doch der Fremde bleibt. Die Baronin hatte es sogar verlernt, Renata gegenüber ihrem Schmerz ungezwungenen Ausdruck zu geben. Auf ihre Erkundigungen theilte sie ihr kurz, ernst und düster Tag für Tag mit, Erwin's Zustand habe sich noch immer nicht zum Besseren gewendet.

Renata gab sich vollkommen Rechenschaft von dem Motiv dieser Veränderung. Ihr reger Sinn folgte genau dem Gedankengang der armen Mutter. Wozu, dachte diese

wohl, eine Klage an Diejenige verschwenden, die Ursache allen Unglückes ist, das über mein Haus hereinbricht? Die alte Frau litt, — und leiden macht oft ungerecht.

Auch Hanns war fast unnahbar. Er ließ sich nur selten sehen, und war dies der Fall, dann waren seine Antworten auf ihre Fragen von fast beleidigender Einsilbigkeit. In seinem Blick, seinem Benehmen äußerte sich eine Kälte, die nur zu beredt war.

So begann Renata den Gedanken zu fassen, daß es für Alle im Hause eine Erleichterung wäre, wenn sie ginge.

Eines Morgens, als sie eben den Entschluß gefaßt, ihr Herz zu bezwingen und sich von dem Orte loszureißen, wo der arme Erwin litt, wurde ihr Doctor Frei's Besuch gemeldet.

Die Gräfin erschrak. Hatte er ihr eine furchtbare Botschaft zu verkünden? Oder dachte er unzart genug, um über Erwin's Empfindungen mit ihr sprechen zu wollen?

Diese Aerzte glauben sich ja Alles erlauben zu können. O, wie fürchtete sie den forschenden Blick dieses Mannes, den durch vielfache Erfahrung gereiften Scharfblick des Menschenkenners!

Doch bereits die ersten Worte des Arztes sollten Renata über den Zweck seines gefürchteten Besuches aufklären und beruhigen. Er kannte sie seit ihrer Kindheit und war seit Jahren auch Hausarzt in Ilmenhorst; er wußte, daß sie ihm gut war, daß sie ihn nach seinem wahren Werthe zu schätzen wußte, und glaubte fest und mit Recht, daß sie sich auch seiner Theilnahme und seines Wohlwollens überzeugt halte. Er wußte sich daher auch vollkommen zu erklären, was es zu bedeuten habe, daß

die schöne junge Frau, die trotz ihrer sonstigen Verschlossenheit ihm als einem ihrer ältesten Freunde stets mit liebenswürdigem Vertrauen entgegengekommen, ihn jetzt vermied wie einen Feind oder — einen Späher. Sie hatte es so einzurichten gewußt, daß sie einander seit der Operation nicht mehr begegnet waren.

Heute erzählte ihm der erste Blick auf die tiefbleichen Wangen der jungen Frau, auf ihre erregten Züge, was sie gelitten, — und der bebende Druck ihrer Hand, die furchtsam sich vor seinem Blicke senkenden Augen vervollständigten ihm die Enthüllung über den Zustand ihres Herzens.

Da seine Beobachtungen an Baron Bergen's Krankenbett ihm bewiesen hatten, daß Renata's Abwesenheit nicht, wie er gemeint, die nervöse Aufregung des Kranken milderte, sie vielmehr noch zu steigern schien, kam er ihr anzukündigen, daß er es für ersprießlich halte, wenn sie sich nun in die Pflege des Verwundeten mit dessen Mutter theile. Er that dies auf die zartfühlendste und harmloseste Weise, indem er als eine Gunst von ihr erbat, was, wie er wohl ahnte, ihr sehnsüchtigster Wunsch war. Auch blickte er dabei auf ihre Hand und die Tapisserienadel mit dem goldgelben Seidenfaden, die sie noch zwischen den weißen Fingern hielt, nicht in ihr erglühendes Angesicht, — ahnte mehr, als er es sah, das plötzliche Aufleuchten ihrer Augen, hörte aus ihrer zustimmenden, mit vibrirender Stimme leise gesprochenen Antwort die tiefinnerste Genugthuung ihres armen, zum erstenmal seit Wochen in freudiger Erleichterung aufathmenden Herzens heraus. Dann stand er auf und empfahl sich mit tiefer, achtungsvoller Verbeugung.

Es war der Baronin, als Renata in das Kranken-

zimmer eintrat, unmöglich, ihre reservirte Haltung der jungen Frau gegenüber zu bewahren. Wie oft hatte sie, als ihr armer Sohn so sehnsüchtig Renata's Namen rief, gewünscht, daß diese erscheinen möge! Und nun kam sie, selbst bleich, leidend, tief ergriffen, — sie, der sie so sehr, so unvernünftig gezürnt, vielleicht ein Rettungsengel am Lager des geliebten Kranken, dessen hochgradige Erregung ihre Gegenwart vielleicht mildern konnte!

So wurde denn zwischen den beiden Frauen bei ihrer ersten Begegnung im Krankenzimmer kein Wort gewechselt. Die Baronin breitete die Arme aus und — enge Brust an Brust gepreßt, ließen sie ihren Thränen freien Lauf. Dann nahm Renata schweigend ihre Stelle am Lager des Kranken ein. Aufmerksam, sorglich widmete sie seiner Pflege ihre junge Kraft.

Es waren fürchterliche und mitunter doch auch süße Stunden, die sie hier verlebte. Wie leidenschaftlich wurde sie geliebt! Sie mußte all' ihre seelische Kraft anwenden, um sich immer wieder daran zu mahnen, wie unmöglich das Glück sei, das sie zuweilen erträumte, — wie schnell es entfliehen würde, einer Fata Morgana gleich, wenn sie schwach genug wäre, nicht mit allen Gründen der Vernunft, mit rastloser Energie dagegen anzukämpfen.

Zwischen der Baronin und Renata fiel kein Wort darüber, was sie beide in tiefster Seele bewegte. Nur ruhte der Blick der Mutter gar oft forschend auf dem Angesichte der jungen Frau. War eine solche Ausdauer, eine so liebevolle Sorgfalt wohl möglich ohne Liebe?

Der Zustand des Kranken wollte sich nicht bessern. Doctor Frei schüttelte im Gegentheil den Kopf, wenn er diesen jagenden Puls unter seinen Fingern hatte und das abgezehrte Gesicht des jungen Mannes betrachtete, das

um mehrere Jahre gealtert schien. Nun ging es der entscheidenden Krisis entgegen. Der Arzt, an das Lager eines anderen schwer kranken Patienten gerufen, hatte, — nachdem er alle Anordnungen für die verhängnißvolle Nacht getroffen — das Haus verlassen. Die Baronin und Renata saßen einander am Lager des Kranken gegenüber.

Es waren wirre, krause, zuweilen tief erschütternde Phantasien, welche das Hirn des armen Fieberkranken erfüllten. Das Haupt auf die Hand gestützt, horchte die arme Mutter unter Thränen den seltsamen, kurz hervorgestoßenen Fieberreden, und das Auge unverwandt auf ihn gerichtet, lauschte Renata bang. Zuweilen langte eine der beiden Frauen in den Eiskübel und ersetzte den heiß gewordenen Umschlag durch einen neuen. Zuweilen auch hob Renata den Kranken, dessen Körperlast eine sehr geringe geworden, höher auf die Polster.

Es wurde nichts gesprochen. Was auch hätten sie sich sagen sollen? Brauchten sie sich mitzutheilen, wie trost- und hoffnungslos ihre Herzen waren?

Das Fieber schien stetig zuzunehmen . . .

Plötzlich fuhr die junge Frau zurück. Der Kranke hatte sich erhoben. Er, der seit Tagen fast bewegungslos dagelegen, saß nun aufrecht im Bette. In dem glanzlosen Auge schien ein schwacher Schimmer von Verständniß aufzuleuchten. Sein Blick war starr auf die junge Frau gerichtet. Ohne sie aus den Augen zu lassen, fuhr er sich hastig an die Stirn. Endlich, endlich hatte er sie erkannt, — secundenlang leuchtete sein Blick im alten Feuer auf . . .

„Renata!" rief er, um leiser hinzuzufügen: „Du hier an meinem Bette? Als meine Pflegerin?" Dann erlosch der flüchtige Glanz im Auge, ein Ausdruck des

bittersten Schmerzes durchzuckte das bleiche Antlitz und die Lippen murmelten: „Und doch bist Du erbarmungslos, Renata . . .“

Mit einem schweren Seufzer sank er in die Kissen zurück. Die Augen schlossen sich.

Renata hatte die Hände vor das Antlitz geschlagen . . .

Die Baronin beugte sich über ihren Sohn, und nachdem sie einige Tropfen der bereitstehenden Medicin zwischen seine halbgeöffneten Lippen hatte gleiten lassen, drückte sie in einem heißen Kuß ihre bebenden Lippen auf die Stirn des Dulders. Dann richtete sie sich auf. „Hast Du gehört?“ flüsterte sie. „Zum erstenmal hat er Dich erkannt. War es ein Abschiedswort — oder ein Hoffnungsstrahl? — ein Hoffnungsstrahl, den Dein Hauch anfachen oder — verlöschen kann? Kannst Du angesichts einer solchen Liebe erbarmungslos bleiben, Renata?“

Mit bebenden, in einander gefalteten Händen stand die arme Mutter vor ihr. Es zog ihr das Herz zusammen. Sie und — erbarmungslos . . . Tief erschauernd wandte sie sich ab. „Quäle mich nicht, liebste Mama,“ murmelte sie. „Hast Du es nicht selbst tief empfunden und ausgesprochen: Niemals, niemals kann eine solche Ehe etwas Anderes sein, als das Unglück Beider?!“

Die Baronin sank in ihren Fauteuil zurück. Sie hatte es gesagt, — und starb er, so hatte ihm dieser Ausspruch das Messer in's Herz gestoßen. Zum Glück wußte sie, daß sie ihn nicht überleben würde. Sie versank in dumpfes Brüten, es war ihr, als wäre nun Alles, Alles vorüber.

Da ließ sie ein schwacher Freudenruf Renata's wieder emporfahren. Wie in Verklärung leuchtete das schöne Angesicht der jungen Frau. Sie stand da, hoch empor-

gerichtet und preßte wie in überschwänglicher Glückseligkeit die gefalteten Hände gegen die hochaufathmende Brust.

„Er ist gerettet, Mama, — gerettet!“ rief sie leise, mit bebender Stimme. „Ueberzeuge Dich selbst! Er schläft. Horche nur, wie gleichmäßig und ruhig sein Athem geht. Dies hat uns Doctor Frei als sicheres Zeichen genannt, daß die Krisis glücklich verläuft.“

Zitternd beugte sich die alte Frau über das Lager. In der That — er schlief . . . Ihr Sohn war ihr wiedergegeben. In innigem Dankgebet erhob sich ihre Seele zu Gott. Dann sank sie in sich zusammen. Sie wollte nicht weiter denken, sie konnte es nicht . . . Seine Gefahr hatte sie unermüdlich aufrecht gefunden, — der tief ergreifende Gedanke an seine Rettung schien ihr alle Kraft zu benehmen.

Wieder war ein langes Schweigen zwischen den Beiden. Das Haupt der Baronin war auf die Brust gesunken. Als sich Renata zu ihr niederbeugte, hörte sie ihren Athem gleichmäßig und ruhig gehen.

„Sie schläft!“ murmelte sie freudig bewegt. „Mein Gott, wie gut bist Du!“

Sie stand auf und streifte zur Vorsicht selbst die leichten Hausschuhe von den kleinen Füßen.

Dann ging sie auf den Zehenspitzen nach der Thüre, flüsterte der eben erwachten Kammerfrau einige Worte zu, schloß geräuschlos den offenen Thürflügel und ließ die schwere, seidene Portière davor niedergleiten.

Dann schlich sie zurück und schob ein Tabouret nahe, ganz nahe zum Lager des Kranken.

Ihr allein nahte kein Schlaf. Regungslos bewachte sie den Schlummer der Mutter und des Sohnes . . .

X.

Die Sonne schien hell durch das geöffnete Fenster des Krankenzimmers, und es war, als ob ihre Strahlen auch einen Anflug von Gesundheit über die hageren Wangen und bleichen Lippen des jungen Mannes gezaubert hätten, der nach langem Siechthum wieder freier und tiefer athmete, wieder dachte und — hoffte.

Erwin's Besserung war nur sehr langsam vorgeschritten. Doch das Fieber war gänzlich gewichen und Tag für Tag schwanden einzelne bedenkliche Symptome.

Renata's Gegenwart, ihre zarte Sorgfalt, ihr Lächeln, ihre Heiterkeit, die so natürlich und ungezwungen erschien, hatten Wundergewalt, und doch entsprang all' dies nur der Erwägung, daß ein trüber Zug in ihrem Angesicht, ein ernster Blick, ein kaltes Wort das schwache Flämmchen seiner Gesundheit, das sie hütete, wie nur jemals eine Priesterin die ewige Flamme auf dem ihr anvertrauten Altar, verlöschen könnten.

Erwin schien ja nur aufzuleben, weil er hoffen zu dürfen glaubte. Sie aber wußte, daß diese Hoffnungen keiner Erfüllung entgegenreiften.

Was sollte daraus werden? Die Schlichtung dieses inneren und äußeren Zwiespaltes erschien ihr unmöglich,

und noch unmöglicher fast dünkte ihr die weitere Durchführung einer Aufgabe, welche die schmerzlichsten Kämpfe in ihrem Herzen aufwühlte, der sie ihre seelischen Kräfte nicht mehr gewachsen fühlte.

Flucht, Flucht, sobald als möglich — sobald ihre Aufgabe hier beendet und Erwin völlig genesen war, das wurde ihr zum beherrschenden Gedanken, fast zum verzehrenden Wunsche.

Darum war ihr der gestern erfolgte Ausspruch des Arztes, er betrachte trotz der noch nicht geschlossenen Wunde die Gefahr als gänzlich beseitigt, wenn nicht unvorhergesehene Umstände eine Verschlimmerung herbeiführten, als eine wahre Befreiuung erschienen.

Nun war ihr die Freiheit des Entschlusses wieder zurückgegeben. Mußte sie jedem Traum des Glückes entsagen, mußte geschieden sein für immer, so war es unumgänglich nöthig, daß es bald, ja, sofort geschehe. Sie hatte ja an Erwin's Krankenlager, in den langen, stummen Stunden der Nacht, Zeit gehabt, alles so wohl zu überdenken, jedes Für und Wider zu erwägen, und hatte tief empfunden, daß es ihr unmöglich sei, für ihn und sich an ein dauerndes Eheglück zu glauben.

Der Zweifel an der Dauer seiner, jetzt so maßlos leidenschaftlichen Liebe fiel wie Mehlthau auf jede erblühende Hoffnung. Jetzt hoffte sie es noch überdauern zu können, wenn er, tief verletzt durch ihre scheinbare Gefühllosigkeit, mit männlichem Entschluß die Liebe zu ihr aus seinem Herzen riß, das so viel und so vergeblich um sie gelitten. Nimmer aber, das wußte sie, würde sie es ertragen können, wenn er sich nach jahrelanger, inniger Vereinigung langsam von ihrem Herzen loslöste! Daran mußte sie dann kranken bis zum Tode, von hoffnungsloser

Liebe zu einem Manne verzehrt, den ihr die Zeit nur noch theuerer gemacht haben würde; und darum barg sich unter dem lieblichen Lächeln, mit dem sie Erwin, der schon seit acht Tagen das Bett verlassen hatte, an jenem sonnigen Herbstmorgen begrüßte, der Gedanke an Trennung und Flucht.

Sehnsuchtsvoll blickte der Reconvalescent durch das offene Fenster, an das man seinen Fauteuil gerückt hatte, hinaus in's Grüne.

Er seufzte tief. „Wer nur einmal wieder sich da draußen erlaben, unter den prächtigen Linden dort dem Rauschen der Wellen lauschen könnte! Doch, ich muß Geduld haben . . ."

Die Baronin, die neben ihm stand, schlang ihren Arm um seine Schulter und küßte ihn zärtlich auf die Stirne. „Geduld hast Du genug geübt, mein armer Erwin, wir wollen sie daher nicht länger auf die Probe stellen. Die Luft ist ja so warm, und da Doctor Frei Deinen ersten Ausgang von der rauheren oder milderen Witterung abhängig gemacht hat, so dächte ich, Du könntest es heute riskiren."

„Ach, Mama, das wäre ja prächtig . . ." Ein freudiges Erröthen leuchtete auf den bleichen Wangen auf.

„Was ist Deine Meinung, Renata?" fragte die Baronin.

„Ich bin ganz Deiner Ansicht, Mama. Erwin hat ja seine Kräfte schon im Zimmer geübt — und ich denke, wenn er sich auf uns Beide stützen wollte, würde es vortrefflich gehen."

Mit ihrer und der Baronin Hilfe hatte der Reconvalescent bald die Lindenallee erreicht. Sein erster

wankender Schritt wurde von Minute zu Minute sicherer. Es war, als ob den jungen Mann neues Leben durchströme.

Seine Mutter betrachtete mit unverhohlenem Entzücken das von Heiterkeit verklärte Angesicht des geliebten Sohnes. Leuchtenden Auges sah er zu der Wölbung hinauf, welche die in einander verflochtenen, gewaltigen Lindenzweige bildeten, verfolgte mit Entzücken jeden Sonnenstrahl, der zwischen den Zweigen spielte, den Vogel, der, über das raschelnde Laub hüpfend, sich am Boden seine Nahrung suchte, — lauschte sinnend und still dem immer näher dringenden melodischen Rauschen des Flusses, der smaragdgrünen Glanzes durch die Bäume leuchtete, — sog den Duft der Blumen und der weithin gedehnten Wiesen in tiefen Athemzügen ein und sagte endlich mit glückseligem Lächeln: „Welche Wonne liegt im Gefühl der Genesung!“

Die Baronin sandte einen langen, innigen Blick, der einem Dankgebete glich, zum tiefblauen Himmel empor.

„Du wirst Dich ermüdet fühlen, Erwin,“ sagte sie dann, — „die Promenade war etwas zu lang für einen ersten Ausflug.“

„In der That, Mama, ich fühle mich etwas ermüdet,“ erklärte er heiter, — „aber es ist eine wonnige Ermüdung, die mich so tief sättigt, wie der Schlummer. Nun sind wir am Flusse — dort öffnet sich die kleine Lichtung unserer Zauberinsel, Renata . . . Seht nur, ist es nicht, als ob meine lieben Platanen, die lichtgrünen, gewaltigen Arme von leichtem Wind bewegt, mir ein Willkommen zuwinkten? Gott grüß’ Euch, Ihr lieben, alten Gesellen! Da habt Ihr mich wieder! Unter diesen Bäumen also, wenn ich bitten darf! Dort ruht es sich so schön.“

Renata fühlte, wie ein kalter Schauer ihr bis an's Herz drang. Dort hatte ihre entscheidende Unterredung mit Erwin's Mutter stattgefunden. Sie konnte diese Stelle nie betreten, ohne daß ihr die hier vernommenen Worte wie eine gebieterische Mahnung in der Seele nachklangen. Armer Erwin! Er hätte keinen schlimmeren Ruheplatz wählen können, um an der Seite des geliebten Weibes die Vergangenheit zu vergessen und einer besseren Zukunft entgegenzuträumen. Daß sein junges Herz zu erneuter Hoffnung erstanden war, man konnte es in jedem seiner Blicke lesen.

Ja, diese Stunde war für Erwin eine jener Stunden des Glückes, tiefinnerster Ruhe und Zufriedenheit, wie sie uns das Leben nur selten beschert. Warum aber können wir uns nicht genügen lassen an der ruhigen Befriedigung, welche die Ahnung, fast die Gewißheit eines uns entgegendämmernden Glückes gewährt? In der langen Zeit der Entbehrung, die seiner Krankheit vorangegangen war, hatte Erwin nichts höher ersehnt, als einen ungestörten, regen Verkehr mit Renata, der vielleicht seinem Schicksal eine bessere Wendung geben konnte . . . Und nun dieser Wunsch erreicht war, verlangte es ihn wieder darnach, das volle Glück zu erlangen.

Verhängnißvolles Verlangen! Halte den Athem an, Sterblicher, wenn Du Dich glücklich fühlst! Wage keine Bewegung! Behüte Dein Glück, diesen seltenen Gast, vor dem leisesten Hauch, damit es nicht, das zarte, glänzende Gefieder zum Flug ausbreitend, der Hand entflattere, auf die es sich zur Rast niedergelassen, und Dir entschwinde in unnahbare Ferne!

Die Baronin, die Renata so wohl kannte, fand heute etwas Besonderes, Unerklärliches in dem Blick und dem

Benehmen der jungen Frau. Das war nicht mehr Renata's stolze, sichere, unbefangene Haltung. Das junge Weib an ihrer Seite schien sich mit Gewalt zu bezwingen, mit Mühe nach Fassung zu ringen. Sie hätte nicht eine so liebende Mutter sein müssen, wenn sie diese Veränderung in Renata's Wesen nicht, im Innersten frohlockend zu Gunsten ihres Sohnes und ihrer eigenen Hoffnungen gedeutet hätte, — denn, so weit hatte sie bereits ihre einstige Meinung geändert, daß sie keinen höheren Wunsch kannte, als den der Vereinigung der Beiden.

Während sich so glückverheißende Hoffnungen in ihrer Brust regten, plauderte sie gleichwohl unbefangen mit Erwin. Er folgte ihren Worten nur zerstreut. Sie war sich wohl bewußt, daß er keinen brennenderen Wunsch hege, als mit Renata allein gelassen zu werden, um in dieser Stunde abermals eine Frage zu wagen, deren verneinende Beantwortung ihm das Leben kosten konnte.

Bebend schloß sie die Augen, als könne sie damit zugleich die bange Seele der Erwägung einer so furchtbaren Eventualität verschließen. Doch der freie Entschluß zu gehen, zu bleiben, sollte ihr erspart sein. Der Verwalter trat heran und erinnerte sie an eine unaufschiebbare Besprechung mit einem ihrer Pächter.

Renata hatte mittlerweile ihre Fassung vollkommen wieder erlangt. Sie ahnte wohl, daß sie einer schweren Stunde entgegenging, und wußte daher, wie nothwendig es für sie war, völlig Herrin ihrer selbst zu sein.

Sie plauderte unbefangen von Dem und von Jenem. Es kam ihr vor Allem darauf an, Erwin so wenig als möglich zu Wort kommen zu lassen, sich und ihm über diese verhängnißvollen Minuten hinüberzuhelfen, welchen die Rückkehr der Baronin, wie sie sehnlich wünschte und

erwartete, bald ein Ende machen würde. Auch schien ihr Manöver von Erfolg gekrönt zu sein. Er begnügte sich damit, ihr zuzuhören; doch sein bleiches, geistvolles Antlitz blieb ihr unverwandt zugekehrt. Während er ihren Worten aufmerksam zu lauschen schien, schwelgten seine Augen in dem Anblick ihrer Schönheit. Er hörte wenig von dem, was sie sprach. Wenigstens drang es so wenig in sein Verständniß, als das murmelnde Gekose der Wellen. Was er hörte, das war der süße Ton ihrer Stimme, worauf er horchte, war ein gewisses, seinem Ohr ungewöhnlich klingendes Vibriren derselben, das zu der so leicht und so sicher geführten Conversation in einem Contrast stand, der ihm sagte, der Tand, der über ihre Lippen gleite, sei nur bestimmt, ein tief bewegtes Gemüth zu verbergen. So inhaltslos ihm, der nichts dachte und nichts empfand, als seine Liebe, das, was sie erzählte, auch scheinen mußte, es gab doch etwas darin, was ihn auf das Höchste entzückte, und das war das trauliche, immerwiederkehrende „Du" ihrer frühen Jugendzeit, welches aus ihrem Verkehr bereits verbannt gewesen und während seiner Krankheit über seine Bitte wieder zu Ehren gekommen war. Ein geliebter Kranker ist ja allmächtig. Sein leisester Wunsch wird zum Gesetz, — sein bittender Blick zum unumstößlichen Gebot.

Wie süß erklang ihm dieses „Du" von Renata's Lippen . . . Aber er hatte sich fest vorgenommen, diese Stunde des Alleinseins mit Renata nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Daher setzte der bisher so geduldige Zuhörer Renata's Redefluß eine Schranke, indem er plötzlich sagte:

„Verzeih' die unhöfliche Unterbrechung — aber — meinst Du nicht selbst, daß die Dinge, die Du mir da

erzählst, mich so wenig von meinen Gedanken ablenken können, wie — Dich von den Deinen? Ich muß sprechen, und ich hoffe, Du wirst nach so langer, langer Zeit es nicht verweigern, mich anzuhören."

Sie war verstummt. Erbleichend, und ohne sogleich eine Antwort zu finden, sah sie zu Boden. Dann warf sie einen fast flehenden Blick auf den jungen Mann.

„Ich bitte Dich, Erwin! . . ."

„Was fürchtest Du?" fragte er gereizt. „Meine armen Worte werden nichts verändern, was Du unverändert lassen willst. Ich will Dich nur fragen, ob Du auch jetzt noch an den Ernst meiner Liebe nicht glaubst — ob Du mich noch für einen thörichten Knaben hältst . . . ?!"

„Ich zweifle nicht an Deiner Liebe, Erwin — ich muß wohl daran glauben. Aber warum beharrst Du darauf, Dein Glück in einer Vereinigung zu suchen, die auf die Dauer unmöglich eine glückliche sein könnte?"

„Das ist nicht neu," sagte er ungeduldig. „Ich dachte: da Du mich für einen Mann hältst, könne die lächerliche Lappalie der vier Jahre, die Du vor mir voraus hast, nicht mehr hindernd zwischen Dich und mich treten. Renata, ich habe mich bezwungen, habe die Frage, die mir unzählige Male auf den Lippen brannte, zurückgehalten, habe gewartet bis zu dem Tage, an welchem der Arzt jede Gefahr als beseitigt erklärte, damit nicht etwa in der Großmuth Deines Herzens der Zwang des Mitleids Dich zu einer bejahenden Antwort bewege. Fürchte nichts, Renata. Eine abermalige Zurückweisung meiner Werbung würde keine neue, körperliche Erkrankung zur Folge haben. Ich fühle mich gestärkt und wohl. Fürchte auch nicht, daß ich Dir wie eine Drohung den

Jammerruf zuschleudere, ich könne ohne Dich nicht leben. Ich würde wohl leben müssen ... Wie? Davon kann ich mir allerdings noch keinen Begriff machen. Daß ich in dieser seligen Zeit, in welcher ich Dich täglich, fast stündlich sehen durfte — in welcher Du mich so gütig, so unermüdet sorgend pflegtest, als wäre Dir mein Leben von einigem Werth . . ."

„Das ist es, Erwin. Hast Du je daran gezweifelt?"

„. . . daß ich zuweilen der beseligenden Hoffnung Raum gab, Du könntest mich lieben lernen, ich will es Dir in dieser Stunde nicht verhehlen ... O, sage nicht, es sei ein Irrthum gewesen . . . daß ich zuweilen glaubte . . . Du liebtest mich mehr, als Du zu äußern für gut fändest!"

„Das ist es eben, Erwin," fiel sie ihm, tief erregt, mit glühenden Wangen ins Wort, — „das ist der verhängnißvolle Irrthum, der Dich seelisch nicht gesunden läßt. Du verwechselst meine sorgende, schwesterliche Liebe mit einer, gewiß nicht wärmeren, aber anders gearteten Neigung. Du willst die Augen gewaltsam vor der Ueberzeugung verschließen, daß ich in Ewigkeit nichts für Dich empfinden kann, als die ruhige Neigung einer Jugendfreundin, einer guten treuen Schwester, — und dennoch wäre diese Ueberzeugung das Einzige, was Dich auf den richtigen Weg zurückführen könnte."

„Du hast ja gesehen, wie weit mich diese Ueberzeugung gebracht hat," sagte er mit Bitterkeit.

Sie warf einen Blick auf ihn. Er sah erschreckend bleich aus. Ihr Herz begann angsterfüllt zu pochen.

„In solche Apathie können mich heute Deine kalten, zürnenden Worte nicht mehr stürzen," fuhr er fort. „Aber man gibt die einzige Lebenshoffnung nicht so leicht auf, wenn sie im Herzen wieder lebendig geworden ist, und Du

hast mich noch nicht überzeugt, ich bekenne es. Ich bin weit entfernt davon, ein eitler Geck zu sein — aber ich weiß, Du würdest, selbst wenn Du mich liebtest, es beharrlich leugnen, um eine Vereinigung unmöglich zu machen, die nach Deinem unglückseligen Vorurtheil Dein und mein Unglück begründen würde."

„Wenn ich Dich liebte . . ." sagte sie achselzuckend. „Hast Du denn noch immer nicht einsehen gelernt, Erwin, daß ich zu jenen Frauen gehöre, denen jede Fähigkeit zu lieben abgeht?"

„Renata — es wäre vergeblich, mich dies glauben machen zu wollen. Vielleicht willst Du nicht lieben, — obwohl . . . mir der Wille in der Liebe eine höchst jämmerliche Rolle zu spielen scheint."

„Nicht immer," erwiderte sie kühl. „Wenn man so recht ernstlich will . . . Du hast Recht, Erwin. Ich *will* nicht lieben!"

Er warf einen sonderbaren Blick auf sie.

„Man muß die Liebe gekannt haben — und eben von keiner glücklichen Seite, um nicht mehr lieben zu *wollen*," sagte er.

„Das ist nicht nöthig. Es ist genügend, wenn man sie an Anderen kennen lernt, um sie unleidlich zu finden," erwiderte sie. „Wirklich lieben und zugleich wirklich glücklich sein, scheint mir fast unvereinbar. Erhält sich ja der reiche Schatz der Liebe zwischen zwei Personen leider selten auf gleicher Höhe! Es ist ein ewiges Sinken und Steigen, und dieses Schwanken macht denjenigen Theil, der leidenschaftlicher ergriffen ist, unruhig und verhindert ihn, glücklich zu sein."

„Daraus ginge ja eben hervor, daß *ich* der unruhige und unglückliche Theil wäre, Renata."

Sie sah ihn an. Secundenlang flammte es in den ernsten Augen auf.

„Und Du meinst, daß ich es auf mein Gewissen nehmen könnte, Dich unglücklich zu machen?“ erwiderte sie. „Wir spielen mit Worten, Erwin, und doch gilt es eine so ernste Sache. Du verlangst Liebe — und ich kann sie Dir nicht geben, ein Jawort, das ich Dir verweigern muß. Um Deiner Ruhe, um Deines künftigen Glückes willen, mein Freund, werden wir uns trennen müssen.“

Er sah mit erschreckten Augen empor. Sein ganzer Körper erbebte.

„Du willst fort?“ rief er entsetzt.

Sie nickte bestätigend.

„Schon längst hatten Papa und ich eine Reise nach Italien beschlossen,“ erklärte sie fest. „Wir wollen sie in den nächsten Tagen unternehmen. Die einzige Veränderung unseres Planes wird die sein, daß Papa im Frühjahr allein zurückkehrt und ich — weiter reise.“

„Wohin?“

„Ich weiß es noch nicht.“

„Nach Indien — China, Japan . . .“

„Vielleicht . . . Je nachdem . . .“

„Tant de bruit pour une omelette!“ lachte er mit bitterem Humor. „Das Alles, um unendliche Länder- und Meeresstrecken zwischen uns zu legen? Hältst Du einen so unerhörten Aufwand an Energie wirklich für nöthig, Renata? Meinst Du, es läge nun, nachdem es Dir glücklich gelungen ist, mich von Deiner Kälte gegen mich zu überzeugen, zwischen Bergen und Deines Vaters Schloß nicht eine genügend große Entfernung?! Fürchtest Du wirklich, ich könnte allen Stolz und alle Manneswürde so weit verleugnen, um Dir noch jemals mit einem Liebes-

wort, mit einer Werbung lästig zu fallen? Du siehst ja, ich nehme es kühl auf — kühler als ich und Du selbst gedacht. Es liegt wirklich, finde ich, etwas Stärkendes in einer so recht einschneidenden Hoffnungslosigkeit. Bin ich die Ursache zu Deinem Plan einer italienischen Reise, so magst Du sie getrost aufgeben, Renata. Puls und Athem gehen so ruhig, daß Du auch voraussichtlich Deine Kunst als vortreffliche Krankenpflegerin an mir nicht mehr zu üben haben wirst."

Er stand auf und reichte ihr die Hand. Sie fühlte sich so kalt an, wie die eines Todten.

„Nimm meinen Arm, Erwin!" sagte sie mit bebender Stimme, unfähig, ihre tiefe Erregung zu bemeistern.

„Ich danke Dir. Dort kommt eben Mama. Ich weiß, sie wird sich freuen, zu sehen, wie wacker ich ihr bereits entgegenschreite."

Er wandte sich von ihr ab. Sie sah ihn mit festen, sicheren Schritten seiner Mutter entgegengehen. Sie fühlte, daß sie ihrem Schmerze Luft machen müsse, sollte ihr das Herz nicht brechen. Wie ein verwundetes Reh flüchtete sie durch die dunkle Seitenallee dem Nebeneingange des Schlosses zu, von welchem eine Stiege direct zu ihren Zimmern führte.

In ihrem Schlafgemach angelangt, warf sie sich auf ein Ruhebett und begrub schluchzend ihr Gesicht in den Kissen.

So verging eine Stunde. Niemand störte sie.

Als sie sich erhob, nickte sie, wie zur Bestätigung ihrer Gedanken, wehmüthig ihrem Bilde zu, das ihr aus dem großen Spiegel bleich und verstört entgegenstarrte.

„Es ist geschehen," murmelte sie. „Das Opfer ist gebracht. Nun wird er sich ja beruhigen, sich zu trösten wissen, wie ich es gewollt. Nun habe ich im Leben nichts mehr zu fürchten, noch zu hoffen."

XI.

Stramm und aufrecht ging Erwin an der Seite seiner Mutter die Hauptallee entlang dem Schlosse zu. Doch ein Blick in sein bleiches Antlitz, in seine von Schmerz und zürnendem Stolz entstellten Züge sagte der tief betrübten Mutter zur Genüge, daß es nur die innere Erregung war, welche diesen schwachen Körper für den Augenblick aufrecht hielt.

Angstvoll fast schien ihr sein Blick, als er dem ihren begegnete.

„Sprich kein Wort, liebe Mutter — jetzt wenigstens," sagte er. „Benimm mir nicht die Kraft, die ich nöthig habe, um mich wenigstens bis zum Hause aufrecht zu halten."

Auf den Stufen, die in den Corridor führten, nahm er ihren Arm, — und jetzt saß er in ihrem kleinen Salon an ihrer Seite oder hing vielmehr bleich, tief athmend, erschöpft und gebrochen in ihren Armen.

Schwere Thränen rollten über die Wangen der Mutter. „Was ist Dir geschehen, mein armer Erwin?" flüsterte sie schmerzbewegt.

Er lachte kurz auf.

„Was geschehen ist? Es ist mir eben noch immer nicht gelungen, den Stein der Weisen zu entdecken, welcher für mich darin besteht, urplötzlich um zehn Jahre älter zu werden. Das ist die Urbedingung, ohne welche sich überhaupt nicht über die Sache sprechen läßt. Du wirst zugeben, Mama, daß die Aufgaben, welche in alter Zeit die Schönen ihren Rittern zu lösen gaben, die Kämpfe mit Ungeheuern aller Art, die Kreuzzüge in's gelobte Land, dem gegenüber Kleinigkeiten waren. Darin lag doch noch eher Sinn und Verstand, — es war ein Entweder — Oder, und man schlug dabei höchstens sein Leben in die Schanze und hielt die Hoffnung fest, es könne durch irgend einen wunderbaren Zufall selbst das unmöglich Scheinende gelingen. Mir aber — mir bleibt nicht einmal diese Chance. Ich bin verurtheilt!"

Er war zu Ende mit seiner Fassung. Die Jugend machte ihr Recht geltend und — schluchzend wie ein Kind lag Erwin in den Armen seiner Mutter. Sie versuchte es nicht, ihn zu trösten, und fuhr nur hie und da, wie sie es wohl einst dem Schmerze des Kindes gegenüber gethan, mit schmeichelnder Hand sanft beschwichtigend über das dunkle Haar. So hatte er nicht geweint, seit er ein kleiner Knabe gewesen. Daß ihr stolzer Erwin um irgend Jemanden in der Welt so selbstverloren sollte weinen können, sie hätte es niemals für möglich gehalten.

Beide Hände an die schmerzende Stirn gedrückt, richtete er sich in ihren Armen empor.

„Verzeih' Mama — es hat mich übermannt," sagte er dumpf.

„Es war gut so, Erwin. Thränen erleichtern das Herz." — —

Er lächelte schmerzlich und schüttelte den Kopf.

„Du mußt es versuchen, Dich zu fassen, mein geliebtes Kind.“

„Habe ich es nicht versucht, Wochen, Monate lang? Es war mein erstes Streben, mich emporzurichten aus dem Zusammenbruch aller meiner Hoffnungen. Es war umsonst — und auch jetzt wäre es ein vergeblicher Versuch. Ich fühle mich geistig gebrochen und kann mich dieser Liebe nicht erwehren, die mein Schicksal ist. Was mir an Leben bleibt, ist es auch des Lebens werth? Ich werde gesunden, aber ich werde nicht mehr derselbe sein, der ich war. Ich werde mich dahinschleppen, ein ewig Unzufriedener, Verlorener, — niedergehalten und in den Staub gedrückt von der eisernen Hand eines wahrlich unverdienten Schicksals. Es ist mit mir vorbei.“

„Erwin! Erwin! Du sprichst fürchterliche Worte.“

Er schlang den Arm um ihren Hals und küßte sie zärtlich. „Ich thue Dir weh und ich empfinde das bitter, — nur kann ich es nicht ändern. Eben so gut könntest Du verlangen, Mama, daß ein Mann, der mit Ketten an den Boden gefesselt ist, aufstehe und sie abschüttle. Er wird die Unmöglichkeit einsehen und jeden Versuch aufgeben, wie ich es thue.“

„Nichts ist unmöglich, Erwin. Wenn Du nur einmal den Wahn, daß es unmöglich sei, den Schmerz über eine verlorene Liebeshoffnung zu überwinden, mit Deinem scharfen Verstande prüfen wolltest, Du würdest finden, daß . . .“

„Ich würde finden,“ unterbrach er sie, „daß ein Wahn, den wir für Wahrheit halten, für uns zur Wahrheit wird, an die wir glauben, und die uns in ihren Banden so fest gefangen hält, daß weder wir selbst, noch Andere uns daraus erlösen können. Aber bitte, lass' mich nun allein;

ich bedarf der Ruhe. Du bist wohl so gütig und schickst mir später Hanns, wenn er im Schlosse ist."

„Gewiß, — ich sah ihn vor Kurzem im Garten."

Er reichte ihr mit schmerzlichem Lächeln die Hand.

Sie schied mit schwerem Herzen von ihm. Nachdem sie wenige Schritte weit gegangen, blieb sie sinnend stehen. Was war das nun wieder? Zergliederte er doch seine Hoffnungslosigkeit und Lebensmüdigkeit, — die Unmöglichkeit, sich in die Verhältnisse, wie sie nun einmal waren, zu finden, mit einer kühlen Ruhe, die ihr fast noch schrecklicher war, als seine Apathie von früher. War diese Stimmung nicht gefahrdrohender als Alles, was sie bisher mit ihm erlebt? Wenn er nun dachte, es nicht ertragen zu können, wenn ihm das Leben eine Last war und blieb, was würde er endlich unternehmen? Schreckliche Bilder, — ungeheure Befürchtungen tauchten in ihrer Phantasie auf . . .

Vergeblich suchte sie die Gedanken davon abzuwenden, sich zu beruhigen, sie kehrten immer wieder. Nicht in dieser Stunde waren sie entstanden, — sie rührten aus ferner Vergangenheit, aus der Zeit wo sie ein glückliches junges Mädchen gewesen, das unter der Hut der Eltern, an der Seite eines unaussprechlich geliebten Bruders, des Stolzes der Familie, durch das Leben eilte, das ihr nur sonnige Tage bot. Wie schön, wie liebenswürdig, wie heiter war aber auch ihr Bruder Erwin gewesen! Und doch hatte ihm unglückliche Liebe die Waffe in die Hand gedrückt, durch welche er seinem jungen Leben ein Ende gemacht!

Ihr Sohn, den sie nach dem geliebten Bruder genannt, wußte nichts Anderes, als daß sein Oheim auf der Jagd verunglückt sei. Fast instinctiv hatte ihm die Mutter

die näheren Umstände seines Todes verborgen. In dieser Stunde wünschte sie sich Glück dazu.

Sinnend und träumend war Baronin Christine Bergen bis zur Thüre gelangt, die in Renata's Zimmer führte. Die Frau Gräfin habe einen Anfall von Migräne und schlummere jetzt ein wenig, meldete die Kammerfrau.

Unmöglich! . . . Wie hätte Renata ruhig schlummern können, nach dem, was zwischen ihr und Erwin vorgegangen war. Sie kannte ja die Bedeutung dessen, was sie ihm gesagt, die Gefahr, die sie dadurch heraufbeschwor! Die Baronin schickte sich daher an, an Minna vorbei, der Gräfin Salon zu betreten. Da fielen ihr plötzlich die verschiedenen kleinen und großen Koffer in's Auge, mit deren Packen die Kammerfrau offenbar beschäftigt war.

Die Baronin sah, ohne eine Bemerkung zu machen, auf diese Reisevorbereitungen hin. Sie konnte sich doch nicht die Blöße geben, der Gräfin Kammerfrau wissen zu lassen, daß sie, die Hausfrau, von diesem fluchtähnlichen Abschied bisher nichts wisse.

„Diesen Kopfschmerz kenne ich an der Gräfin von Kindheit an," sagte sie ruhig. „Zum Glück währt er niemals lang. Jedenfalls will ich ein wenig nach ihr sehen."

Hiemit schritt sie an der sich tief verbeugenden Kammerfrau vorbei, durch den Salon der Gräfin, und betrat deren Boudoir.

Beim Oeffnen der Portière fand die Baronin die junge Frau auf einer Ottomane hingestreckt. Renatas Augen waren vom Weinen geröthet. Bei dem leichten Geräusch, welches das Eintreten der Baronin verursachte, fuhr die junge Frau erschreckt empor. Das Gesicht der alten Dame wies einen so trostlosen Ausdruck, daß Renata's Herz heftig zu pochen begann.

Von tiefer Angst ergriffen, erhob sie sich und stürzte der Baronin mit den Worten entgegen:

„Mama! Mama! Was ist geschehen? Welches neue Unglück kommst Du mir zu melden?"

Die Baronin sah sie düster an. „Du fürchtest also doch ein Unglück, Renata?"

„Ich . . . ich weiß nicht. Mir schien als ob . . . O, Mama, theure, gute Mama, blick' mich nicht so ernst und vorwurfsvoll an! Du weißt ja nicht, wie furchtbar ich selbst dabei leide . . . So weit ich auch entfliehen mag, Dein Blick wird mich verfolgen wie ein Gewissensvorwurf — und doch, — Gott ist mein Zeuge — habe ich recht zu handeln geglaubt, als ich Erwin auch heute sagte, daß ich niemals die Seine werden könne . . ."

„Dahin hättest Du es nicht kommen lassen sollen, Renata, ihm nicht ein zweites Mal ein so tiefes Weh bereiten sollen," sagte die Baronin mit bebender Stimme. „Wenn denn geschieden werden mußte, so hättest Du früher . . ."

„Hätte eine frühere Abreise irgend etwas verhindert, Mama? Hätte sie bei seiner noch so schwachen Gesundheit nicht vielmehr Alles gefährdet, zu einer Zeit, wo er noch so sehr der Schonung bedurfte . . .? Sag' selbst, was hätte ich thun, wie anders handeln sollen?"

„Ich kann Dir dies nicht so genau sagen, Renata... Ich muthe mir in dieser Sache, an welcher ich so nahe betheiligt bin, kein richtiges Urtheil zu. Es ist möglich, daß ich ungerecht bin, indem ich Dich tadle, aber — ich bin Mutter, und kann in diesem Augenblick nichts denken und nichts empfinden, als das grenzenlose Unglück meines einzigen Sohnes, den ich zu Grunde gehen sehe, ohne ihm helfen, ohne ihn retten zu können."

„Nein, Mama, nein,“ erwiderte Renata, die Hand auf das Herz drückend, das sie in immer heftigeren Schlägen pochen fühlte, „Deine Mutterangst vergrößert das, was Du sein Unglück nennst.“

Die Baronin schüttelte trostlos den Kopf.

„Du hättest ausweichen, hättest verhindern sollen,“ fuhr sie fort. „Statt dessen hast Du durch die liebreiche Sorgfalt, durch Dein längeres Verweilen an seinem Krankenbette auf's Neue Hoffnungen in ihm erweckt, die Du fest entschlossen warst, nie zu verwirklichen . . .“

„O Mama, — wie weh thust Du mir, — und wie ungerecht bist Du gegen Deine arme Renata! Ich weiß, Du hättest mich herzlos genannt, wenn ich gegangen wäre; — nun schiltst Du mich, weil ich geblieben bin. Es ist ja wahr,“ fuhr sie unter heftigem Weinen fort, „ich selbst denke in einem Augenblick Dies, im andern Jenes und weiß mir nicht zu rathen und zu helfen. Ich bin ja ganz allein . . . Diejenigen, die ich am meisten liebe, die mir sonst helfend, tröstend zur Seite standen, haben sich von mir losgelöst und verdammen mich rücksichtslos. Sei es! Sei es! Nur diese eine Nacht — und ich will, tief verwundet und gekränkt, diese theure Stätte fliehen, die einzige, an welcher mir einiges Glück zu Theil wurde. Nie, nie mehr sollt Ihr mich wiedersehen.“

„Ja,“ erwiderte die Baronin in der vollen Bitterkeit ihrer Seele, „ich begreife wohl, welche Erleichterung Dir dies gewähren muß. Du wirst diesen Ort des Jammers fliehen in kühler, frostiger Eigensucht, — im sieghaften Gefühl Deiner Verständigkeit und Unnahbarkeit, unbekümmert um all' das Unglück, das Du hier zurückläßt . . . um unser zerstörtes Leben, unsere gebrochene Herzen . . .“

„O, Mama!“

„In Italien, wohin Du ja gehen willst, wirst Du dann eines Tages lesen, daß Baron Erwin Bergen sich durch einen Schuß von der Last des Lebens befreite, wie einst sein Oheim, und daß seine Mutter, unfähig den Verlust des einzigen Sohnes zu ertragen, ihm in das Grab gefolgt sei. Du aber wirst, in den Mantel Deiner Vernunft und Tugend gehüllt . . .“

„Genug, Mama! Das ist zu viel der Qual . . . Rathe, hilf mir! Was soll ich thun, großer Gott! damit mir, so schuldlos ich auch bin, nicht dereinst Dein Fluch durch das Leben folge?“

„Frage mich nicht, Renata, — begehre keinen Rath von mir,“ sagte die Baronin mit bebender Stimme. „In der Feigheit meiner Mutterliebe hätte ich doch nur eine Antwort auf Deine Frage. Ich würde mit gefalteten Händen vor Dir niederknieen,“ — in diesem Augenblick sah Renata zu ihrer unbeschreiblichen Verwirrung Erwin's Mutter zu ihren Füßen, — „und Dir sagen: O Renata, Du hast mir meinen Sohn genommen, — gib mir ihn wieder! Sei großmüthig! Vergiß, daß Du ihn nicht liebst, verleugne Dich selbst, gib' diesem jungen Herzen mit einem einzigen beglückenden Wort die Liebe zum Leben wieder, welches er vielleicht im Begriff ist, wie eine Last von sich zu werfen . . .“

Renata hatte die Baronin in ihren Armen emporgehoben. Sie wollte sie unterbrechen, — aber die Worte der Bitte flossen unaufhaltsam über die Lippen der armen Mutter. Erniedrigte sie sich gegenüber dieser jungen Frau, — so erniedrigte sie sich für Erwin.

„O Mama, was thust Du? Wie konntest Du mich also beschämen, vor mir zu knieen?“ rief Renata, die Hände ihrer mütterlichen Freundin mit Küssen bedeckend.

„Es ist ein so überaus großes Opfer, das ich von Dir verlange, Renata. Ich weiß, ich fühle es . . .“

„Du quälst mich, liebe Mama . . . Wenn Du wüßtest . . .“

„Ich will nichts wissen, mein Kind. Ein Ja! — und Du hast Zwei überglücklich gemacht . . . Glaube mir, daß ich mir bewußt bin, wie unrecht ich an Dir handle, indem ich das Opfer Deines ganzen Lebens verlange, — doch, ich bin Mutter, das ist meine einzige Entschuldigung.“

Die Hände der Baronin in den ihren, saß Renata in tiefes Nachdenken versunken auf der Ottomane.

„Erinnere Dich, Mama,“ begann sie endlich.

Die Baronin unterbrach sie mit angstvoller Hast.

„Deute nicht auf jenen unglücklichen, unbedachten Ausspruch hin, Renata. Alles hat sich seitdem verändert.“

„Und wer verbürgt Dir, wenn ich auch ganz von mir selbst absehe, daß das, was nun Dein höchster Wunsch geworden ist, nicht Deinem Sohne zum Unglück wird?“

„Sein ernster, gediegener Charakter, Renata, und seine grenzenlose Liebe zu Dir.“

„Gott möge uns Allen helfen, Mama, und Deine Hoffnungen zur Wahrheit werden lassen!“

„Du wolltest wirklich einwilligen, Renata?“ rief die Baronin mit verklärtem Angesicht. „So darf ich Erwin sagen . . .“

„Sage ihm nichts, — ich bitte Dich darum! Ich bin mit mir selbst noch nicht im Reinen, und weiß wahrhaftig nicht . . .“

„Renata!“

„Ich traue mir ja so wenig Fähigkeit zu, ihn dauernd zu beglücken . . .! Und dann, — wenn ich meinem

Herzen . . . ja Mama, ich bekenne es Dir jetzt, meinem Herzen folge, das ihn innig liebt . . .“

„O mein heißgeliebtes Kind!“

„Sag’ Mama, könnte er dann nach Allem, was vorgefallen, — sag es selbst Mama, — nach Allem, was er gelitten, wohl Jemandem Andern darin Glauben schenken, als mir?“

XII.

Menschen reiferen Alters und Solche, die, noch jung an Jahren, doch schon bittere Enttäuschungen erlitten, stehen wie kampfgeübte Krieger, Gewehr im Arm, stets auf den Anprall einer neuen Widerwärtigkeit des Lebens, eines neuen Unglücks gefaßt, auf ihren Posten, durch nichts überrascht, stets zur Abwehr bereit, und wenn diese mißlingt, zur Capitulation mit Ehren, zur resignirten Hingabe an ein unabweisliches Mißgeschick. Nur die unerfahrene Jugend, die zum ersten Male liebt, versteht es, ohne Mißtrauen und Zweifel, mit Virtuosität zu hoffen. Sie ist, hat sie sich einmal in eine schöne Illusion eingesponnen, blind für alle Anzeichen, die dem Unglück vorangehen. So trifft sie dieses jederzeit unvorbereitet, es überfällt sie, es schmettert sie zu Boden.

Als Erwin nach langem Dahinvegetiren in der Nacht völliger Besinnungslosigkeit bei seinem ersten Erwachen Renata an seinem Lager gefunden, erschien sie ihm, nach all' den finsteren Schattengestalten, die ihren Reigen um ihn geschlungen, wie ein Engel des Lichtes, ein Bote der Versöhnung; an ihrem liebreichen Blicke, an ihrem süßen Worte rankte sich seine kranke, glückdurstende Seele empor. Mit ihr kam ja die Hoffnung wieder, und an dieser

Hoffnung erstarkte der geschwächte Körper, an ihren grünenden Ranken strebte die umdüsterte Seele aus der Nacht der Melancholie empor zu lichter Lebensfreudigkeit.

Auch nicht ein einzigmal beschlich ihn der Gedanke, dies zauberische Gebilde seiner Seele, an das er sich, gläubiger als je zuvor, völlig und unbedingt hingegeben, könne dahinschwinden wie ein Traum.

Eine abermalige Zurückweisung unter solchen Umständen wäre selbst für einen gestählten Mann schwer zu erdulden gewesen. Für den Jüngling, dessen erste Liebe ihm noch Inhalt allen Lebens war, wurde sie unertragbar. Er empfand sie als eine unauslöschliche Schmach um so brennender, als er sie selbst verschuldet.

Seine Kraft war gebrochen. Er gehörte nicht mehr sich selbst an, — er war ihre Sache, ihr Eigenthum — ein Ding, das sie verachtungsvoll mit Füßen trat . . . Das Alles sagte er sich zähneknirschend, und dennoch besaß er nicht die Kraft, sie zu hassen. Gedemüthigt und erniedrigt, von ihr verschmäht und geringgeschätzt, liebte er sie glühender als je. Das war ein Zwiespalt, dessen Lösung ihn um den Preis seines Herzblutes nicht zu hoch bezahlt dünkte. Es ergriff ihn eine unnennbare Sehnsucht nach dem Tode, und ungeduldig zählte er die Stunden, die ihn noch von dem Augenblicke trennten, in welchem er diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen konnte.

Diesmal beschlich kein Mitleid mit seiner Mutter seine Seele. Es war besser, sie weinte um einen gestorbenen, als um einen entwürdigten Sohn, welcher alle ihre Hoffnungen betrog.

Die Theestunde im kleinen Salon, diese gemüthlichste Stunde des Tages, auf welche Erwin, zumal in der letzten Zeit, sich immer so sehr gefreut hatte, war heute in eigen-

thümlicher Art vorübergegangen. Baron Hanns hatte sich düster und wortkarg, wie er jetzt jederzeit erschien, bald zurückgezogen — ohne Abschied — denn er sollte Renata am nächsten Morgen nach Hause begleiten. In gewohnter liebenswürdiger Heiterkeit, als wäre nichts Verstimmendes zwischen Erwin und ihr vorgefallen, verkehrte Renata mit dem jungen Manne. Mit vornehmer Sicherheit, die jeden Unbetheiligten getäuscht hätte, nahm Baron Erwin Theil an dem Wortgeplänkel, das sich um hundert Dinge drehte, welche dem völlig fern lagen, was sein Herz in unerträglicher Qual aufzucken ließ.

Ja, mit demselben lieblichen Lächeln hatte sie ihm die Seele bezaubert. Dieser sanfte Blick, — dieses herzgewinnende Wesen war es gewesen, die ihn ihr zu Eigen gegeben hatten, auf immer. Nun sah er sie zum letzten Mal. Sein Auge glitt hin über das schöne Gesicht, — über die reizende Gestalt, als wolle er sich jeden kleinsten Zug auf's Neue fest einprägen, damit ihm das Bild in seinem vollen bestrickenden Reiz gegenwärtig sei in der letzten Stunde.

Was aber war seinem Mütterchen geschehen? Welche innere Glückseligkeit ließ ihr Auge so freudig aufleuchten? Es war ihm unerklärlich. Was konnte das Herz seiner Mutter so freudig bewegen, während es fühlte, daß er litt?

Blutroth ging die Sonne unter. Ihre letzten Strahlen tauchten die Wolken in so vielfachen, blendenden Farbenschimmer, daß kaum ein Künstler es hätte wagen können, sie auf die Leinwand zu bannen, ohne der Uebertreibung beschuldigt zu werden.

Durch geschickt angebrachte Lichtungen in den Baumpartien sah man von der breiten Terrasse weit hinaus über den rauschenden Fluß und die grünen Wiesen, in

das herrliche Land hinein, bis der Kranz in bläulichem Lichte schwimmender, rosig angehauchter Berge dem bewundernden Auge ein Ziel setzte. Und hoch über ihren, vom scheidenden Licht der Sonne gerötheten Gipfeln stand in stiller, friedlicher Erhabenheit der wachsende Mond, immer wieder die weißlichgrauen, gelbgeränderten Wolken zertheilend, die der scharfe Abendwind über ihn hinwehte. Scheinbar ganz in diesen Anblick versunken, standen die beiden schönen Menschengestalten neben einander. Heimlich aber musterte Renata den bleichen Mann an ihrer Seite. Er erschien so ruhig . . . er war so still. Alle Bitterkeit war aus seinen Worten gewichen und alle Gluth aus seinen Augen. Sein Blick ruhte fest, doch ernst und kalt auf ihr. Es durchschauerte sie.

Nun bot er ihr die Hand. „Gute Nacht Renata, und glückliche Reise!“ sagte er leise.

Sie hielt seine Hand fest, ohne deren Druck zu erwidern . . . „So willst Du von mir scheiden, Erwin?“ sagte sie mit bebender Stimme.

Er sah sie fragend an und entzog ihr langsam seine Hand.

„Du grollst Erwin? Du zürnst mir?“

„Ich zürne Niemandem,“ erwiderte er.

„Doch,“ widersprach sie bewegt, — „ich weiß es. Ich habe heute . . .“

Er unterbrach sie durch eine rasche, ablehnende Geberde.

„Komm auf nichts zurück, was heute zwischen uns geschehen ist, Renata. Sprich nicht mehr von abgethanen Dingen. Es ist Alles entschieden — Alles vorbei — für immer. Was könntest Du mir auch Neues sagen? Ich

habe Alles begriffen, und bin vollkommen überzeugt. Jedes weitere Wort wäre von Ueberfluß."

„Du weißt nichts, Erwin. Das, was ich aus tiefstem Herzensgrunde Dir gern sagen möchte, hast Du nie geahnt."

Er lächelte trübe. „Thu' Dir keinen Zwang an, Renata. Ich bedarf dieser Trostesworte nicht mehr. Es war sehr kindisch, daß ich Deinen Worten, Deinen freundlichen Blicken meine Hoffnung auf's Neue anzufachen gestattete . . . Nun aber ist sie todt, Du hast es so gewollt. Alles ist vorbei. Leb' wohl, Renata!"

Er wandte sich und ging.

Trübe blickte sie ihm nach, wie er an der Seite seiner Mutter durch den Salon ging, ohne den Blick zurückzuwenden.

Das Haupt auf die Hände gestützt, beugte sie sich tief nieder auf die Brüstung der Terrasse und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Ja, sie hatte es so gewollt, — und — da er nun kalt und frostig von ihr schied, als hätte er sie nie geliebt, nie um sie gelitten, glaubte sie, die Qual, die ihr dies verursachte, nicht ertragen zu können. In dieser Stunde erschien es ihr als Wahnsinn, dem absprechenden Urtheil der Welt zulieb auf immer Allem zu entsagen, was sie beglücken konnte. Nun erst, als sich Erwin frostig und verdrossen von ihr abwandte, erwachte sie zum vollen Bewußtsein dessen, was sie an seinem Herzen besessen, was sie an ihm verloren.

Vor der Macht der Leidenschaft, die unabweislich ihr Herz ergriff, schwanden wie die Nebel vor der Sonne alle ihre bisherigen Bedenken. Ein Leben ohne ihn? Wahnsinn! Wie hatte sie auch nur einen Augenblick

wähnen können, daß ihr eine Trennung für immer möglich sei? Wog eine Spanne Zeit, verlebt mit ihm, getragen von seiner Liebe, nicht leere, öde Ewigkeiten auf? Und was wußte sie von der Zukunft? Nicht der Weiseste vermag ihren Schleier zu heben! Der Gegenwart wollte sie leben!

„Erwin! Erwin!"

Sie breitete die Arme aus. Ihre Lippen brannten seinem Kusse entgegen ... Es ergriff sie eine heiße Sehnsucht, ihn zu umfassen, sich an seine Brust geschmiegt, die Seine zu nennen, für alle Zeit, ihm zu sagen, daß sie ihn seit lange geliebt, daß sie in dieser Stunde, in welcher die Furcht, ihn zu verlieren, ihr ihr eigenes Herz erschlossen hatte, sich ihm zugeschworen habe mit jener mächtigen Leidenschaft, die, hat sie einmal voll und ganz ein lange widerstrebendes Frauenherz ergriffen, nie mehr daraus entweicht!

„Erwin! Geliebter Erwin!"

Doch ihr Liebesruf verhallte wie ein Seufzer in den abendlichen Lüften, die ihn nicht weiter trugen zu ihm.

— — — — — — — — — — — —

Es mochte nahe an Mitternacht sein.

Der Mond schien durch die weitgeöffneten Fenster hell in das große, geräumige Zimmer, welches Baron Erwin Bergen allen andern Räumen seiner Wohnung vorzog, in welchem er sich meistens aufhielt.

Draußen lag tiefe, nächtliche Ruhe auf Bäumen und Gesträuchen. Leise, leise drang von ferne das Rauschen des Gebirgsflusses her.

Drinnen aber bereitete sich ein Mann dem Tode vor. Die Zeiten der Selbsttäuschung waren für ihn vorüber. Er war nicht sentimental. Er wollte nicht Hand an sich

legen, weil ihm Welt und Leben plötzlich nichtig erschienen. Er fand das Leben schön und die Erde werth, daß man auf derselben glücklich sei, — wenn man es sein konnte, werth, daß ein starker Geist, wenn auch die Liebe trog, den Pfad der Wissenschaft verfolge, ihre Schätze zu heben versuche und in diesen Erfolgen Zufriedenheit und Frieden erringe. Er aber war nicht nur unglücklich geworden, durch seine eigene maßlose Leidenschaft und deren Nichtbeachtung, — sondern auch unfähig und unbrauchbar, in jenem Licht zu wandeln, das den Menschen auf den Pfaden der Wissenschaft dem reinsten Glück entgegenführt; — er war ein Mensch geworden zur Last sich selbst und Anderen, ohne Energie und Willenskraft, keines Aufstrebens, keiner Begeisterung fähig, — so glaubte er, und das trieb ihn in den Tod.

Der Brief an seine Mutter lag vollendet auf seinem Schreibtisch. Nun wollte er noch an Renata schreiben.

Er liebte sie viel zu sehr, als daß er sie dazu hätte verurtheilen mögen, einen Gewissensvorwurf, der ihr jede frohe Stunde vergiften mußte, durch das Leben zu schleppen. Er mußte ihr sagen, ehe er starb, daß nicht sie es war, die ihn in den Tod getrieben, nur das Verzagen an der eigenen Kraft, daß nicht ihr die Schuld beizumessen sei, wenn er nicht, wie wohl andere willenskräftigere Männer, die ein gleiches Loos getroffen, sein Leid überwinde.

Das wollte Erwin Renata schreiben und dann — rasch ein Ende machen . . . nicht hier, nicht auf eine, für die Seinen grausige Art, — im verschwiegenen Schatten der Nacht wollte er, am Ufer des Flusses, dessen Rauschen den Schuß übertönen mußte, seinen Leib den raschen Wogen überliefern.

Rasch flog die Feder über das Papier.

Mit fester Hand und ruhigem Auge schrieb der junge Mann den letzten Abschiedsgruß an seine Liebe, — ein letztes „Gut' Nacht," dasjenige ergänzend, welches er ihr so schroff vor kaum zwei Stunden gesagt. Da unterbrach ihn ein Laut. War das nicht das Knarren einer Thüre?

Unmöglich. Seinem Kammerdiener hatte er für diese Nacht Urlaub nach der Stadt gegeben, die Wohnungsthüre selbst verschlossen.

Er schrieb weiter.

Leise, leise wurde die Portière, welche die kleine Eingangsthüre barg, zur Seite geschoben. Ein todtenbleiches, von dunklem Haar umrahmtes Antlitz wurde sichtbar. Aengstlich spähten die großen Augen durch den weiten Raum.

Da fiel Renata's Blick auf den emsig Schreibenden. Ein Seufzer bebte über ihre Lippen. Wie im Gebete faltete sie die Hände.

Unhörbar war die weiße, schlanke Gestalt herangeschwebt. Nun stand die junge Frau hinter seinem Stuhl, — statuengleich . . . selbst den Athem anhaltend. Nur die unruhigen Augen fuhren suchend über den Schreibtisch, und blieben schreckerstarrt an dem Briefe haften, der die Adresse der Baronin trug. Aller Rest von Farbe wich aus ihrem Gesicht. „Also doch, seine Mutter hatte Recht!" — dachte sie mit Entsetzen.

So leicht, wie ein Vogel den Zweig berührt, den er sich zu kurzer Rast erkoren, legte sich ihr weißer Arm auf die Rücklehne des Fauteuils. Ihr Blick folgte seiner rasch dahineilenden Feder, diesem letzten, in so kühlen Worten hingeworfenen und doch so herzzerreißenden Lebewohl.

Tiefer neigte sie sich über ihn. Kaum eines Fingers Breite trennte ihre glühenden Lippen von seinem Haar.

Der Brief war beendet. Er hatte die Namensunterschrift beigesetzt, und legte die Feder nieder. Da wurde das Papier ihm unter der Hand weggezogen . . . Ein weißer Arm schlang sich um seinen Hals.

„Ich will nicht, daß Du stirbst," flüsterte sie. „Ich will, daß Du für mich lebst!"

„Renata! Wozu dies Spiel?"

Er hatte sich erhoben. Düster und vorwurfsvoll blickten seine dunklen Augen auf die bleiche, junge Frau.

„Erwin!"

Hart drängte er sie von sich; fast feindselig begegnete sein Blick dem ihren. Wer gab ihr ein Recht, sich zwischen ihn zu drängen und — den Tod?! Liebte er sie noch? In diesem Augenblick fühlte er nur, daß ihn eine maßlose Erbitterung gegen sie erfaßte.

„Ich habe Dir bereits gesagt, Renata, daß mich Mitleid empört," sagte er rauh. „Warum suchst Du mich auf? Es gibt nichts, was wir Beide einander noch zu sagen hätten."

„Doch," erwiderte sie mit leuchtenden Augen. „Ich habe Dir zu sagen, daß ich Dich liebe..."

Er erwiderte nichts. Dies zündende Wort ergoß sich wie ein Feuerstrom in sein, von den Schauern des Todes halb erstarrtes Blut. Doch das war nur ein Augenblick.

Rasch kehrte ihm die Erinnerung an all' das zurück, was er erlitten. Er entzog ihr die Hand, die sie bereits ergriffen.

„Ich glaube, Du willst mich wahnsinnig machen," sagte er mühsam. „Fiel Dir als neues Beschwichtigungsmittel nichts Anderes ein, als dieses frevelhafte Spiel mit dem Heiligsten?!"

Sie hielt seinen vorwurfsvollen Blick aus. Heller strahlten ihre glückverheißenden Augen.

„Ein frevelhaftes Spiel habe ich gespielt, als ich Dir verschwieg, daß ich Dich liebte. Gefrevelt habe ich, als ich Dich von mir stieß, statt Dich an mein Herz zu ziehen; als ich dieses Herz und das Deine zu Boden trat; als ich aus feiger Furcht, einst weniger von Dir geliebt zu werden, — entsagen wollte, als ich, um in ferner Zukunft keine Einbuße an Glück zu leiden, uns Beide zu lebenslanger Qual verdammen wollte. Willst Du mich noch länger sprechen lassen, Erwin, ohne mich an Deine Brust zu ziehen? Soll ich glauben, daß ich in unglücklicher Verblendung Dir erst dann meine Liebe gestand, als ich die Deine verloren hatte?"

Er lag zu ihren Füßen, — und der Dank, den seine Lippen in trunkener Glückseligkeit stammelten, erstarb in einem Kusse.

Als wenige Wochen darauf das schöne Paar in der Kathedrale getraut wurde, gab es, trotz der rückhaltslosen Anerkennung der unvergleichlichen Schönheit der Braut, unter den Damen in den, der Aristokratie reservirten Oratorien viel Gewisper und Kopfschütteln.

„Um vier Jahre älter..."

Die Männer hingegen fanden, daß Erwin Bergen beneidenswerth sei. Was wollten vier Jahre bedeuten bei so engelgleicher Holdseligkeit? Es gab nicht Einen unter ihnen, der nicht gern an der Stelle des Bräutigams gestanden wäre, als er den Trauring an den Finger der schönen Gräfin Roncourt steckte.

Die Baronin schien über das künftige Eheglück ihres Sohnes völlig beruhigt zu sein. Ihr Antlitz verklärte das Glück.

Baron Hanns Bergen wohnte der Trauung nicht bei. Er hatte vierzehn Tage früher eine kleine Reise unternommen, um ein ihm zum Kauf angetragenes Gütchen zu besichtigen, war aber in Folge einer Erkältung erkrankt, zum Glück ohne gefährliche Symptome. Doch hinderte ihn dieser Zufall an der Heimreise, und er konnte dem jungen Ehepaar seine Glückwünsche nur aus der Ferne zusenden.

Zweiter Band.

XIII.

Die Julisonne lag gluthsprühend über Schloß und Park. Sie brütete über den weiten Wiesenplanen. Doch nur hie und da sandte sie einen vereinzelten goldigen Pfeil in die kühlen, dichtbelaubten Alleen, welche den weitausgedehnten Park in allen Richtungen durchkreuzten.

In das unter dem Schatten hoher, weitgeästeter Lindenbäume friedlich geborgene, von Schlingrosen umrankte Gartenhaus, dessen Jalousieen geschlossen waren, fielen jedoch kaum einzelne, schwach dämmernde Lichtstrahlen. In seinen luftigen, elegant eingerichteten Räumen finden wir zwei Schläferinnen, die sich vor der heißen Mittagsgluth hierher gerettet hatten.

In dem an den großen Saal stoßenden Cabinet schlummert, in die Ecke des Sofas gelehnt, eine nicht mehr ganz junge Dame. Miß Mary Hardy, die Nachfolgerin der pessimistisch angelegten Louison, zählt dreißig Jahre. Ihr feines, milchweißes, von dichtem aschblonden Haar umrahmtes Gesicht weist nicht nur Spuren großer Schönheit, es ist noch schön, besonders, wenn bei leisester innerer Erregung auf den zarten Wangen die Röthe kommt und geht, wie auf denen eines sechzehnjährigen Mädchens.

Dies läßt Ella's Erzieherin weit jünger erscheinen, als sie ist.

Man sieht es der Haltung der Dame an, daß der Schlummer sie im festen Entschlusse, wach zu bleiben und ihre Pflicht zu üben, überrascht hat. Leise und spielend hat er die Feder, mit welcher sie Ella's und Fränzchens englische Aufgabe zu corrigiren begonnen, der Hand entwunden, welche nun lässig auf dem weißen Piquékleide liegt, das den schlanken Körper umschließt, und nun einen bedauerlichen Fleck von purpur-violetter Tinte weist.

Auf dem Tischchen vor der Schläferin lagen einige englische Grammairen, Schreibhefte und Federn. Die weggerückten Stühle, die halbgeöffnete Thüre in's Freie verriethen, daß Miß Mary's junge Schülerinnen den Moment, in welchem die pflichteifrige Erzieherin vor dem Allsieger Schlaf die Waffen gestreckt, benützt hatten, um wie Vögel aus dem Käfig in's Freie zu entkommen.

Der kühle, schattige Gartenpavillon war sowohl Miß Mary's, als Gräfin Mietzi's Lieblingsaufenthalt. Sie pflegten sich Beide an schwülen Sommertagen dahin zurückzuziehen: Gräfin Mietzi, um nach den Mühen eines vortrefflichen Déjeuner ihren Liqueur daselbst zu nehmen und sich dem süßesten dolce far niente hinzugeben; Miß Mary, um, während sie mit einem Auge ihre ziemlich turbulenten Zöglinge, Ella und Oberförster Schurmann's Enkelin, das um ein Jahr jüngere Fränzchen, überwachte, mit dem andern zu lesen, zu studiren, oder zu arbeiten. Da aber Gräfin Mietzi und Ella's Erzieherin, seit sie sich vor Jahren zum erstenmal erblickt, auf dem Standpunkt einer Art bewaffneten Friedens einander gegenüberstanden, — ein stiller, aber eifriger Kampf, welcher von Gräfin Mietzi nach ihrer Art, mit scharfen, zuweilen

etwas plumpen Waffen, von Miß Mary decent und discret, gewöhnlich in Vertheidigung irgend eines unveräußerlichen Menschenrechtes geführt wurde, — so respectirten sie auch jederzeit das von ihnen einmal erwählte Terrain und während Gräfin Mietzi im großen, mittleren Saal in unbewußter Rücksichtslosigkeit ziemlich laut schlummerte, gab Miß Mary ihren Zöglingen eine Lection, oder las und studirte hinter der geschlossenen Thüre, in dem von ihr erwählten Cabinet, in welches die unmelodischen Töne nur äußerst gedämpft klangen.

Der Zeitraum von sechs Jahren, während welcher wir Gräfin Mietzi aus den Augen verloren haben, hatte begreiflicher Weise am Aeußeren der Dame Kennzeichen hinterlassen. Das alternde Fräulein war noch corpulenter geworden. Die letzten Spuren gefälligen Ansehens waren aus dem feisten Gesichte verschwunden. Das verdreifachte Kinn ruhte, den Hals völlig maskirend, auf dem hochgewölbten Busen. Und doch hatte Gräfin Mietzi sich in gewisser Richtung verjüngt. Ihre Gesichtsfarbe war eine noch blühendere geworden, als sie vordem gewesen, und wer sie nur einmal beobachtete, wie sie im stillen, schattigen Gartensaal oder in der verschwiegenen Dämmerung ihres Schlafgemaches ein Fläschchen süßen Liqueurs nach dem andern entkorkte, und die durchsichtige Flüssigkeit wie Oel über die Zunge gleiten ließ, bis die Augen glänzten und die Wangen flammten, war nicht erstaunt darüber, daß der brillante Teint in's Purpurviolette zu spielen anfing, und die Wangen mit dem Widerschein ihrer Gluthen auch die benachbarte Nase sanft rötheten.

Indessen, Gräfin Mietzi besaß eine gesunde Natur und vertrug viel, weshalb der äußere Anstand bei all' diesen Libationen jederzeit gewahrt blieb.

Auch die Toilette der Dame war zusehends jugendlicher geworden. Je älter sie selbst wurde, mit desto größerer Vorliebe trug sie die hellen Farben, welche die Jugend so wohl kleiden und das Alter so lächerlich machen . . . Die seltsame Ueberladung ihrer Toilette mit Schleifen, Maschen, Spitzen und Blumen bewies zur Genüge, daß sie dem guten Geschmack, den sie einst besessen, auf immer Valet gesagt habe.

Längst übte sie nur mehr nominell die Pflichten einer Gesellschafterin Renata's von Bergen, und wurde hierin, da mit dem Alter auch ihre Bequemlichkeit zugenommen hatte, von Miß Mary ersetzt. Doch ließ sie es sich nicht nehmen, die Hausfrau gelegentlich im Salon zu repräsentiren oder zu unterstützen, und daselbst zur stillen Erheiterung der Gäste und Renata's ärgerlicher Beschämung, wie früher, kokettirend und minaudirend die lächerlichste Rolle zu spielen. Die übrige Zeit widmete sie der stets zunehmenden Sorge für ihre Toilette, deren Herstellung nebst dem Färben der Haare und Augenbrauen und dem Schminken von Stirn, Wangen, Lippen, Hals, Busen und Armen den Vormittag so ziemlich in Anspruch nahm. Es blieb ihr gerade noch Muße genug, in dem Zeitraum zwischen Mahlzeiten und Unterhaltungen aller Art ihren Lieblingssport zu betreiben, welcher im Bespähen sämmtlicher Hausgenossen und im Anknüpfen von allerlei Intriguen bestand. Hauptsächlich aber beschäftigten sie nach wie vor kühne Eroberungspläne, denn noch immer war Gräfin Mietzi nichts weniger als überzeugt, daß die Liebe sich von ihr gewandt und die Herzen der Männer definitiv aufgehört hatten, für sie zu schlagen.

Da sie so ziemlich Jedermann im Hause zur Last fiel, hatte Renata es versucht, sie zu bewegen, ihren Auf-

enthalt in Bergen gegen eine reichliche Pension, die sie ihr in der Residenz sichern wollte, zu vertauschen. Dieser auch von Erwin gebilligte Plan war jedoch an Gräfin Mietzi's energischem Widerstand gescheitert. Sie fühlte wohl, daß ihre Rolle ausgespielt war, sobald sie Bergen verließ. Renata's Vorschlag hatte daher eine Scene zur Folge, in welcher Gräfin Mietzi alle ihre durch Jahre geübten Künste mit Meisterschaft spielen ließ. Krämpfe und Ohnmachten wechselten mit einander ab. Auf die heftigsten Vorwürfe folgten die zärtlichsten Umarmungen und Liebesversicherungen, und da Renata alle dem ein Ende machen wollte und zur Einsicht kam, daß ihre Cousine ohne Scandal nicht von der Stelle weichen werde, fand sie sich zu ihres Gemahls großem Aerger darein, die lästige Verwandte im Hause zu behalten.

Gräfin Mietzi schlief im Augenblick, da wir sie wiedersehen, tief und süß. Sie hatte nicht gegen den Schlaf angekämpft, wie die Engländerin. Mit voller Hingabe hatte sie sich in seinen Arm geschmiegt, und die Geister Absynth, Curaçao, Crême de noisette und Vanille, deren gläserne Behälter halb geleert auf einer silbernen Tasse in der Nähe der Schläferin standen, lagerten sichtlich auf ihren dunkelrothen Wangen.

Ab und zu waren zwei Sylphiden in lichten, luftigen Gewändern leicht und schwebend durch das Gemach geglitten, dessen hohe Glasthüre nach dem Park zu weit geöffnet war, und hatten die Schläferin, leise kichernd, mit unhörbaren Schritten umkreist. Dann gab es ein Flüstern und Lachen, ein Lispeln und Kopfnicken, und sie waren, wie von Flügeln getragen, wieder hinausgeschwebt in's Freie. Man hörte im weiten Gemache nichts mehr als das Summen der Fliegen, die sich hie und da kühn

und verwegen auf die gräfliche Nase setzten, und die lauten, in den kühnsten Variationen ertönenden Athemzüge der Schläferin.

So war längere Zeit verstrichen ... Da kamen die Beiden wieder. Die Eine von ihnen war groß, schlank und doch nicht ohne Fülle, mit schelmischen braunen Augen und schwellenden Lippen, die ein kindlich frohes Lächeln umspielte. Um die hohe, etwas gewölbte Stirn schmiegten sich die lichtbraunen, goldig schimmernden Locken, welche bis über die Schulter herniederwogten. In der Linken hielt sie einen Kranz von üppigem Weinlaub, während die Rechte triumphirend einen mit demselben Laub umwundenen Thyrsusstab schwang.

Sie mochte fünfzehn bis sechszehn Jahre zählen. Ihre Gefährtin hingegen stand noch in fast kindlichem Alter. Sie hatte kaum das vierzehnte Jahr erreicht. Hoch aufgeschossen, blond und schlank, war das Kind gleichfalls eine poetische Erscheinung. Das hellblonde Haar hing in langen, schweren Zöpfen über den Rücken, und die großen, langbewimperten, blauen Augen widersprachen in ihrem träumerischen Blick und ihrem langsamen Aufschlag fast dem kindlichen Alter der Kleinen. Auch sie trug über den Armen eine schwere Last von Weinlaubguirlanden.

Eine Secunde lang blieben die beiden Mädchen stehen und beobachteten etwas scheu die ahnungslose Schläferin. Doch, sie regte sich nicht — und etwas muthiger trippelte Ella näher, während das scheuere Fränzchen sich der imposanten Erscheinung, von welcher es stets sehr von oben herab behandelt wurde, nicht recht zu nähern traute.

„Hierher, Fränzchen! Schäme dich! du willst mich doch nicht etwa jetzt im Stiche lassen? ... Komm' doch! Sie schläft, wie gewöhnlich, so fest, daß nur der stärkste

Lärm sie zu wecken vermag. Komm' nur, es soll ein göttlicher Spaß werden . . ."

Fränzchen verlangte es im Grunde nicht besser. Der stets keifenden, hoffärtigen Gräfin, die ihr kindliches Gemüth mehr als einmal verletzt hatte und sogar ihren lieben, alten Großpapa, den Alles achtungsvoll behandelte, nicht schonte, einen losen Streich zu spielen, widerstrebte ihr keineswegs. Die beiden Mädchen waren daher nach kurzer Zeit um die Wette beschäftigt, Gräfin Mietzi in eine weinumkränzte Bacchantin zu verwandeln. Bald prangte Ella's Kranz auf der hohen, dunkelgescheitelten Stirne der Schläferin. Zwischen dem ausgestreckten Arm und der Büste ruhte, an die Schulter gelehnt, ein weinumlaubter Thyrsusstab. Den wohlgenährten Leib umwanden Fränzchens Weinlaubguirlanden. In vielfachen Verschlingungen umstrickten sie den Leib und ketteten die gefesselte Bacchantin auf ihr weinlaubumstreutes Lager, den Balzac, auf dem sie ruhte.

Die beiden jungen Mädchen betrachteten ihr Werk und waren höchlich damit zufrieden. Dann begannen sie eine Art Triumphtanz; in den reizendsten und anmuthigsten Bewegungen umkreisten sie das Lager, bis ein besonders heftiges sich Regen der Schläferin sie in die Flucht trieb.

Nun kauerten sie kichernd und lachend zwischen der geöffneten Glasthüre und der äußeren Mauer des Pavillons. „Wir wollen ihr Erwachen abwarten, Fränzchen. Es soll köstlich werden!"

Fränzchen schien indeß nicht ohne Bedenken. „Wenn nur die Frau Baronin uns nicht zürnt . . ." entgegnete sie kleinlaut.

„Tante? Keine Sorge! Sie wird vielleicht ein wenig schelten, so pro forma — weißt Du. Ich glaube —

unter uns gesagt — nicht, daß sie uns sehr zürnen wird. Es scheint mir ganz unmöglich, daß Tante, so engelsgut sie auch gegen alle Welt ist, Gräfin Mietzi lieben kann ... Die ist gar zu unangenehm. Und — wir haben ja im Grunde auch nichts Anderes gethan, als jeder Fremde hier im Schlosse thut. Jedermann macht sich über sie lustig."

„Sie ist Dir aber nicht fremd, Ella. Sie ist, so zu sagen, auch Deine Tante."

„Sie ist mir gar nichts!" erwiderte Ella aufwallend in einem Gefühl von Bitterkeit. „Sie beweist mir bei jeder Veranlassung, daß sie mich nicht leiden mag. Sie wagt es, mir zuweilen gemeine Gesinnungen zuzumuthen, deren Möglichkeit nur in ihrem Gehirne entstehen konnte. Sie beschuldigt mich, Tante und Onkel eine Zärtlichkeit zu heucheln, die ich nicht empfinde, — mich absichtlich bei ihnen einschmeicheln zu wollen, — ich! — denke nur!"

Fränzchens weiße Finger fuhren schmeichelnd und beruhigend über die rosige Wange ihrer Gespielin und streiften ein Thränchen weg, das der Aerger den braunen Augen erpreßt hatte.

„Sei ruhig. Wer wird das von Dir glauben?!"

„Sie glaubt es auch nicht," bekräftigte Ella, die braunen Locken trotzig aus der Stirn schüttelnd. „Sie kennen mich zu gut. Doch findest Du nicht, daß unsere Bacchantin allzusehr mit dem Erwachen zögert? Es wäre doch wirklich traurig, wenn wir um den Lohn unserer Mühe kämen. Ich bin der Meinung, daß sie den Curaçao bereits ausgeschlafen haben könnte. Gib einmal acht, Fränzchen; Eins, — zwei, — drei . . ."

Von der kräftigen Hand des jungen Mädchens geschleudert, flog ein wuchtiger Stein gegen das Dach des

Pavillons, an dem er mit so lautem, dröhnendem Schall abprallte, daß Fränzchen erschreckt emporfuhr.

„Du bist aber wirklich recht wild, Ella!“ sagte sie. „Es ist ein Glück, daß Dein strenger Onkel das nicht gesehen hat.“

„Mein Onkel?“ Ein sonniger Ausdruck von Heiterkeit überflog das rosige Gesichtchen. „Denkst Du wirklich, daß er so streng ist?“

„Ja — ich . . . ich fürchte mich vor ihm . . .“

„Närrchen,“ lachte Ella. „Den Onkel fürchten? Geh' doch! Ich wußte ja schon als kleines Kind, daß ich sein Liebling bin, und denke auch jetzt, so oft er mir etwas abschlägt, daß er mehr darunter leidet, als ich. Aber — wir wollen doch einmal sehen, was die Bacchantin . . .“

In diesem Augenblick erscholl von der rechten Seite des Gartenhauses her der Ruf: „Ella, Fränzchen!“

„Da haben wir's!“ sagte Ella ärgerlich. „Nun ist Miß Mary erwacht, und unsere Bacchantin schläft noch immer . . .“

„Da heißt es aufbrechen, Ella!“ mahnte Fränzchen.

„Ja wohl. Doch — nur einen kleinen Augenblick . . .“ Sie lugte vorsichtig in den Saal. „Sie schnüffelt . . . Es scheint sie etwas an der Nase zu geniren,“ referirte sie lachend. „Jetzt gähnt sie . . . Sie wird sogleich erwachen, — ahnungslos — die Unglückliche!“

„Hörst Du, Ella? Miß Mary ruft schon wieder.“

„Wie jammerschade! Wir können's nicht abwarten. Miß Mary dürfen wir wirklich nicht warten lassen. Komm'!“

Die beiden Mädchen schnellten empor und rannten, um den Seitengang zu gewinnen, eiligen Laufes um die

Ecke des Gartenhauses, wo sie unversehens heftig an zwei Herren anprallten.

„Ho ho!“ rief der Aeltere von ihnen.

„Ihr rennt uns ja fast über den Haufen, meine jungen Damen,“ sagte der Andere.

„Um Verzeihung, Doctor Balde, wir waren so in Eile . . . Miß Mary rief nach uns . . . Aber — Onkel — willst Du nach dem Pavillon?“

„Allerdings.“

Hohe Röthe flammte auf den Wangen der beiden jungen Sünderinnen auf.

„Weißt Du, Onkel, — Du sollst doch nicht jetzt . . .“ begann Ella stockend und blickte dabei hilfesuchend auf das bedächtigere Fränzchen, dessen ruhige Ueberlegung schon mehr als einmal aus ähnlichen Situationen geholfen hatte.

Doch Fränzchen war verstummt und schuldbewußt blickte sie zu Boden.

„Die Sache ist die, Herr Baron,“ sagte sie endlich, „daß wir . . . einen Scherz, den wir eigentlich nicht . . . Verzeihen Sie uns, Herr Baron!“

Die großen, blauen Augen blickten treuherzig zu ihm empor.

„Ihr habt also wieder etwas angestellt, Mädchen?“

Ella flog ihm an den Hals.

„Onkel, lieber Onkel, — verzeihe Deiner wilden Ella! Fränzchen ist gar nicht im mindesten daran schuld. Sie hat mir abgerathen, — ich versichere Dich.“

„Ella will mich nur entschuldigen, Herr Baron,“ schaltete Fränzchen tief zerknirscht ein, „aber sie schlief so süß!“

„Das wird immer räthselhafter,“ bemerkte Doctor

Balde, der Lehrer der jungen Damen, indem er bedenklich den langen Bart strich.

„Was Du auch immer sehen magst, Onkel, — versprich, mir nicht zu zürnen! Versprichst Du mir das?"

„Laß' mich nur endlich los, Mädchen! Du bist entsetzlich ungestüm ... Ich muß doch erst sehen, was ..."

„Nein, Du mußt zuerst versprechen, nicht böse zu sein ..."

„In Gottes Namen! Aber, nun ..."

Ella ließ die Arme niedergleiten. Ihre Lippen drückten sich in einem herzlichen Kuß auf die Hand des Onkels.

„Ich habe Dir schon mehr als einmal gesagt, Ella, daß sich das nicht mehr für Dich schickt," sagte Baron Bergen, indem eine leichte Röthe seine Wangen färbte.

„Ach, was, Onkel! Warum soll es sich nicht schicken, daß ich Dir die Hand küsse? Ich habe Dich so herzlich lieb!"

Und fort flog das junge Mädchen, gefolgt von Fränzchen, — und saß im nächsten Augenblick zu Miß Mary's Füßen, die so ernst darein schaute, als ihre milden Augen es vermochten.

„Ich muß bekennen, daß ich Ihr Benehmen äußerst „shocking" finde," äußerte sie, im höchsten Grade unzufrieden.

„Sagen Sie kein Wort mehr, Miß Mary," — rief Ella, — „es wäre reiner Pleonasmus. „Shocking" ist ja doch der höchste Kraftausdruck, dessen Ihre milde Seele fähig ist, aber nun sollen Sie auch sehen," fügte sie aufspringend hinzu, „wie übermenschlich fleißig wir sein werden... Wir machen's wett, nicht wahr, Fränzchen?"

Damit verschwand die Gruppe in der Richtung nach dem Schlosse zu.

„Ein wahrer Wildfang, dieses Kind!“ bemerkte Baron Erwin lächelnd im Weitergehen.

„Es wäre hohe Zeit, daß der Wildfang sich in das junge Mädchen verwandelte,“ erwiderte Doctor Balde achselzuckend. „Ella wird in einigen Monaten sechzehn Jahre zählen.“

„Wenn auch, — sie ist ja doch noch ein Kind, ein tolles, fröhliches Kind. Ich möchte wissen, was wir ohne ihr fröhliches Lachen und ihre munteren Einfälle hier anfingen . . . Auch ihr Charakter ist noch völlig unentwickelt.“

„Ihr Charaker? Das möchte ich nun gar nicht behaupten, Herr Baron,“ entgegnete Doctor Balde. „Ihr Charakter hat schon von Kindheit an eine bestimmte Prägung erhalten, welche er, meiner Ansicht nach, nicht mehr abstreifen wird. Sie treibt, zum Beispiel, sehr bewußt die Aufrichtigkeit bis zum Exceß.“

„Das lobe ich,“ bemerkte Baron Bergen.

„Ich lobe es auch,“ wiederholte Doctor Balde, „aber kindlich kann man diese stolze, bis zum Aeußersten gtriebene Wahrheitsliebe eben nicht nennen. Auch ihre geistigen Anlagen sind sehr entwickelt. Ja, es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Ernst dieser Wildfang gewisse Studien, die ihm zusagen, ergreift, und wie Ella, wenn sie es will, in wenigen Stunden mit rascher Auffassung nachholt, was sie leider so oft in tändelnder Zerstreutheit versäumt. Aber — sie wird geradezu mit Zwang in das kindliche Alter, ich möchte sagen, zurückgedrängt; man läßt sie in keiner Weise zur Erkenntniß kommen, daß sie schon lange kein Kind mehr ist. . . Selbst ihre Kleidung . . . Sie werden wohl zugeben müssen, Herr Baron, daß diese Höschen und kurzen Kleidchen zu ihrer körperlichen Ent-

wicklung lange nicht mehr passen . . . Ich habe mir erlaubt, in meiner offenen, geraden Weise die Frau Baronin unlängst darauf aufmerksam zu machen, — ohne einen Erfolg zu erzielen. Vielleicht haben der Herr Baron die Gewogenheit, etwas in dieser Richtung zu versuchen. Es wäre wirklich schade um das begabte junge Mädchen, wenn es nicht bald zur Einsicht gelangte, es sei unrecht, das Leben noch länger in kindischen Tändeleien zu vergeuden."

Der Baron erwiderte hierauf nichts. Er drehte sich auf dem Absatz um und sagte dann heiter: „Wollen wir nicht sehen, lieber Doctor, über welches große Verbrechen unsere jungen Sünderinnen so zerknirscht waren? Ich bin wirklich etwas gespannt darauf, was es denn eigentlich in diesem Pavillon gibt."

Er nahm Doctor Balde's Arm, und sie richteten ihre Schritte nach dem Gartenhaus. Kaum waren sie in dessen Nähe gekommen, als sie ein Schelten, Schimpfen, — ein lautes Hilfegeschrei vernahmen, das sie ihre Schritte beschleunigen ließ.

„Gräfin Hallwick's Stimme," sagte Baron Bergen. „Was in aller Welt haben die muthwilligen Kinder wieder einmal angestellt?"

Sie betraten eiligst das Gartenhaus. Doch bei dem Anblick, der sich ihnen hier bot, konnten die beiden ernsten Männer sich nicht enthalten, in ein lautes Lachen auszubrechen.

Die unglückliche Bacchantin, deren Körper von Weinlaub eng umstrickt war, hatte es bisher erfolglos versucht, sich emporzurichten. Bei der Anstrengung, die sie hiezu machte, war Ella's Kranz von der hohen Stirne der Dulderin herabgeglitten und saß jetzt auf der sanft ge-

rötheten Nase, mittelst der breiten Blätter einen Schirm bildend, durch welchen Gräfin Mietzi vergeblich zu sehen versuchte.

Fränzchen hatte besonders solid gearbeitet. Die Guirlanden, welche Arme und Beine auf dem Lager festhielten, waren mit festen Strickchen gewunden, und widerstanden jeglicher Anstrengung der auf das Höchste erzürnten Dame.

„Das ist sicherlich wieder Ella's Werk . . . Schändlich! Empörend!" sprudelte es hinter der Weinlaubkrone hervor. „Dieser leibhaftige Satan! Aber — das soll ihre letzte Bosheit gewesen sein. Ich will dafür sorgen, daß ihr das Handwerk gelegt wird. . . Entweder sie oder ich! Renata muß sie sofort aus dem Hause geben!"

„Herrlich! Köstlich!" rief Doctor Balde ein Mal über das andere. „Die prächtigste Bacchantin, die meine Augen je erblickt."

„Ich glaube, Sie sind verrückt, Doctor," rief Gräfin Mietzi, vor Zorn beinahe erstickend.

„Wenn Ella die Thäterin ist," fuhr der Doctor rücksichtslos lachend fort, „so muß ich bekennen, daß sich in dieser Maskerade ein Talent manifestirt, das man cultiviren muß. Wir müssen nun das Zeichnen ernstlich betreiben."

„Feig im Schlaf überfallen, — ein Opfer bodenloser Gemeinheit, — und zu alledem noch Hohn und Spott," klagte die Gefesselte: „Von Ihnen, Doctor Balde, hätte ich das am wenigsten erwartet. Ich werde es Ihnen gedenken. Fi! So kann nur ein Bürgerlicher handeln. Ihnen aber, Bergen, der Sie von altem Adel sind, Ihnen geziemt es noch weniger, eine Dame, — und noch dazu

die unglückliche Verwandte Ihrer Frau in solcher Lage zu lassen. Ich . . .“

Der Baron stand auf und trocknete mit seinem Sacktuch die überströmenden Augen.

„Sie haben vollkommen Recht, liebe Mietzi,“ sagte er. „Es ist schändlich von dem Einen, wie von dem Andern, aber — der Anblick war überwältigend. Doctor Balde! Sehen Sie nur diesen Thyrsusstab . . . Welche Phantasie! Ha ha ha . . .! Verzeihen Sie Cousine! — Nun sollen Sie aber auch sogleich befreit sein.“

Er zog sein Federmesser aus der Tasche und öffnete es, um die Umstrickung zu lösen.

Ein lauter Ausruf Doctor Balde's hielt ihn zurück.

„Einen Augenblick, Herr Baron! Zerstören Sie mir nicht mit frevelhafter Hand dies köstliche Modell einer Bacchantin, mit welchem ich soeben mein Skizzenbuch bereichere. Sie wissen nicht, wie herrlich Sie aussehen, Gräfin! Wenden Sie gefälligst den Kopf nach links . . . So! Der Umriß ist fertig. — Wenn Sie gestatten, soll einer meiner Freunde, ein berühmter Bildhauer, diese köstliche Bacchantin zu einem seiner Meisterwerke benützen.“

Baron Bergen hatte mittlerweile mittelst seines Messers die Schlingen gelöst. Gräfin Mietzi lag in Ohnmacht, — wohl nur in scheinbarer. Es verging selten eine Woche, in welcher die Dame nicht in Ohnmacht fiel. Diese scheinbare Bewußtlosigkeit war ihr bestes Hilfsmittel in allen widerwärtigen Situationen des Lebens.

Jedenfals aber ermöglichte dieser hilflose Zustand der Gräfin diesmal auch den beiden Herren einen ehrenvollen Rückzug nach dem Schlosse, aus welchem alsbald der Leidenden die erwünschte Hilfe und Unterstützung gesandt wurde.

XIV.

Baronin Renata verweilte in ihrem Boudoir, einige Broschüren, die der Buchhändler soeben gesandt, flüchtig durchblätternd.

Die sechs Jahre, die seit ihrer Vermälung vergangen waren, hatten der reizenden Frau nichts von ihrer Schönheit genommen. Dem oberflächlichen Beobachter wäre sie nahezu unverändert erschienen. Doch wer ihre Haltung, ihren Blick, ihre Rede einer eingehenden Prüfung unterzog, mußte sich sagen, die schöne Renata Bergen sei denn doch eine ganz Andere, als einst die schöne Renata von Roncourt gewesen war. Das Beben der Hand, die hastige Bewegung, die Blicke, die sie zuweilen durch die halbgeöffnete Thüre in den Salon warf, in welchem mehrere Personen in gedämpftem Tone mit einander sprachen, das nervöse Zucken der Lippen, deuteten auf innere Ruhelosigkeit, auf eine tiefe Erregung, die Renata's einstigen Bewunderern an ihr unmöglich erschienen wäre.

Diese Zeichen von Nervenüberreizung waren an der einst ihrer selbst so sicheren Frau jetzt oft zu beobachten. Selbst vor Zeugen wurde es ihr schwer, die vornehme kühle Ruhe, die ihrem Wesen einst eigenthümlich gewesen

war, auch nur für kurze Zeit aufrechtzuerhalten, und mühsam zu scheinen, was sie seit lange nicht mehr war.

Es war gerade, als hätten sich Charakteranlagen, die jahrelang in ihr geschlummert, erst entwickelt, seit sie in den Bannkreis eines Mannes getreten war, den sie mit allen Kräften ihrer Seele liebte, als wäre ihr eigentliches Wesen, das weder sie selbst, noch Andere bis dahin gekannt, erst zur Geltung gekommen, seit sie Erwins Gattin geworden war, — als wäre es gleichsam geboren worden aus der Liebe.

Die scheinbar so fest in sich gefügte, selbstbewußte, schöne Frau war zum leidenschaftlichen Weibe geworden, welchem keine der Consequenzen, die im Gefolge der Leidenschaft einhergehen, erspart blieben. Sie war ein lebendes Beispiel davon, daß der Besitz, welcher zumeist die Leidenschaft des Mannes abkühlt, oft die des Weibes erhöht, das kein Atom des schönen Glückes, welches sich ihm zu Eigen gegeben, verlieren oder sich verändern sehen, das geliebt sein will nach Jahren, wie in der Stunde des ersten Geständnisses, angebetet sein will mit demselben Durst nach Glück, mit derselben glühenden Sehnsucht, welche das Herz des Mannes meist nur dem Erhofften, selten dem Errungenen entgegenbringen kann.

In Renata's Brust aber pochte das echte Frauenherz, das, wenn es einmal leidenschaftlich ergriffen ist, und tief dauernd liebt, mit keiner Nothwendigkeit pactirt, allen Erfahrungen der Vernunft gegenüber taub ist und mit eifersüchtiger Gier seinen gesammten Liebesschatz hütet, ohne ein Atom davon vermissen zu wollen.

Es ist ein rastloser, erschöpfender und meist vergeblicher Kampf, wenn die Frau, unzufrieden mit ihrem Geschick, das Glück der ersten Liebestage festhalten will. In

einem solchen Kampfe war Renata begriffen. Noch war sie wunderbar schön. Die classischen Züge hatten nichts von ihrer Reinheit eingebüßt, das herrliche, dunkelbraune Haar nichts von seinen Glanze; nur umwogte es nicht mehr ein Antlitz von so köstlichem Ausdruck vornehmer Ruhe, nur waren die schönen Züge bewegt und durchzuckt von den heftigen Erregungen der allem Frieden entfremdeten Seele.

Eine hohe Männergestalt trat in die Thüre. Baron Bergen war's; er nestelte, den Hut unter dem Arm haltend, an seinem Handschuh.

„Ich dachte, Du wolltest hier bleiben," sagte sie kühl, von ihm weg in die Broschüre blickend, deren Inhalt sie angelegentlichst zu beschäftigen schien. Doch die Blutwelle, die ihr Wangen und Stirn färbte, strafte diese scheinbare Ruhe Lügen.

„Ich kann nicht," entgegnete er ruhig. „Ich fahre zu Sternfeld. Er hat mir geschrieben, ich möge mich beeilen, es böten sich mehrere Käufer für die Schecken; er habe indessen in Berücksichtigung meines Wunsches Alle hingehalten und ihnen bis morgen neun Uhr Früh Antwort versprochen. Länger könne er nicht warten."

„Wie geht es Gabrielen?" frug Renata, ohne aufzublicken.

„Warum? War sie schlimmer? Dann muß es ihr wohl wieder besser gehen, sonst hätte Karl etwas darüber angedeutet."

Es folgte eine Pause.

„Ich hörte," sagte die Baronin umblätternd, „Edith habe versprochen, zur Pflege und Erheiterung ihrer Schwester in diesen Tagen auf Runthal einzutreffen."

Sie erhob den Kopf und warf einen raschen, prüfen=

den Blick auf das schöne Gesicht im Thürrahmen; doch es war an demselben keine Spur einer Bewegung wahrzunehmen.

„Wohl möglich,“ erwiderte Erwin. „Die Schwestern lieben sich sehr. Gräfin Edith mag indessen nicht eingetroffen sein, sonst hätte Karl es uns mitgetheilt. Was macht Fritzchen?“

„Er schläft jetzt, Gott sei Dank. Der Arzt findet keine unmittelbare Gefahr, will aber heute nochmals kommen, um nach ihm zu sehen.“

„Hm . . . Ich weiß nicht . . . Mich ängstigt jedes Unwohlsein des Kleinen unbeschreiblich. Er ist so zart und dabei so lebhaft. Man sollte ihn vor jedem échauffement hüten, und das ist bei seinen Spielen doch nicht zu vermeiden. Hast Du selbst mit dem Arzt gesprochen?“

„Natürlich.“

Sie sah verdrossen auf. Ihre Eifersucht ging so weit, daß sie sich selbst auf ihr Kind erstreckte und Erwins liebevolle Sorge um dasselbe ihr weh that.

„Du bist so besorgt um Fritz, und doch entfernst Du Dich vom Hause.“

Er lächelte mild. „Ich weiß mein Kind in guter Hut.“

„Fritz ist noch immer ernstlich unwohl. Es wäre mir schrecklich, wüßte ich Dich, falls doch Gefahr einträte, fern vom Hause.“

Erwin blickte sie besorgt an. „Das wäre allerdings schrecklich,“ sagte er, „doch wollen wir uns mit einer solchen Eventualität nicht überflüssig quälen. Jedenfalls aber gedenke ich vor acht Uhr zurück zu sein.“

„Müssen denn diese Schecken angekauft werden?“

„Es war ja Dein eigener Wunsch, Renata. Die Thiere sind herrlich. Ich habe lange kein so schönes Ge-

spann gesehen. Ich will nun einmal nach dem Kleinen sehen."

Damit schritt er durch das Zimmer und verschwand in der gegenüberliegenden Thüre.

Renata schob das Buch von sich. Ihr schönes Gesicht nahm den Ausdruck hämischen Mißtrauens an. „Ein Vorwand natürlich," murmelte sie. „Wann wäre er um einen solchen verlegen?"

Sie stand auf, durchschritt einigemale ruhelos das Zimmer und ließ sich in den Fauteuil niedergleiten, der nebst einem kleinen, zierlichen Blumentisch den Erker fast ausfüllte.

„Schön, jung und geistvoll," murmelte sie vor sich hin, „wie sollte das einen Mann nicht locken, dessen Auge daheim nur widerwillig an dem ernsten, vergrämten Antlitz seines Weibes haftet? Schön, jung und geistvoll, — das ist Edith, und das ist er selbst."

Sie seufzte tief auf und nickte vor sich hin, wie zur Bestätigung ihrer quälenden Gedanken.

„Er sehnt sich weg aus seinem Hause, und — ich weiß es: ist er fern, dann weilt auch nicht einer seiner Gedanken bei mir. Habe ich es nicht selbst erlebt, daß er sich der fröhlichsten Stimmung hingab, wenn er mich fern, in einem anderen Zimmer glaubte, und seinen Ernst augenblicklich wiederfand, so wie ich mich ihm näherte?! Meine Gegenwart bedrückt ihn . . . und ich . . . ich möchte ihn an mich fesseln in jedem Augenblick . . . seine Abwesenheit ist mir eine stets erneute Qual. Was — was ist aus mir geworden!"

Sie barg das Gesicht in ihren Händen.

In diesem Augenblick trat Baron Bergen wieder in's Zimmer. „Es ist, so viel ich beurtheilen kann, nur ein

leichtes Unwohlsein," begann er, „das Fieber ist mäßig und wir dürfen . . . Renata, — Du weinst?" Im nächsten Augenblicke war er bei ihr und kniete zu ihren Füßen. „Warum weint meine geliebte Renata?"

Sie enthüllte ihr bleiches Angesicht.

„Du siehst, Erwin — ich habe nicht geweint."

„Aber, — Du bist unzufrieden mit mir . . . Du weißt, mein geliebtes Weib, wie schwer ich das ertragen kann . . . Spricht mich mein Gewissen auch von jedem Unrecht frei, so ist es mir, wenn Du mir zürnst, wenn Deine schönen Augen sich feuchten, als hätte ich wirklich etwas verbrochen."

Ein Lächeln voll Bitterkeit zuckte um Renata's Mund. Lebhaft zog sie die Hand zurück, die er an seine Lippen führte. „Keine Schmeicheleien, Erwin. Du denkst nicht so, wie Du sprichst."

Er wurde ernst. „Warum entziehst Du mir Deine Hand, Renata?"

Sie antwortete nicht sogleich. „Weil Du Dich zwingst, sie zu küssen," sagte sie endlich.

„Ich möchte Dir beinahe Deinen Vorwurf zurückgeben, Renata, Du kannst unmöglich so denken, wie Du sprichst. Du kennst mich nun, seit wir Beide Kinder gewesen. Hast Du je beobachtet, daß ich zu heucheln verstände? Du hältst mich dessen nicht fähig! Renata," — fuhr er fort, indem er einen Fauteuil heranzog und, sich neben sie setzend, den Arm um ihre Schultern schlang, — „wenn ich nur wüßte, was ich thun, wie ich handeln sollte, um Dich heiter und glücklich zu machen; wie ich es vermeiden könnte, Gram und Unruhe in Deinem lieben Angesicht zu sehen . . ."

Zwei schwere Thränen rollten über ihre bleichen

Wangen. „Du kannst nichts dazu thun, Erwin, — denn Du k a n n st mich nicht mehr beglücken, — k a n n st mich nicht so lieben, wie Du mich einst geliebt."

Er schloß sie fester in die Arme. Seine Lippen brannten in einem heißen Kusse auf ihrem Mund. „Das ist Dir leider zur fixen Idee geworden, mein geliebtes Weib. Allein Du irrst," sagte er innig. „Ich liebe Dich, wie ich Dich stets geliebt. Wie könnte ich auch jemals aufhören, Dich zu lieben, meine schöne, meine angebetete Renata!"

Sie richtete sich in seinen Armen empor und warf einen forschenden, durchdringenden Blick in sein männlich schönes Angesicht. Es war ihr einen Augenblick, als ob diese dunklen, feurigen und doch milden Augen sich mit dem früheren, unvergeßlichen Ausdruck leidenschaftlicher Liebe in die ihren senkten. Nur einen Augenblick lang . . . dann irrte ihr Blick von seinem Antlitz ab — und in den Spiegel ihr gegenüber. Da erschien ihr neben dem lebensvollen Bilde ihres schönen Gatten ihr trauriges, verweintes Angesicht . . . Erschauernd sank sie zurück in ihren Fauteuil.

„Da ist keine Täuschung möglich," murmelte sie. „Ich bin nicht mehr die Renata, die Du einst geliebt hast, Erwin. Von dieser Schönheit, die Du einst bewundert, wird in Kurzem keine Spur mehr vorhanden sein!"

„Mit dreiunddreißig Jahren?" lachte Erwin. „Geh' doch! Es war indeß nicht Deine Jugend und Schönheit allein, die Dir mein Herz gewannen, Renata. Dein Geist, Deine Anmuth, Dein ganzes Wesen . . ."

„Dann mußt Du viel, dann mußt Du Alles vermissen, Erwin! Mein Geist ist nur mehr fähig, einen einzigen Gedanken zu fassen: daß die Renata, für die Dein Herz einst so warm geschlagen hat, gestorben ist,

und Du an ihrem bleichen Schattenbild Alles, Alles vermissen mußt, was Dir einst begehrenswerth erschien."

„Ich weiß nicht, was Du Alles an Dir selbst vermissest. Doch in meinen Augen bist Du so schön, als Du es jemals gewesen, und ich kann mir nicht denken, daß Du jemals aufhören solltest, mich zu bezaubern. Ich gehöre nicht zu Denen, welchen ein Glück weniger gilt, weil es ihnen sicher ist. Je länger die süße Gewohnheit des Glückes währt, je theurer wird es mir, — je mehr verwächst es mit meinem Leben, — je unfaßbarer wäre mir der Gedanke, es jemals aufgeben zu müssen. Was ich allein an Dir vermisse, meine Renata, das ist die ruhige Zufriedenheit, die strahlende Heiterkeit von einst. Was mich an Dir betrübt, ist die grundlose Selbstquälerei, durch welche die schönsten, reinsten Stunden vergiftet werden; was mich zuweilen gegen Dich zu erzürnen vermag, das ist Deine Zweifelsucht, die nicht an meine Liebe und Treue glauben will, jene ungerechten Anschuldigungen, die mich beleidigen und empören. Wolle nur Renata, und wir werden wieder glücklich sein, wie wir es einst gewesen."

Sie sah, den Kopf auf den Arm gestützt, vor sich nieder.

„Wie einst . . ." wiederholte sie schmerzlich. „Es liegt viel zwischen Einst und Jetzt, Erwin. Gibst Du nicht zu, daß es Dir, als Du um mich warbst, unmöglich gewesen wäre, Dich so feurig für die Schauspielerin Lasser zu begeistern, als Du es vor zwei Jahren gethan?"

„Das wäre mir damals allerdings unmöglich gewesen," entgegnete er lächelnd. „Unter der Herrschaft eines einzigen, dominirenden Gedankens stehend, war mir alle Begeisterung für die Kunst, alle Liebe zur Wissenschaft verloren gegangen. Damals war ich ein Wahnsinniger, jetzt bin ich ein glücklich Liebender. Damals ging ich durch die Welt,

geblendet durch den Glanz des einen, mir unerreichbar dünkenden Sternes, der mir seine Strahlen in die Seele senkte, — jetzt erlaube ich mir, im Vollgefühl glücklichen Besitzes, die Augen offen zu halten für alles Hohe, Edle und der Begeisterung Werthe, das einem gebildeten Geiste, einem warmen, empfänglichen Gemüthe in dieser schönen Welt entgegenleuchtet."

„Du vergaßest, beizufügen: für alles Schöne . . ."

„Du hast recht, auch für alles Schöne. Wenn ich die Meisterwerke der Bildhauer und Malerkunst bewundere, ist es mir auch unmöglich, die Augen zu verschließen vor den Urbildern derselben, den vollendeten Meisterwerken der Natur."

„Du triebst einen wahren Cultus mit der Lasser, versäumtest keine Vorstellung, in der sie auftrat."

„Die Lasser ist zum Glück nicht schön," bemerkte Baron Bergen. „Sie ist nicht einmal hübsch zu nennen, aber sie ist eine vollendete Künstlerin. Ich habe der Künstlerin in ihr gehuldigt nicht dem Weibe."

„Gräfin Angélique Kastenheim war keine Künstlerin . . ."

„Nein, das war sie bei Gott nicht," lachte Baron Bergen. „Keine Idee von Kunst, wenn man nicht die Tanzkunst als solche bezeichnen will. Angélique war eine süperbe Tänzerin."

„Und Du tanztest auffallend häufig mit dem hübschen, heiteren Mädchen."

„Ich tanze gerne. Einen heiteren Moment jedoch hatte diese gefährliche ‚liaison' für mich, denjenigen, in dem uns eines Tages, mitten in einer diesbezüglichen Discussion ein faire part die Nachricht brachte, Angélique habe sich mit dem Fürsten Upanoff verlobt. Ich habe

lange nicht so herzlich gelacht, wie in jenem denkwürdigen Augenblick, und erinnere mich mit Vergnügen, daß Du damals reuevoll und beschämt Dein Unrecht einsahst."

„Dies eine Mal, Erwin, — aber — wie oft hast Du . . ."

„Genug, Renata. Wir wollen die beleidigenden Verdächtigungen, die, weil völlig grundlos, stets mit meinem Siege endigen mußten . . ."

„Du bist eben sehr klug," bemerkte die Baronin lakonisch.

Erwin erhob sich. Trotz der Bemühung, seinen gerechtfertigten Verdruß zu beherrschen, konnte man in seinen Zügen deutlich die Ermüdung, den Ueberdruß lesen, welche ihm diese sich stets gleichbleibende Eifersucht, die, wenn sich ihr kein irgend möglicher Gegenstand bot, einen solchen auf allen seinen Wegen und Stegen aufzuspüren suchte, verursachte. Er liebte seine Frau von ganzem Herzen. Seine Treue für sie entsprang nicht aus den Grundsätzen der Moral, denen dieses wahrhaftige, jedem Falsch abholde Gemüth huldigte, sie war die Folge tiefer Neigung. Renata war sein schönes, sein geliebtes Weib, die Mutter seines theuren Knaben, sie war seine Frau, die er so sehnsüchtig begehrt, so schwer errungen, deren Wort, deren Blick in den seltenen guten Stunden, die sie ihrer Zweifelsucht abgewann, ihn so wie einst zu bezaubern vermochten. Aber er wünschte vom Herzen, daß dieser guten Stunden mehr würden, daß wieder der Friede von ehemals in seinem Hause herrsche, daß sie sein treues Herz nicht mehr durch Mißtrauen verletzte.

„Lebe wohl, Renata." Er reichte ihr die Hand zum Abschied.

„Du gehst dennoch, Erwin?"

Er nickte.

Die Röthe des Unwillens stieg ihr in die Wangen. „Mir zu Trotz beharrst Du auf Deinem Willen?" sagte sie mit vorwurfsvollem Blick.

„Trotz? Wir sind keine Kinder mehr! Ich gehe, weil ich es für nöthig halte."

„Dann — ist Edith dort!" rief sie mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Unsinn! Ich weiß nichts von Edith," gab er ärgerlich zurück. „Noch einmal, adieu!"

Er wandte sich zum Gehen.

„Erwin!"

„Du wünschest?"

„Du würdest mir einen Gefallen erweisen, wenn Du bliebest."

Er kam zu ihr zurück.

„Du kannst unmöglich ernstlich verlangen, daß ich mich zum Sclaven jeder Deiner Launen mache, Renata," sagte er sanft. „Du könntest mich wohl nicht lieben, wenn ich es thäte. Das ist etwas, wozu ich mich erst zwingen müßte. Unterwürfigkeit ist etwas ganz Anderes, als Geduld und Nachgiebigkeit. Sie liegt nicht in meiner Natur. Du kannst indeß darauf zählen, daß ich vor acht Uhr wieder daheim bin. Und nun — gib mir Deine liebe Hand, zum Zeichen, daß Du mir nicht zürnst."

„Ich kann nicht, Erwin."

Er ließ die dargereichte Hand sinken und verließ langsamen Schrittes das Boudoir.

XV.

Der kleine Knabe war aus einem ziemlich unruhigen Schlummer erwacht.

Fritzchen war ein nicht eben kränkliches, aber zart aussehendes Kind von idealer Schönheit. Das etwas bleiche Kindergesicht belebten ein paar große, dunkle, für das zarte Alter von fünf Jahren fast zu verständige Augen. Das Auffallendste an ihm aber waren die über die Schultern herabwogenden goldenen Locken, die mit den schwarzen Augen einen merkwürdigen Contrast bildeten.

Als Fritzchen vor einigen Tagen stark gefiebert hatte, wurde vom Arzt der Wunsch geäußert, die schweren Locken mögen dem kleinen Patienten abgeschnitten werden — doch, weder Mutter noch Großmutter hatten sich hiezu entschließen können. Wenn der Knabe durch die dunklen Alleen des Parkes lief und die goldene Lockenpracht im Winde wogte, war es, als hätte sich ein kleiner, goldschimmernder Colibri aus seiner ferngelegenen Heimat in diese kälteren Zonen verirrt. Sie konnten sich nicht vorstellen, wie Fritz mit kurzgeschnittenem Haar aussehen würde. Es schien ihnen, als begehe man einen Raub an dem Kinde, wenn man ihm seine Locken nahm.

Gegenwärtig saß der kleine Patient aufrecht im Bette. Die geröthеten Wangen, die lebhaften Bewegungen schienen noch immer auf einen fieberhaften Zustand hinzudeuten. Die kleine Hand ergriff das auf dem Bette ausgebreitete Spielzeug nur, um es rasch wieder von sich zu schleudern und nach anderem zu langen.

Es waren mehrere Personen im Zimmer anwesend, — beinahe zu viele für ein Krankenzimmer. Außer seiner Wärterin, die den Knaben nie verließ, saß die Großmutter, deren Augapfel er war, still beobachtend an seinem Bettchen. Auch Gräfin Mietzi war gekommen, um zu sehen, wie es dem kleinen Patienten gehe. Wenn es etwas außer ihr selbst gab, dem sie einige Neigung schenkte, so war es dieses liebenswürdige Kind, welches, trotzdem seine Umgebung es so sehr verwöhnte, doch gutmüthig und freundlich geblieben war und auch für Tante Mietzi, so oft sie sich ihm nahte, stets ein liebliches Lächeln hatte.

Soeben war Ella eingetreten und der kleine Knabe streckte seiner, stets zur Munterkeit und Scherz aufgelegten Spielgefährtin bewillkommnend die Arme entgegen. Diese Bevorzugung versetzte die Gräfin Mietzi in üble Laune. Um die Unterlippe zog sich jene hämische Falte, welche sie zuweilen so unangenehm erscheinen ließ.

„Du trittst immer ein wie ein Wirbelwind," sagte sie. „Es ist nervenerregend. Ich wundere mich wirklich, daß Renata das verträgt. Ich dächte doch, Du hättest Dich bei dem vortrefflichen Beispiel, das wir Dir hier geben, bessern können."

Ella antwortete nicht.

Sie war an Verweise von Seite der Gräfin so gewöhnt, daß sie gar nicht darauf achtete. Liebevoll beugte sich das junge Mädchen über das Lager des Knaben, als

Baronin Christine sie am Arm ergriff und leise zurückdrängte. Ella sah die alte Dame fragend an. Wer konnte etwas dagegen haben, daß sie ihren kleinen Liebling umarmte?

Die Baronin lächelte mild. „Heute nicht, Ella,“ sagte sie. „Der Arzt hat sich über Fritzchens Zustand noch nicht bestimmt ausgesprochen; er hält sein Unwohlsein wahrscheinlich für unerheblich . . . Allein, Aerzte sagen nicht immer, was sie denken — und der Umstand, daß er einen zweiten Besuch für nöthig hält, so wie die Aufregung des Kindes machen mich etwas besorgt. Es ist ja immerhin möglich, daß der Kleine einer jener ansteckenden Kinderkrankheiten entgegengeht, welche . . .“

Gräfin Mietzi, die auf dem Rand des Bettes gesessen hatte, fuhr mit einem Schreckensruf empor. „Ansteckende Krankheit?“ rief sie kreischend. „Und das sagst Du mir erst jetzt, Tante? Du läßt mich den Kleinen umarmen, küssen, seinen Hauch einathmen, als läge nicht das Mindeste an meiner Gesundheit, an meinem Leben. Aber sobald sich ihm Ella naht . . . Oh! Es ist eine himmelschreiende Rücksichtslosigkeit!“

„Aber ich bitte Dich — Ella ist fünfzehn Jahre alt und Du über . . .“

„Das ist Alles eins, das Alter thut nichts zur Sache,“ unterbrach sie Gräfin Mietzi, welcher die Hinweisung auf ihr Alter stets Nervenkrämpfe verursachte, von der Thüre aus, zu welcher sie in ihrer Angst geflohen war. „Nicht ganz junge Leute werden von Ausschlägen noch härter mitgenommen und sind oft weit übler daran als Kinder, welche gewöhnlich nicht einmal begreifen, wie fürchterlich es ist, durch Blattern entstellt zu werden. Mir schlottern die Knie . . . Ich glaube wahrhaftig, es schießen mir auf

der rechten Wange kleine Bläschen auf . . . Ich bitte Dich, Tante, komm' einmal her und sieh!"

„Ich möchte Dich bitten, Dich zu mäßigen, Mietzi," verwies die Baronin ernst. „Du hast das arme Kind, das ohnedies ein wenig fiebert, zu Tode erschreckt. Höre nur, wie es weint."

Gräfin Mietzi erhob Augen und Arme, gegen die bodenlose Ungerechtigkeit der Menschen um Hilfe flehend, zur Zimmerdecke.

„Nun soll ich etwa auch daran schuld sein, daß dieses verwöhnte Kind, vor welchem Ihr Alle auf den Knieen liegt, einmal schreit! So kreische doch nicht so, Du Unglückskind," rief sie erbittert, als der Knabe, dessen Stimme rauh und heiser klang, in krampfhaftem Weinen aufschrie.

Die Baronin stand auf. „Wenn Du Dich fürchtest, Mietzi, so verlasse doch das Zimmer," sagte sie ernst. „Du thust damit nicht nur Dir selbst, sondern dem kleinen Patienten einen Gefallen. Wir dürfen nicht gestatten, daß er sich noch mehr aufrege."

„Man weist mich fort — ich gehe!" rief Gräfin Mietzi, auf das Tiefste entrüstet. „Aus dem Zimmer gewiesen . . . Das heißt der Rücksichtslosigkeit die Krone aufsetzen . . ."

„Aber liebe Mietzi — bedenke doch, Du hast ja selbst gewollt . . ."

„Das ist nicht wahr . . . Aber ich kenne das. Mir wird alles übel ausgelegt. Ich habe mich im ersten Schrecken etwas entfernt, wie das vernünftiger Weise nicht anders möglich war; aber ich kenne mich; meine uneigennützige Opferwilligkeit hätte mich gewiß bewogen, Fritzchens Pflege zu übernehmen; doch Ihr habt mir die Thüre ge-

wiesen — ich gehe. Ich bin wahrhaftig zu stolz, mich aufzudrängen . . .“

Damit verschwand sie.

Das Kind war bald wieder eingeschlummert. Es athmete schnell, zuweilen stöhnte es im Schlafe. Das liebliche Gesichtchen verzerrte sich zeitweise wie unter dem Einfluß einer qualvollen Angst.

Im Zimmer herrschte völlige Stille. Da sie dem Bette des Kranken nicht nahen durfte, hatte Ella der Großmutter — so nannte auch sie die alte Baronin — wenigstens die Erlaubniß abgenommen, da bleiben zu dürfen; doch da sie niemals ganz ruhig sein konnte, unterhielt sie sich wenigstens damit, Großmama allerhand Zeichen zu machen, deren Beantwortung in einem sanften Lächeln, einem Kopfschütteln, Kopfnicken, oder in einem drohend emporgehobenen Finger bestand.

So mochte eine Viertelstunde vergangen sein, als sich die Portière hob und Baronin Renata in Begleitung des Arztes in's Zimmer trat. Es war nicht mehr Doctor Frei's energisches, verwittertes Gesicht, welches sich über das Bettchen neigte. Der alte Freund ruhte längst von seinem mühsamen Tagewerk im Grabe aus. Der jetzige Hausarzt war ein noch junger Mann, dessen Züge bei aller Klugheit einen gewissen Ausdruck von Weichheit wiesen.

Längere Zeit beobachtete Doctor Hartmann den kleinen Patienten, welcher wieder erwacht war. Er hieß dann den Kleinen sich gegen das Licht wenden, das Mündchen öffnen und untersuchte genau. War ihm bei seinem ersten Besuche der Zustand des kleinen Patienten noch nicht unmittelbar gefahrdrohend erschienen, jetzt wußte er vollkommen, woran er war. Das lange, goldene Haar aus

der weißen Stirne des Knaben streichend, erhob er sich. Der Ausdruck seiner Züge war so befangen und verlegen, daß die ängstlich beobachtende Großmutter zu fürchten begann, Doctor Hartmann kenne sich in dem Zustand des Kindes nicht recht aus.

„Soll das Haar des Kleinen doch vielleicht abgenommen werden, Doctor?“ fragte sie, um nur Etwas zu sagen, was die ängstliche Stille unterbrach.

„Es ist nicht nöthig,“ erwiderte der Arzt.

„So sind also die kalten Umschläge nicht mehr nöthig? Sie finden das Fieber mäßiger?“ fragte Renata, dem Arzt ängstlich in's Gesicht blickend.

„Es ist mäßiger, gnädige Gräfin. Die Umschläge können nun ausgesetzt werden.“

„Gott sei Dank!“ seufzte Renata erleichtert.

Der Arzt hatte die Wahrheit gesprochen. Das Fieber hatte abgenommen, der Zustand des Kranken aber war deshalb nicht minder gefahrdrohend.

„Sie sprachen gestern von einem Consilium, Doctor? Finden Sie es jetzt nicht mehr nöthig?“

„Nein. Ich bin mir über den Zustand vollkommen klar.“

„Wir dürfen also wieder aufathmen, Doctor? Ihr letzter Besuch hatte mich ängstlich gemacht.“

Wie bleich war das Gesicht der armen Mutter! Nun athmete sie wieder erleichtert auf.

Doctor Hartmann dachte nach. Sollte er mit einem einzigen Wort diese Familie, deren Abgott das Kind war, der Verzweiflung preisgeben? Wäre dies nicht eine unnütze Grausamkeit?

Der äußere Zustand des Knaben war in der That derart, daß er die Herzen seiner Lieben über die Gefahr

zu täuschen vermochte. Dennoch wußte der Arzt, daß der Kranke verloren sei. Selbst eine Kehlkopfoperation konnte nach seiner festen Ueberzeugung hier nichts mehr nützen. Er war sich bewußt, sogleich alle Mittel, die der Krankheit steuern konnten, angewendet, nichts versäumt zu haben. Sollte er nun, da alles vergeblich war, die schmerzhafte Operation vornehmen, um der Umgebung Sand in die Augen zu streuen, nur damit man sage, er habe das Aeußerste gewagt, um den Knaben zu retten?

Dem Baron wollte er den Zustand des Knaben nicht verhehlen. Er war ein Mann, er mußte auch das Schwerste ertragen können.

In diesem Augenblicke aber umschlang die Mutter das Kind und näherte ihren Mund den Lippen des Bübchens. Der Arzt erbebte. Er hatte sich soeben gefragt, warum er sprechen sollte. Hier lag die Gefahr des Schweigens, in dem ahnungslosen Aufsuchen der Ansteckung von Seite der Gesunden. Energisch legte er die Hand auf Renata's Arm und drängte sie zurück.

„Ich muß ein für allemal bitten, Frau Baronin, in dieser Krankheit wie in jeder anderen intime Liebkosungen, Küsse und dergleichen zu unterlassen. Hierin bin ich jederzeit unerbittlich. Gesunde sollten sich dem Kranken niemals mehr nähern, als es zur Pflege unbedingt nothwendig ist."

„Sie haben Recht, Herr Doctor. Ich kenne ja Ihre Ansicht hierüber. Doch, in der Freude meines Herzens..."

In der Freude ihres Herzens! Doctor Hartmann hatte entschieden ein zu weiches Herz für seinen Stand, welcher der Schrecken so viele hat. Erschüttert wandte er sich von der armen Mutter ab und der Großmutter des Kleinen zu. Fast schrak er zusammen. Aus der Todten-

blässe, aus dem starren, glanzlosen, im tiefsten Schrecken auf ihn gerichteten Blick der alten Frau erkannte er, daß sie ihn durchschaut hatte, daß ihr die volle Erkenntniß der Gefahr aufgegangen sei.

Seine Augen senkten sich vor diesem Blicke. „Auch bitte ich,“ fuhr er mühsam fort, „daß nur die unumgänglich nöthige Anzahl von Personen den Patienten umgebe. Viele Menschen in einem Krankenzimmer beunruhigen und beängstigen nur. Fräulein Ella zum Beispiel . . .“

Die alte Frau wandte sich starr und steif zu dem jungen Mädchen. „Verlass' dieses Zimmer, Ella,“ befahl sie, „und betritt es nicht wieder, ehe Renata oder ich Dir die Erlaubniß hiezu geben.“

Ella schrak empor und verließ tiefgekränkt das Zimmer.

„Meinen Verordnungen von heute Morgen habe ich nichts beizufügen, meine Damen.“ Damit wandte sich der Arzt zum Gehen und verließ das Zimmer. Renata folgte ihm. In einem der nächstgelegenen Gemächer unterbrach Doctor Hartmann das Gespräch, in welches ihn die Baronin verflochten hatte und fragte stehen bleibend:

„Ist der Herr Baron zu sprechen?“ Und er erfand rasch einen gleichgiltigen Vorwand, warum er dies wünsche.

„Mein Mann wird sehr bedauern. Er ist genöthigt gewesen, einen Besuch bei Sternfeld zu machen und dürfte wohl erst gegen acht Uhr . . .“

„So lange könnte ich wohl nicht verweilen — aber, es trifft sich gut, daß ich von hier aus geradewegs zur Gräfin Sternfeld fahre. Ich hoffe, den Herrn Baron im Schlosse noch zu treffen.“

„Ist die Gräfin etwa leidender?“

„Ja wohl. Ich erhielt vor einigen Stunden einige Zeilen von Gräfin Edith . . .“

„Edith! Sie ist dort?“

„Seit heute Morgens. Sie schreibt mir, daß sie über den Anblick der Schwester erschrocken sei. Ich begreife das. Dieses lang andauernde, fast chronisch gewordene Leiden hat, obwohl es nicht unheilbare Gefahr mit sich bringt, doch die Kräfte der Frau Gräfin sehr herabgebracht.“

Damit empfahl sich Doctor Hartmann. Renata stand unbeweglich. Sie hatte kein Wort von dem gehört, was der Arzt zuletzt gesprochen. Edith bereits seit diesem Morgen in Runthal ... O, Erwin hatte es gewußt, — und darum war er hingefahren. Und jetzt — jetzt — war er bei ihr und weidete seine Augen an dem Anblick ihrer Schönheit — jetzt sog sein berauschtes Ohr die sanften, so harmlos scheinenden und doch so wohl berechneten Worte ein, mit denen sie sein Herz an sich zu locken gewußt hatte ...

Ihr Auge glühte, leidenschaftlicher Haß, Angst und Zorn verzerrten ihr schönes Gesicht. Sie wankte vorwärts. Unfähig, sich länger aufrecht zu halten, sank sie endlich erschöpft in einen Fauteuil.

Sie hatte also doch recht vermuthet!

Am Morgen war Edith angekommen — da hatte es ihn hier nicht mehr gelitten. Er mußte hin, um sie zu begrüßen — um ihr zu sagen ... ach, all das, was die geliebte Stimme ihr selbst so oft gesagt. Sternfeld's Brief war eine Fiction. O, wie hatten sie die Beiden betrogen, unerhört betrogen!

So saß sie lange, den schmerzenden Kopf in die Hand gestützt, — mit starren Augen vor sich hinsehend. Sie hatte alles Bewußtsein der Gegenwart verloren, ihre ganze Seele weilte im Parke von Runthal.

Endlich sprang sie verwirrt auf.

„Es ist nicht zu ertragen . . . es ist fürchterlich!“ murmelte sie. „Hier still sitzen zu sollen, während sie meiner lachen, meiner spotten . . . Ich muß hin . . . ich muß . . . Auch erwartet Gabriele seit lange meinen Besuch . . . Sie ist sehr unwohl — es wäre unhöflich, mich nicht nach ihr umzusehen, um so mehr, als sie durch Doctor Hartmann nun erfahren wird, daß mir ihr vermehrtes Leiden nicht unbekannt geblieben . . . Der Kleine ist Gott sei Dank wohler . . . ich kann mich vom Hause auf kurze Zeit entfernen . . . nur auf kurze Zeit . . . O, ich werde sie bald finden . . . Nur einmal will ich den Verräther überweisen — ihm die Heuchlermaske vom Antlitz reißen, um ihn dann zu fliehen — für immer!“

Die Wangen hoch geröthet, die dunkeln Augen funkelnd vor Erregung, durchschritt sie den Saal und die anstoßenden Räume. Dann ein Blick in den Spiegel . . . An ihrer Toilette war nichts zu ändern — aber — sie erschrak vor dem Ausdruck ihrer Züge. War sie das noch? War sie einst wirklich schön gewesen? Konnte irgend Jemand finden, daß sie es jetzt noch sei?

Doch — es gebrach ihr an Zeit, um solchen müssigen Betrachtungen nachzuhängen. Wie sie auch immer, Dank der Qualen, die er ihr bereitete, aussah — sie war sein angetrautes Weib — die Mutter seines Kindes — und er ihr treuloser Gatte, den zu entlarven, ihre ganze Seele brannte.

Schweigend und düster ordnete Renata, während man anspannte, ihr schönes Haar und nahm aus den Händen ihrer Kammerfrau Hut und Mantille entgegen. Dann suchte sie flüchtigen Schrittes das Kinderzimmer auf, nicht aus Besorgniß, nur der Gewohnheit folgend, jederzeit, ehe sie das Haus verließ, einen Blick auf ihren süßen

kleinen Jungen zu werfen. Was war ihr überhaupt jetzt, unter dem Einfluß der leidenschaftlichen Gedanken, die ihre kranke Seele aufwühlten, das Kind, das sie doch im Innersten ihres Gemüthes mit so zärtlicher Inbrunst umfaßte?!

Baronin Bergen erschrak nicht wenig, als sie ihre Schwiegertochter zum Ausfahren gekleidet eintreten sah. „Wie? Du willst fort, Renata?“

„Auf kurze Zeit nur, Mama. Ich bin in wenigen Stunden wieder da.“

„Stunden? Unmöglich, Renata. Du darfst Dich nicht auf so lange Zeit entfernen. Der Zustand des Kleinen scheint mir bedenklich . . . Sieh nur!“

„Ah, bah, Mama! — Deine übertriebene Aengstlichkeit . . . Hast Du nicht gehört, was Doctor Hartmann sagte? Es wäre doch schlimm, wenn man sich auf die Aerzte so wenig verlassen könnte.“

Sie beugte sich über das Bettchen des Kleinen, der bleich und scheinbar erschöpft dalag. Den halbgeöffneten Lippen entglitt der Athem pfeifend und zischend.

Renata legte den Hut ab und blickte beobachtend auf den Kleinen.

„Höre nur,“ sagte die Großmutter, „wie das arme Kind schwer athmet.“

„Das war heute Morgens gerade so, Mama. Ich finde, es hat sich seit Doctor Hartmann's Anwesenheit nichts geändert — und Du weißt ja doch, daß Fritz bei kleinen Erkältungen sehr oft mit offenem Mündchen schläft.“

„Dieser Schlaf scheint mir aber kein natürlicher,“ erwiderte Baronin Christine angstvoll. „Mir ist . . . als würde das Kind, wenn es die Augen öffnete, uns nicht mehr erkennen.“

„Ich begreife Dich nicht, Mama. Welche selbstquälerischen Einbildungen!“ Sie beugte sich nochmals über das Kind. „Fritz! Mama ist hier . . .“

Der Knabe öffnete die Augen. Als er seine Mutter erblickte, streckte er die Händchen nach ihr aus, ließ sie aber sogleich wieder fallen.

„Thut Dir etwas weh, Fritzchen?“

„Nein Mama, ich will schlafen. Gute Nacht, Mama, ... Gute Nacht, Großmama... Gute Nacht, Papa...“ lispelte das Kind lallend. Der Lockenkopf sank schwer herab, die Augen schlossen sich wieder.

„Du siehst, es ist der anhaltende Schlaf der Reconvalescenz,“ sagte Renata. „In wenigen Tagen ist das Kind, so hoffe ich, völlig gesund. Adieu! Ich komme bald zurück.“

„Ich warne Dich, Renata.“

„Ich muß fort, Mama. Ich versichere Dir, daß keine Ursache zur Angst vorliegt. Ich würde sonst nicht gehen.“

Sie schlang mit nervöser Hand die Barben ihres Hutes in einander.

„Wenn das Kind während Deiner Abwesenheit noch schwerer erkrankte, Renata?“

„Es schläft ja so gut, Mama!“ Sie bot der alten Dame die Hand, welche diese festhielt.

„Renata, und wenn Du während Deines ganzen Lebens zu bereuen hättest, was Du während dieser Stunde versäumst?“

Renata zog die Hand unwillig zurück. Diese Hartnäckigkeit befremdete sie. Blitzschnell durchfuhr ihre, in den Banden wahnwitziger Selbsttäuschung befangene Seele ein ungeheuerlicher Gedanke. Warum wollte Erwin’s

Mutter sie durchaus aufhalten? Ahnte auch sie den an ihr verübten Betrug und wollte dem geliebten Sohne eine unangenehme Stunde ersparen?

Doch — es war nur ein Augenblick. Im nächsten bereute sie diesen Verdacht auf das Tiefste. Sie blickte in die dunkelblauen, klaren Augen, die niemals trogen, und schloß die Arme zärtlich um die edle Frau.

„Zürne mir nicht, geliebte Mama!“ bat sie.

„Ich thue es gewiß nicht, Renata, — aber es ist mir so unsagbar ängstlich zu Muthe, wenn Ihr mich so ganz allein laßt bei dem kranken Kinde. Zwar, Erwin dürfte bald hier sein. Er versprach . . .“

„Er?“ fiel Renata hämisch ein. „Ja, darauf kannst Du Dich verlassen, Mama. Er fuhr ja nach Runthal, — und es dürfte einige Zeit vergehen, ehe er findet, daß er Schön-Edith, die heute Morgens dort ankam, genügend bewillkommt hat. Doch sieh', der Zufall sorgt dafür, daß Du selbst für kurze Zeit, — denn ich komme gewiß bald wieder — nicht allein bleibst, Mama. Da kommt Hanns. Sein Wagen hält soeben . . .“

Sie verließ das Zimmer. Die Baronin rang im tiefsten Jammer die Hände.

„Die Unglückliche! So ist es also wieder grundlose Eifersucht, die sie verblendet, die sie ihre heiligste Pflicht selbst vernachlässigen läßt! Und während sie diesem Phantom ihrer krankhaften Einbildung nachjagt, stirbt mir das Kind vielleicht unter den Händen. Die Unglückselige! Und ach, — mein armer, guter Erwin!“

Weinend barg sie das Gesicht in den Kissen des kranken Lieblings.

XVI.

Die Familien Sternfeld und Bergen lebten seit Jahren in so freundnachbarlichen Beziehungen, daß ein Besuch Renata's selbstverständlich erschien und angenommen wurde, während man, des leidenden Zustandes der Gräfin wegen, alle anderen Besuche abwies. Renata fand jedoch die junge Gräfin so bleich und angegriffen, daß die Aufrechthaltung einer Conversation der Kranken peinlich sein mußte. Man erwartete übrigens soeben Doctor Hartmann's Besuch. Renata stand daher bald auf um sich zu verabschieden, und warf nur die Bemerkung hin:

„Es wundert mich, Dich allein zu finden. Der Doctor erzählte uns heute, Edith sei diesen Morgen angekommen und gedenke längere Zeit zu bleiben, um sich ganz Deiner Pflege zu widmen."

Ein fast unmerkliches, gutmüthiges Lächeln umspielte die Lippen der sanften Gräfin Gabriele. Arme Renata! dachte sie. Sie ist wieder einmal eifersüchtig, — daher der Besuch.

„Ja, ich freue mich sehr über Edith's Ankunft," erwiderte sie. „Freundlich und lieb, wie sie ist, hat sie mir mehrere Stunden gewidmet und auch an meinem Bette

das Diner eingenommen. Nur sehnte sie sich doch ein Bischen nach frischer Luft und promenirt jetzt im Park."

Schlecht verhehlter Ingrimm jagte Renata das Blut in's Gesicht. „Dann will ich sie dort aufsuchen," sagte sie nach einer Pause, in welcher sie geschwiegen hatte, um Fassung zu erlangen.

Im Park also! So bestätigte sich denn ihr Verdacht... Wie schlau! Von Seite der erkrankten Schwester war allerdings eine Störung des Rendezvous nicht zu besorgen . . .

„Wenn Du sie nur auch wirklich findest, liebe Renata," antwortete Gräfin Gabriele. „Der Park ist so groß . . ."

„Das thäte mir aufrichtig leid," erwiderte Baronin Bergen mit doppelsinniger Ironie.

„Auch Edith brennt gewiß vor Ungeduld, Dir alle die Neuigkeiten zu erzählen, die sie mitgebracht. Mein Schwesterchen ist — halb und halb verlobt."

Renata öffnete voll Erstaunen die halbverschleierten Augen.

„Wie? — Edith sagte ja immer, sie wolle sich das Heirathen noch viele Jahre überlegen, — und nun dieser plötzliche Entschluß! Wer ist der Bräutigam?"

„Nun, eine officielle Brautschaft ist es wohl noch nicht. Edith scheint sich doch entschlossen zu haben, dem Grafen Barren ihr Jawort zu geben."

„Dem Sohn des Feldmarschall-Lieutenants?"

„Dem Feldmarschall-Lieutenant selbst."

Renata lachte gezwungen auf.

„Wie? — Zu einer so vernünftigen Partie hätte sich Edith entschlossen."

„Wir sind noch nicht ganz einverstanden damit, aber — was willst Du? Diese jungen Mädchen von heute...

Wir, die wir nach unserem Herzen heirateten, verstehen sie nicht mehr. Barren ist eine brillante Partie. Seine Stellung, sein colossales Vermögen . . . Edith besitzt außer ihrer Jugend und Schönheit nur eine sehr bescheidene Apanage; so mag sie denn gerade das locken, was sie nach den Verlusten, die Papa in letzterer Zeit erlitten, nie erhoffen durfte: Großer Reichthum, — ein Gütercomplex, der seines Gleichen sucht. Doch . . ." das Haupt der Kranken sank in die Polster zurück, — „verzeih'! Ich fühle mich so sehr ermüdet. Alles Weitere wird Dir Edith selbst erzählen."

„Ja, es wäre allerdings außerordentlich pikant, diese Nachrichten von Ediths Lippen zu vernehmen . . . Baldige Besserung, liebe Gabriele! A propos, wo ist Dein Mann?"

„Nun, mit dem Deinigen in die Stallungen. Dann wollten sie, wie mir Max sagte, noch einen Augenblick in den Wald zur Maierei. Indessen aber höre ich Max hereinreiten . . . Dein Mann ist wohl schon nach Hause."

. . . Renata irrte flüchtigen Fußes durch die Alleen und dichten Laubgänge des Parkes. Ihr Herz pochte in raschen Schlägen, ihre Augen glühten.

Aengstlich lauschte ihr Ohr dem leisesten Laut — und während sie so dahineilte, tief erregt und bereits bis zur Hinfälligkeit ermüdet, zeugte ihr gemartertes Gehirn ein Schreckgebilde nach dem andern. Sternfeld war allein zurückgekehrt. Die Beiden waren beisammen — daran zweifelte sie keinen Augenblick — und sie mußte, m u ß t e sie finden.

Ihr Auge war trocken. Sie hätte laut auflachen mögen wie eine Wahnsinnige in ihrem qualvollen Jammer — ihrer Seelenangst — ihrer Verzweiflung. Natürlich! — solche Kränkung fügte Edith dem Geliebten nicht zu,

sich einem jungen Manne zuzusagen; — doch eine Heirat, welche das strafbare Verhältniß maskirte, schien der klugen jungen Dame räthlich. Die Freiheit des jungen Mädchens war eine allzu beschränkte. Als Frau war sie selbstständiger, nicht an die Scholle gebunden... Man konnte sich freier bewegen — sich leichter finden . . .

O, der unermeßlichen Qual! Beinahe versagte ihr der Athem . . .

Dort und da narrte sie ein Geräusch; raschelte das Laub, so glaubte sie ein leises Flüstern zu vernehmen; doch ging sie dem Schalle nach, dann stand der Wald, in den sie aus dem ihr fast unbekannten Park bereits getreten war, still, hoch und heilig um sie. Schattig wölbten sich in riesiger Höhe die grünen Kronen zum friedlichen Tempel und das Roth der sinkenden Sonne glühte durch die dichtbelaubten Aeste.

Nun mochte sie bereits mehr als zwei Stunden durch den Park und Wald geirrt sein. „Nicht zu finden . . . nicht zu finden . . .“ murmelten fast tonlos ihre Lippen. Sie erhob den Kopf vor dem Stamme, an welchen sie sich ermüdet gelehnt... Da schimmerte durch die Zweige etwas Lichtes, Weißes . . . Es mußte ein Frauengewand sein, das sich also von dem Grün erhob . . .

Horch! Ein tiefer Seufzer . . .

Sie sind's! durchzuckte es sie. Leise, auf den Fußspitzen schlich sie näher.

Unter dunkelnden Tannen lag, auf einer Rasenbank ausgestreckt, ein schönes junges Mädchen in tiefem Schlafe.

Eine der schweren, blonden Flechten hatte sich vom Haupte gelöst und lag, halb aufgerollt, auf dem lichten Kleide. Das edelgeschnittene Gesicht war von regelmäßiger Schönheit. Gesunder Schlaf hatte Wangen und Lippen

höher gefärbt. Leise, ruhige Athemzüge hoben den zarten Busen. Der weißen Hand war das offene Buch entglitten, über dessen Lectüre das junge Mädchen, eingelullt vom Rauschen der Blätter und sanftem Vogelgezwitscher, wohl entschlummert war; nun lag das Büchlein mit aufgespreizten, verbogenen Blättern auf den moosigen Wurzeln und auf dem glänzenden Goldschnitt tummelte sich das neugierige Volk der Ameisen.

Man konnte kein friedlicheres Bild unschuldiger Reinheit sehen, als dies tief und süß schlummernde junge Mädchen, dessen halbgeöffnete, rosige Lippen eben erst dem Kuß der Liebe entgegenreiften.

Selbst das unglückliche Weib, das mit angehaltenem Athem nach der jugendlichen Schläferin blickte, durchdrang diese Ueberzeugung. Tief beschämt barg es das leidenschaftlich erregte Antlitz in die Hände und über diese rollten langsam schwere heiße Thränen.

„Verzeih mir, Edith, verzeih!" dachte sie. „O, großer Gott! Was hat diese Liebe aus mir gemacht?!"

Helle Kinderstimmen drangen an ihr Ohr.

Sie wandte sich rasch. Da lugte — etwa dreißig Schritte entfernt — durch die Tannen ein Haus, über dessen Eingang ein mächtiges Hirschgeweih prangte. Das war wohl Edith's vielgerühmtes „romantisches Försterhaus im Walde", das sie sobald als möglich aufzusuchen pflegte, wenn sie nach Runthal kam, und jene beiden, wild und jubelnd heranspringenden kleinen Jungen, welche Edith's Kammerjungfer vergebens zurückzuhalten sich bemühte, waren wohl ihre Lieblinge, des Försters Kinder . . .

Renata hatte eben noch Zeit, zurückzutreten und sich hinter dem Stamm einer gewaltigen Buche zu bergen, als die Drei herankamen und der jüngere Knabe alsbald

an Edith's Kleid zu zerren begann, so daß sie die blauen Augen aufschlug.

„Du wilder, kleiner Hugo!“ lachte sie, das Kind umschlingend.

„Verzeihen gnädige Comtesse — aber Sie haben befohlen, Sie zu wecken.“

„Warum haben Sie das nicht früher gethan, Serafine? Es dunkelt ja wahrhaftig schon . . . Ich muß entsetzlich lang geschlafen haben . . . Willst Du wohl meinen Zopf in Ruhe lassen, Gusti? Gott, was diese Jungen schlecht erzogen sind!“ Sie sprang auf. „Serafine, wir müssen fahren. Gabriele wird bereits ängstlich sein. Sagen Sie dem Förster . . .“

„Der Wagen ist bereits angespannt, gnädige Comtesse . . .“

In diesem Augenblick trat Baronin Bergen hinter der Buche hervor.

„Renata! Welche liebe Ueberraschung!“ Edith fiel ihr jubelnd um den Hals. „Wo aber kommst Du her?“

„Gabriele meinte, Du seist im Park. Da habe ich Dich denn natürlich vergeblich gesucht . . . Immer weiter gehend, kam ich in den Wald und irrte lang umher, bis mich die Stimmen der Kinder hierher leiteten.“

Edith sah betrübt in das bleiche Gesicht. „Warst Du krank, liebe Renata? Du siehst so abgespannt, so ermüdet aus . . .“ Warm und theilnahmsvoll drückte sie Renata's Hand.

„Mein Knabe war erkrankt, Edith. Obwohl jetzt die Gefahr vorüber ist, bin ich doch in einiger Sorge um ihn. Wäre Gabriele, wie ich durch Doctor Hartmann erfuhr, nicht leidender als sonst, ich hätte das Haus gar nicht verlassen. Nun habe ich viel Zeit verloren . . . Willst

Du mich wohl bis Runthal mitnehmen, wo mich mein Wagen erwartet?"

„Das versteht sich ja ganz von selbst."

Renata hatte in fliegender Eile gesprochen. War es ihre freiere Gemüthsstimmung, war es der Anblick der beiden Knaben, — aber eine fieberhafte Ungeduld, zu Hause zu sein und ihr Kind an das Herz zu drücken, ihr Kind, das sie so sehr liebte und an das sie doch in den letzten Stunden so wenig gedacht, hatte sich ihrer bemächtigt. Kaum hörte sie, was Edith sprach, während der Wagen rasch durch den Wald und die Alleen des Parkes fuhr ... Und Edith besaß auch zu viel Tact, um von ihren eigenen Angelegenheiten zu sprechen, während sie der armen Mutter an ihrer Seite ansah, daß sie mit allen ihren Gedanken bei ihrem Kinde war.

... Endlich! Endlich bog Renata's Wagen in den Waldweg ein.

Renata saß aufrecht in dem Wagen. Weit vorgebeugt starrte sie in das Dunkel.

Noch immer wollte der Wald kein Ende nehmen. Wie erinnerte sie diese Fahrt an eine andere, weit fürchterlichere ... Auf demselben Wege war sie vor sechs Jahren in derselben brennenden Ungeduld, die ihr jetzt das Blut durch die Adern jagte, nur in weit größerer Herzensangst, demselben Ziele entgegengefahren ... dem Schlosse, in welchem Erwin mit dem Tode rang.

Heute — sie dankte Gott dafür — hatte sie dergleichen nicht zu fürchten... Ihr liebes, kleines Bübchen war ja außer Gefahr! Das hielt sie fest — daran glaubte sie. Dennoch pochte ihr Herz in brennender Ungeduld, denn in ihrer Brust war der Gewissensvorwurf erwacht, sie habe sich durch ihre ungebändigte Eifersucht verleiten

lassen, gegen das Gebot der Pflicht ihr süßes liebes Kind zu verlassen, während es litt, vielleicht sich nach ihr sehnte. Der Wagen fuhr durch das Dorf ... Selbst in ihrer Abstraction von der Gegenwart fiel es ihr, wiewohl nur flüchtig, auf, daß ihre, im Dorfe so wohlbekannte Erscheinung an diesem Abend beinahe sensationell auf die Insassen zu wirken schien. Man stürzte aus den Hausthoren ... Man steckte die Köpfe zusammen ... Man sah dem Wagen in lautlosem Schweigen nach.

Endlich! Das Schloß!

In wenigen Minuten war sie daheim bei ihrem Mann, ihrem lieben Kind.

Wie wollte sie Erwin, wenn auch nicht in Worten, — er sollte, womöglich, ihre Thorheit nicht ahnen, — doch in ihrem Benehmen, durch vermehrte Zärtlichkeit, durch heitere Theilnahme an allem, was ihn erfreute, den ungerechten Argwohn abbitten ...

Nun fuhr sie bereits den Hügel hinan. Das Schloß strahlte wie allabendlich in feenhafter Beleuchtung. Erwin mochte das Dunkel nicht leiden. Er meinte, solch eine hell erleuchtete Fensterreihe am dämmernden Abend sähe einladend und gastlich aus.

Renata erhob sich im Wagen. Sich gegen die Fenster des Zimmers wendend, in welchem ihr kleiner Fritz jetzt wohl ruhig schlummerte, breitete sie sehnsüchtig die Arme aus:

„Mein süßes, süßes Kind!“

Der Wagen hielt, — doch Niemand erschien, um sie zu empfangen. Der Hof war befremdend leer. Wo waren all' die Leute?

Sie schritt durch die Vorhalle und — sah Niemanden. Die Haupttreppe empor, im rechten Flügel des Schlosses,

lagen neben den ihren die Zimmer des Kleinen. Da allerdings kam ihr Jemand entgegen. Sie glaubte eine der Küchenmägde zu erkennen.

„Jesus Maria! Die Frau Baronin!“ schrie die Magd auf, und stürzte an ihr vorbei.

Dieser laute Ausruf wirkte wie ein Signal. Es wurde urplötzlich lebendig um Renata. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, — Schreckensrufe und laute Klagen drangen vom Ende des Corridors zu ihr herüber . . .

Tödtliche Angst befiel sie. Das Kind . . .

Sie raffte sich empor . . . sie wollte eilen, und kam nicht von der Stelle, sie wollte rufen — und die Angst zog ihr die Kehle zusammen. Zitternd wankte sie dem Zimmer zu. Was war das? Vor den Zimmern des Kleinen, deren Eingangsthüre geöffnet war, schien das gesammte Dienstpersonal versammelt. Als sie die Gruppe erreichte, erscholl ein allgemeiner Schreckensruf. Alles stob auseinander.

Unfähig sich allein weiter zu bewegen, lehnte sie sich erschöpft an den Thürpfosten.

Da öffnete sich die Thüre. Durch den Schleier ihrer Thränen sah sie ihre Dienerin auf sich zu, — zu ihren Füßen stürzen, ihr Kleid, ihre herabhängende Hand mit Küssen bedecken. „O meine arme, arme gnädige Frau Gräfin!“

„Minna! Mein Kind . . .?!“

Die alte Kammerfrau konnte vor Schluchzen nicht antworten. Brennende Thränen bedeckten die Hand ihrer Herrin.

Wie ein Blitz durchfuhr die Ahnung der Wahrheit das Herz der unglücklichen Mutter, — aber das konnte

nicht sein. Es war unmöglich! Ihr Kind lebte ... mußte leben.

Da legte sich ein Arm um ihre Schulter und sie fühlte sich an ihres Gatten Brust gedrückt.

„Du mußt Dich zu fassen suchen, liebe Renata."

Sie konnte nicht sprechen. Auf ihres Gatten Arm gestützt, hastete sie vorwärts.

Die Portière hob sich. Mit einem Blick umfaßte sie den ihr so wohlbekannten Raum. Niemand sprach ein Wort — doch die Blicke Aller waren auf sie gerichtet.

Dort — dort war ihr Kind. Die Großmutter hielt es auf den Knieen. Sie stürzte hinzu. „Mein Kind!!" Sie riß es der weinenden alten Frau aus den Armen... sie drückte es an ihre Brust ... Es regte sich nicht. Immer starrer, immer medusenhafter wurde der schreckensvolle Ausdruck im Gesichte der Mutter. Das war keine Ohnmacht, wie sie zuerst gehofft ...

Ein markerschütternder Schrei gellte von ihren Lippen. Ihr Kind, ihr geliebtes Kind lag als Leiche in ihren Armen.

XVII.

Baron Hanns Bergen's Eigenthum, Rainfeld, lag etwa 8 Wegstunden von Bergen entfernt. Still und friedlich lag das kleine Eden eingebettet in der großartigen Erhabenheit einer urwüchsigen Natur. Durch das liebliche Thal rauschte kein mächtiger, tosender Gebirgsfluß; nur klare murmelnde Bäche schlängelten sich durch die grünenden Wiesen, lauschige Wälder grüßten hinab von dem leicht emporsteigenden Hügelland — auf breiten Bergmatten reifte die köstliche Traube; hier lebte ein betriebsamer, kerniger Menschenschlag. Freundliche Dörfer stiegen in einzelnen Gehöften das leicht gewellte Hügelland hinan und vom Waldessaum winkten weißgetünchte, grünumsponnene Villen herüber, welche, im Winter größtentheils geschlossen, in den Sommermonaten die Bewohner der Städte aufnahmen, die daselbst in friedlicher Stille Stärkung und Erquickung fanden.

Aus dem von einigen Wiesen umgebenen Hause, welches Baron Hanns Bergen vor sechs Jahren angekauft, war durch den Erwerb benachbarter Gründe und Waldungen, durch die Anlage eines freundlichen parkartigen Gartens ein reizendes und einträgliches Gut geworden.

Baron Hanns war ein vortrefflicher Oekonom, das gaben alle Nachbarn und Freunde zu. Sein Viehstand gedieh vorzüglich. Er war unerschöpflich in der Erfindung landwirthschaftlicher Maschinen, deren Construction er selbst überwachte, in der Verbesserung neuer Erzeugnisse dieser Art. In seinen Teichen gediehen die Fische bis zu erstaunlicher Größe. Seine künstliche Fischzucht, seine Versuchsstation für ausländische Pflanzen und Sämereien waren sehenswerth.

Dies Alles brachte Baron Hanns, der sich hütete, seinen Besitz so weit auszudehnen, daß er ihn nicht mehr hätte überwachen können, mit Hilfe eines geringen, aber vortrefflich geschulten Dienstpersonals zuwege; das Auge des Herrn war überall gegenwärtig; seine Energie, sein ernstes Streben schufen Ordnung und Gedeihen.

Was aber die Erheiterung der gesammten Nachbarschaft erregte, war die Art, in welcher Baron Hanns seinen Garten angelegt. Ein Diminutivpark war daraus geworden, scheinbar ein Kinderspielzeug, und doch war er ergiebig an Obst und Blumen, wie nur irgend einer der herrschaftlichen großen Gärten der Umgebung. Kleines Strauchwerk — hohe, mit fremdartigem Grün durchzogene Hecken — sonderbar geformte Blumenbeete — riesige Baumgruppen, die des Contrastes wegen, den sie mit winzigen Gruppirungen bildeten, geschont worden waren; mit ihren Kübeln in die Erde eingesetzte, barock geformte Zwergbäumchen, die gleichwohl einen erstaunlichen Reichthum an veredeltem Obst producirten, aber bei jedem rauheren Windhauch allsogleich in die Glashäuser transportirt werden mußten; kleine, leicht und luftig geformte Tempelchen in japanischem Geschmack, die irgend ein würdig dareinschauendes Götzenbild bargen, — schwellende Rasen=

sitze, nächst welchen von natürlichen, sowie von kunstvoll aufgeführten Anhöhen Diminutiv-Wasserfälle über künstliche Hindernisse mit Gepolter herniederbrausten, dunkle Höhlen mit einladenden Ruhesitzen am Rande winziger Teiche, in deren Mitte Wasser-Ungethüme aller Art silberglänzende Strahlen aus Nüstern und Kiemen bliesen, — kleine, luftige Brücken mit zierlichem, äußerst geschmackvoll geschnitztem Geländer, welche sich in kühnem Bogen über murmelnde Bäche schwangen, deren Breite ein Kinderfuß ohne Anstrengung übersprungen hätte — reizende Lusthäuschen aus wohlriechendem Holz, mit Fenstern aus durchsichtigem Papiere versehen, die ein so leichtes, luftiges Ansehen hatten, daß ein etwas stärkerer Windhauch fähig schien, sie auf kräftigem Fittig in die Lüfte zu entführen, und die doch schon so manchen Sturm überstanden hatten — daraus bestand Baron Bergen's Park.

Wenn der stattliche, breitschulterige, über sechs Schuh hohe Herr aller dieser Herrlichkeiten mit wuchtigem Schritt durch seinen Garten wandelte, in welchem ihm das Strauchwerk zumeist bis an die Schulter, die Obstbäumchen etwas über die Kniee reichten, die Brücklein unter den Füßen knarrten, die Grotten-Eingänge ihm völlig unzugänglich, die Lusthäuschen zum Theil so niedrig waren, daß er sich nicht eben auf die Fußspitzen zu stellen brauchte, um über sie hinaus nach irgend einer Stelle seines Gartens zu blicken, war dies ein Anblick so komischer Art, daß er selbst einen Misanthropen zum Lachen gereizt hätte.

Weit besser nahm sich Baron Hanns im Schatten der riesigen Baumgruppen aus, die der deutsche Boden erzeugt hatte, oder auf dem großen Teiche im dickbauchigen japanischen Boote dahinsegelnd.

Auch hatten die eben geschilderten Miniatur-Herrlich-

keiten nicht eben die Bestimmung, ihm selbst zum Aufenthalte zu dienen. Sie waren im Laufe der Zeit von dem japanischen Diener Fu-ho, den Baron Hanns aus dem Lande der Sonne mitgebracht hatte, und welcher Gärtner und Zimmermann in einer Person war, hergestellt worden, um der jungen Landsmännin und Herrin Fu-ho's, der Gattin des Barons, der schönen Dorita, ein Stück Heimat zurückzuzaubern, ihr zum Ruheplatz und ihren Kindern dereinst zum Spielplatz zu dienen.

Wie Baron Hanns zu einer japanischen Lebensgefährtin gekommen? Es war einfach genug zugegangen.

Sobald Renata als Schloßherrin auf Bergen eingezogen war, und er sein kleines, neu erworbenes Eigenthum sicheren Händen anvertraut hatte, griff er zum Wanderstab. Er mochte weder den Anblick dieses jungen Glückes wie eine immer wiederkehrende Qual auf sich wirken lassen, noch fand er es thunlich, den Seinen, die er so sehr liebte, fern zu bleiben, während er nur eine halbe Tagereise entfernt von ihnen wohnte. So innig er seinen Vetter liebte, fühlte er doch, daß er Gefahr lief, zum hämischen Neider auszuarten, wenn er zum Zeugen eines Glückes wurde, das ihm seit früher Jugend als die Krone des Lebens, als der Inbegriff irdischer Glückseligkeit erschienen war. So reiste er denn, oder vielleicht richtiger: er ergriff die Flucht.

Nachdem er in früheren Jahren alle Länder Europas durchstreift, lockte es ihn jetzt über das Meer.

Er durchzog die Länder des Orients: Egypten, dann Indien, einen Theil Chinas und das den Europäern kaum erst erschlossene Japan, dies räthselhafte Märchenland. Und es hielt ihn fest. Es bereitete ihm hohen Genuß, dieses uralte, nun in voller Wandlung und Erneuerung

begriffene Culturvolk zu beobachten. In der Riesenstadt Yeddo hatte sich ein Verein von wackeren, europäischen Männern gebildet, die im Interesse der Wissenschaft und sich gegenseitig fördernd und anspornend die Aufgabe erfüllten, die Natur- und Völkerkunde dieser fernen Länder zu erforschen. Diesen schloß er sich an. Wenn auch seine Vorbildung ihn nicht befähigte, eines der nützlichsten Mitglieder dieses Vereines zu sein, der in seinen Reihen wissenschaftliche Capacitäten aufwies — einer der eifrigsten Sammler wurde Hanns v. Bergen, und trug nach besten Kräften sein Schärflein zur Bereicherung der angelegten Museen bei. Nie hätte er gedacht, in seinen reiferen Jahren noch so viel, so Wichtiges lernen zu können, wie es hier durch gegenseitige Anregung geschah.

Namentlich waren es die landwirthschaftlichen Gepflogenheiten der Japaner und ihre hoch ausgebildete Gartenkunst, welche sein Interesse erregten. Um sich dem Volke mehr zu nähern und dessen Mißtrauen zu besiegen, accommodirte er sich so viel als möglich den herrschenden Sitten und betrieb das Studium der Sprache mit großem Eifer. In einer Vorstadt von Yeddo miethete er sich bei dem Besitzer eines der großen, wohlgepflegten Gärten, welche die Märkte der Hauptstadt mit ihren Erzeugnissen versehen, ein.

Meister O-hi-ku war ein Gelehrter in seiner Art. Er betrieb seine Kunst mit Liebe und Verständniß, nicht allein um seines Vortheils willen, sondern auch aus einem Bedürfniß seines naturfreundlichen Gemüthes. Niemals hätte er geduldet, daß sich auf die Märkte der Stadt Erzeugnisse seines Gartens verirrten, die nicht das Gepräge höchster Vollendung trugen. Auch waren seine Gemüse, seine Früchte, seine Topfgewächse und Blumensträuße weit

und breit berühmt und gesucht. Wanden doch die zarten Händchen seines einzigen Töchterchens O=hi=me diese Kränze mit dem auserlesensten Geschmack. Sein Weib war wenige Jahre nach der Geburt der Kleinen gestorben und das Kind wuchs zwischen Bäumen und Blumen zu einer anmuthigen Jungfrau heran. Hanns von Bergen, der einen weiten luftigen Pavillon im Garten selbst bewohnte, beobachtete das zarte, hübsche Kind gar oft mit Vergnügen. Die Kleine gewöhnte sich auch gar bald an den ernsten Fremden, der mit so merkwürdigen, tiefblauen Augen, wie sie solche früher niemals gesehen, ihrem Thun und Treiben zusah.

Die beiden, in Alter und Lebensgewohnheiten so grundverschiedenen Menschenkinder, die sich vielleicht nur durch einen Zug ursprünglicher Naivetät, der dem Manne wie dem Kinde in hohem Grade eigen war, gegenseitig anzogen, wurden gar bald fast unzertrennliche Gefährten. So imponirend die Hünengestalt des Mannes, so ernst sein Antlitz war, er betrachtete doch alles Schöne, das sich ihm in der Fremde bot, mit der Empfänglichkeit der Jugend, mit den naiven Augen des Kindes. Kein skeptisches Lächeln wies das Vertrauen zurück, — niemals erschwerte eine ungeduldige Laune eine freundliche Annäherung. Denn die Wanderungen durch die Welt hatten vortheilhaft auf den Charakter des einst so unliebenswürdigen Mannes gewirkt. Sie hatten den scheuen Sonderling den Menschen näher gebracht. So war, was er für sein Unglück hielt: der tiefe Schmerz einer hoffnungslosen Liebe, ihm doch dadurch zum Segen geworden, daß er es ihm erleichtert, ja gebieterisch von ihm gefordert hatte, sich von der Scholle loszureißen, auf der er sein Leben einsam zu verbringen gedacht.

Er war seit seiner Entfernung vom Hause in regelmäßiger Correspondenz mit seinen Verwandten gestanden. Er liebte sie zu sehr, als daß es ihn nicht mit Unruhe erfüllt hätte, längere Zeit hindurch ohne Nachrichten von ihnen sein zu müssen. Mit welcher Sehnsucht wartete er in der ersten Zeit auf Erwin's, auf Renata's Briefe! Und wenn sie ankamen, so erfüllt von Glück und Liebe, so selbstgenügsam in ihrer Glückseligkeit, welche Pein für ihn! . . . Doch nach und nach empfing er diese Sendschreiben aus der Heimat weniger aufgeregt, weniger ungeduldig, und es kam endlich eine Zeit, in welcher sie ihn kaum mehr zu stiller Wehmut stimmten.

So, wie Hanns von Bergen nun geworden, verstand er sich mit der kleinen O-hi-me vortrefflich. Ihre Anwesenheit störte ihn weder an seinem Schreibtisch, noch in dem Ordnen seiner Sammlungen. Die Beiden sammelten im Gegentheil eifrig mit einander und obwohl sie lächelnd das Köpfchen schüttelte, wenn sie ihren großen Freund so viel Werth auf Dinge legen sah, die ihr durch tägliche Gewohnheit zu Nichtigkeiten geworden, war sie doch nicht minder eifrig bedacht, unzählige Dinge herbeizuschleppen, unter denen er dann sichtete und wählte.

Mit hohem Interesse verfolgte er O-hi-me's seelische Entwickelung, vertiefte sich in ihre fremdartige Auffassung und lauschte so theilnehmend ihren Mittheilungen, wie sie seinen märchenhaften Erzählungen aus der Fremde. Beide gewannen durch den Umgang, Beide waren bald sehr an einander gewöhnt. Wenn Baron Bergen Abends heimkehrte, empfing ihn seine kleine Freundin schon an der Thürschwelle mit allen Zeichen der Freude, und ihm wollte sein Frühstück nicht recht munden, ehe er durch den mit seiner Aufwartung betrauten Diener Fu-ho nicht vor-

erst erfahren, wie es seiner kleinen Freundin gehe und was sie treibe. Gewöhnlich war sie bereits lange vor ihm, dem Langschläfer, aufgestanden und band ihre Kränze, ordnete Blumen und Pflanzen für den Markt. Längst blinzelte sie verstohlen nach der Thüre des Pavillons hin, aus welcher er dann auch bald auf sie zutrat und ihr in seiner sonderbaren deutschen Weise die Hand zum Gruße bot, in welche sie, nur zögernd und etwas scheu, weil es der Landessitte so sehr widersprach, die ihre legte.

Doch diese Idylle hatte nicht lange Bestand, wie alles Schöne und Reine hienieden. O-hi-mes' Vater wurde von einer jener, dem Lande eigenthümlichen acuten Krankheiten dahingerafft, die alljährlich in den Sommermonaten so viele Opfer fordern und nur die Eingeborenen befallen. Es konnte kaum ein verlasseneres Kind auf der weiten Welt geben, als es O-hi-me nun war. Sie hatte keine Verwandten, ihr Vater hatte wenig hinterlassen. Der Garten war von geringem Werthe; Geldmittel fanden sich nicht vor. In der Betrübniß seines Herzens dachte Baron Hanns nur seit langer Zeit zum ersten Male wieder daran, daß er ein Gütchen besitze, welches dem Kinde zur Heimat dienen konnte. Als er das weinende Mädchen fragte, ob es ihm in seine Heimat folgen wolle, war es gern dazu bereit. Nichts band O-hi-me an das Vaterland, als die Erinnerung an den Verstorbenen, und diese durfte sie ja mit hinüber nehmen in die fremde Welt. Auch der treue Fu-ho entschloß sich gerne, seiner jungen Herrin zu folgen.

So traf der Plan auf kein Hinderniß, und bald trug der Ocean das Schiff, welches Baron Hanns Bergen und die beiden Auswanderer an Bord hatte, weit fort von der gastlichen Küste des schönen Japan.

Nach achtzehnmonatlicher Abwesenheit traf Hanns wieder in der Heimat ein. Er fand sein Eigenthum in gutem Stand, seine Verwandten gesund, aber bereits zeigten sich am Himmel ihres Eheglückes die ersten trüben Wolken, kaum sichtbare, aber doch schwer wiegende Zeichen eines gestörten Verständnisses. Des Barons Herz pochte, zu seinem eigenen Erstaunen, nicht erheblich stärker, als er seiner reizenden Cousine wieder die Hand reichte. Ja, sie war noch immer die schönste aller Frauen, doch selbst im ersten Augenblick des Wiedersehens frappirte ihn in diesem hinreißend schönen Antlitz ein gewisser Ausdruck von Ermüdung und Abgespanntheit, welcher sich schlecht mit der Ruhelosigkeit des Blickes und der Bewegung vereinen ließ.

Renata's zweites Wort war Erwin. Sie liebte ihren Gatten unverkennbar mit Leidenschaft. Diese Wahrnehmung hätte den guten Hanns vor Kurzem noch um alle Fassung gebracht. Jetzt erlebte er, daß er sich Renata gegenüber auf einem weit objectiveren Standpunkt befand, als er selbst für möglich gehalten hätte.

Sie mußte sich auch im Innersten ihres Gemütes befremdend verändert haben. Dahin war die stolze Ruhe, vor der sich seine leidenschaftliche Seele im Staub gebeugt hatte. Aus der Göttin war ein Weib geworden, ein liebendes, leidenschaftlich ergriffenes Weib. Doch, sobald es sich um Erwin handelte, begriff Hanns Alles. So wie dieser schon in den Knabenjahren in unbewußter Liebenswürdigkeit sein scheues, widerstrebendes Herz an sich gerissen hatte, mußte er die Gattin, nur in weit höherem Grade zu fesseln verstanden haben.

Erwin war vom Hause abwesend, als Hanns eintraf. Wie sehnte sich dieser darnach, Erwin zu umarmen! Es schien ihm in der Ungeduld seiner wahrhaft brüderlichen

Zärtlichkeit, als hätte sein Besuch nur ihm gegolten. Fast horchte er mehr auf jedes Geräusch im Hofe, welches dessen Ankunft verkünden konnte, als auf Renata's Worte. Endlich lagen sich die Freunde in den Armen und mit freudeglänzenden Augen betrachtete Hanns seinen Liebling. Wie schön, wie männlich war Erwin geworden! Die hohe, schlanke Gestalt hatte sich gekräftigt. Auf den gebräunten Wangen lag die Farbe der Gesundheit. Ein voller, tiefschwarzer Bart umrahmte das schöne Antlitz.

Doch auch Hanns hatte sich in seinem ganzen Wesen verändert. Erwin erkannte dies allsogleich. Er hatte stets gefühlt, daß Hanns ihn liebte — wann aber hatten jemals dessen Augen so freudeverklärt, so innig und warm in die seinen geblickt? Ja, Hanns war ein Anderer geworden. Ein entfremdeter Jugendgespiele war er von ihm gegangen, ein zärtlicher Bruder kehrte er zu ihm zurück.

Nach den ersten Begrüßungen hatte sich Erwin zu Renata gewandt. „Was sagst Du zu meiner Frau, Hanns?" rief er fröhlich. „Ist sie nicht noch schöner geworden? Auch findest Du mich wieder, wie Du mich verlassen hast, als ihren ergebensten Sklaven."

Hanns las die vollste Liebe und Innigkeit in dem Blick, mit dem Erwin seiner schönen Frau in die Augen sah, allein — er war in der Fremde ein scharfer Beobachter von Menschen und Dingen geworden — für sein Auge lag ein Schatten auf dem schönen Antlitz seines Vetters, für sein Ohr ein leichter Zwang, den der fröhliche Ausdruck nicht ganz maskirte, in seiner Stimme und — das war natürlich, denn das herzliche Wort traf auf kein Entgegenkommen bei Renata. Dieselbe Frau, welche vor wenigen Minuten mit leidenschaftlicher Liebe von Erwin

gesprochen, saß nun, die Lider gesenkt, stumm und unnahbar da, als wäre jedes Liebeswort ein ihr angethanes Unrecht.

Hanns konnte sich in dieser Stunde dieses Räthsel nicht erklären, doch bald sollte er es erfahren, daß Alles, was den heißgeliebten Mann von ihr abzog, war es nun ein Verwandter oder Freund, eine erheiternde Gesellschaft, ein harmloses Spiel, ein fesselndes Buch, ihr zur Pein wurde und eine Eifersucht in ihr erregte, die ihr mit der Zeit Alles, was Erwin liebte, ohne weitere Untersuchung und Begründung verhaßt machte, sie Alles verwerfen ließ, was ihn anzog und erfreute. Er war in der That ihr Sklave, ein Sklave, den nicht unmännliche Feigheit, den nur Edelmuth und Liebe in den Banden eines unerhörten Zwanges festhielten, denn er liebte sein Weib mit der ganzen Innigkeit und Wahrhaftigkeit seines Wesens.

Hanns sah nach und nach mit tiefer Betrübniß, wie Renata's Gemütsstimmung sich immer mehr und mehr verdüsterte, so daß selbst die Geburt eines Sohnes, welcher ihre und ihres Gatten sehnlichste Wünsche krönte, nur vorübergehende Besserung dieser tiefen Verstimmung brachte. So mußte Hanns beobachten, wie sich langsam, aber unfehlbar aus dieser Vereinigung das Unglück seines geliebten Erwin entfaltete . . .

. . . O-hi-me war, als sie mit ihrem Beschützer in die neue Heimat einzog, kaum zwölf Jahre alt gewesen. Ihre Kenntnisse beschränkten sich auf einige Pflanzenkunde und jene Bruchstücke nothdürftigen Wissens, die sie dem Verkehr mit ihrem Beschützer dankte. Aber die Sonne Japans reift früh. Bereits hatte O-hi-me das kindliche Alter überschritten; sie war nahezu zur Jungfrau herangeblüht. Um ihrer selbst, um des Geredes willen, welches

die Anwesenheit seiner anmuthigen Mündel in seinem Hause zur Folge haben konnte, vorzüglich aber, damit den natürlichen Anlagen des jungen Mädchens die möglichste Ausbildung zu Theil werde, beschloß Hanns, die junge Japanerin einer der vorzüglichsten Erziehungsanstalten der Residenz anzuvertrauen.

Beinahe hätte ihn die Abschiedsscene in seinem Entschluß wankend gemacht. Ihrem Vormund zu Füßen fallend, beschwor ihn O-hi-me, sie nicht zu verlassen, sie nicht zu fremden Menschen zu senden. Mehr als irgendwo hat die Natur in Japan die Geschlechter parteiisch bedacht. Alle Schönheit und Anmuth ist dort nur den Frauen zu Theil geworden. O-hi-me war reizend in ihrem Schmerze. Es lag eine so rührende Bitte in dem sanften Ausdruck ihrer dunklen Augen! Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte Hanns von Bergen sein Herz wieder in der Nähe eines Weibes in verrätherischem Aufruhr pochen. Um so mehr aber erkannte er die unbedingte Nothwendigkeit einer Trennung. Was geschehen sollte, wenn O-hi-me nach einigen Jahren ihrem Vormund wieder übergeben wurde, daran dachte er vor der Hand nicht. Er hob die schöne Flehende auf und sprach viel und sehr beredtsam von der Nothwendigkeit ihrer Ausbildung. O-hi-me hörte ergeben zu und — weinte. Was kümmerten sie alle Wunder der Welt, wenn sie um ihretwillen ihren Vormund verlassen sollte?

Der gute Baron Hanns wurde nachgerade eben so trostlos wie seine Pflegebefohlene. Er begann die Fassung zu verlieren und der kleinen O-hi-me die Freuden des Wiedersehens zu schildern. Mit welcher Ungeduld er selbst in die Residenz eilen wolle, wie nach langer Trennung

die Glückseligkeit des Beisammenseins eine verdoppelte sein werde.

O-hi-me horchte hoch auf. Der Thränenstrom versiegte.

„Je fleißiger meine kleine O-hi-me lernt,“ schloß er, „je besser die Zeugnisse sind, die man mir sendet, desto eher werden wir uns wiedersehen, denn ich werde ungeduldig darnach verlangen, meiner lieben Mündel persönlich meine Zufriedenheit auszudrücken. Je größer ihre Fortschritte sind, desto eher wird auch die Erziehung vollendet, desto kürzer die Trennung sein.“

Das war von allen Trostgründen, die Baron Hanns vorgebracht hatte, der wirksamste. O-hi-me schwur sich und ihrem Vormund, wenn auch nicht die vorzüglichste, so gewiß die fleißigste aller Schülerinnen zu sein, um ihrerseits das Wiedersehen, welches ihr ihr Vormund in so feurigen Farben geschildert hatte, um keinen Tag hinauszuschieben.

Nach kurzem Aufenthalt in der Anstalt erhielt O-hi-me die Taufe und zugleich den Namen Theodora. Baron Bergen hatte gewünscht, daß sie ihre Nationaltracht beibehalte, die er für kleidsam und zugleich für praktisch hielt. Nur die plumpe, japanische Fußbekleidung machte hiervon eine Ausnahme. Das junge Mädchen sollte in ihren nun gänzlich veränderten Verhältnissen das Land seiner Geburt nicht vergessen, es sollte seiner schönen Heimath, an der es so innig hing, nicht mehr als nöthig entfremdet werden. Und als Dora nach zwei Jahren in Begleitung der für sie als Gesellschafterin engagirten älteren Dame, einer Freundin von Ella's Erzieherin, Miß Jones, in das Haus ihres Vormundes zurückkehrte, fand sie sich mit hellem Kinderjauchzen wieder nach Japan ver-

setzt. Es fehlte fast nichts von dem, was sie von Kindheit auf gewöhnt war. Fu-ho hatte in der kurzen Zeit Wunder gewirkt. Ihre Pflanzen, ihre Blumenbeete in seltsamen Windungen fand sie hier wieder. Der Pavillon, dieser liebe komische Bau mit dem niederen Eingang, in welchem Baron Hanns in ihres Vaters Garten gewohnt, war für sie nach japanischer Art eingerichtet worden, mit verschiebbaren Fenstern und Zimmerwänden, einer luftigen Veranda, werthvollen heimischen Teppichen, niedlichen Kästchen von altem japanischen Lack und allen möglichen Theeapparaten. Selbst das schmale Holzkästchen, das dem Japaner als Polster dient und in seinem Innern Kämme und Bürsten zur Toilette verwahrt, Alles war da, — freilich ein bischen verquickt mit allerhand sehr bequemen europäischen Dingen, Divans, Blumentischchen und besonders einem niederen Schaukelstuhl, der gar bald Dorita's Entzücken bildete, und aus dem sie kaum wegzubringen war. Im sanften Hin- und Herwiegen ließ es sich so gut lesen, denken und träumen . . .

Und schließlich — es ist ja auch dies „eine alte Geschichte", die glücklicher Weise gleichfalls „ewig neu bleibt" — lernte ihr Herz die Liebe kennen, die Liebe zu dem Manne, der ihr so lange schon als das Urbild alles Guten, als ihr großmüthiger Beschützer, als ihr Lebenshort erschienen war: die Liebe, deren Geständniß der glückliche Hanns zur rechten Stunde der unbewußt liebenden Dorita von den Lippen küßte.

Die Heirat machte kein geringes Aufsehen. Am überraschendsten aber hatte sie auf Gräfin Mietzi gewirkt, in deren Herzen sie einem der letzten perennirenden Liebesträume den Todesstoß versetzte, einer der waghalsigsten Speculationen, die ihr phantastisches Gehirn ausgebrütet

hatte. Durch welch kühne Ideenverbindung die liebesdurstige Gräfin ausgeklügelt hatte, daß Baron Hanns aus unglücklicher Liebe zu ihr die Heimat verlassen, das hätte sie wohl selbst nicht zu sagen gewußt. Ebenso wenig war es ihr klar, wodurch sie sich dies Glück verscherzt hatte. Aber verscherzt war es nun einmal, und es wäre gewiß ein reines Glück geworden. Denn die paar Jahre, die sie vor ihm voraus hatte, wollten nicht viel sagen. Niemals wären sie für „dieses liebende Herz" ein Hinderniß gewesen. Man konnte es ja täglich sehen, wie Erwin trotz Allem und Allem diese bleiche, trübsinnige Renata noch immer liebte . . . Als nun Baron Hanns so unerwartet aus der Fremde heimkehrte, wachten mit einemmal alle Hoffnungen im Herzen der Gräfin wieder auf. Er hatte also dennoch nicht fern von ihr zu leben vermocht! . . . Ihr Minaudiren und Kokettiren, ihre jugendlichen Toiletten, ihre schmachtenden Blicke versetzten Renata in die peinlichste, die übrigen Hausgenossen, Ella leider mit inbegriffen, in die heiterste Stimmung. Der Gegenstand dieser wenig schmeichelhaften Huldigung jedoch ging zur allgemeinen Belustigung durch Wasser und Feuer, Thränenfluthen und Liebesgluthen unbekümmert hindurch und schüttelte nur zuweilen, wenn ihm das „närrische alte Geschöpf", wie er Gräfin Mietzi sehr respectswidrig nannte, allzu unbequem nahe kam, die Zudringliche von sich ab, wie irgend ein lästiges Insect. Solch' eine Abweisung nannte aber Gräfin Mietzi männliche Selbstbeherrschung. Warum er sie übte, auch dafür fand sie bald eine Erklärung. Er hatte offenbar sein Heim ihrer noch nicht würdig gefunden! Man hörte ja von seinen Erwerbungen neuer Gründe, man erzählte Wunder von der Art, wie er seinen Park, sein Haus

ausschmückte. Und er selbst war ja, wie man erzählte, vom frühesten Morgen an thätig. Der seelengute Hanns! War dies auch nöthig? Würde sie, liebend und geliebt, nicht mit dem bescheidensten Loos zufrieden gewesen sein? Sie hatte ihm dies auch auf nicht mißzuverstehende Weise nahegelegt. Er hatte mit einem abwehrenden Achselzucken geantwortet, welches deutlich genug sagte: „Ueberlasse das mir, Innigstgeliebte!“ Und — schmeichelhaft, äußerst schmeichelhaft war dies immerhin ... Da fiel urplötzlich in ihre hochgespannten Liebeshoffnungen, in ihre rosigen Zukunftsträume die Nachricht seiner Verlobung, seiner Vermählung mit jener „Heidin“, die er aus Japan mitgebracht.

Gräfin Mietzi war vernichtet. Jetzt, nachdem sie verschiedenen bevorzugten Personen bereits kleine vertrauliche Mittheilungen gemacht ... Das war die bitterste aller ihrer Enttäuschungen, die unerwartetste von allen. Und sie äußerte bald ihre Wirkung; die Gräfin wurde noch boshafter und herber, vor Allem aber noch unduldsamer und intriguanter. Wenn nun durch ein, hie und da zu rechter Zeit gelispeltes Wort in der langweiligen ländlichen Stille etwas in Verwirrung gerieth, wenn sie irgendwo verweinte Augen sah, wo man noch vor wenigen Stunden gelacht; wenn durch ihre fromme Bemühung freundschaftliche und höfliche Redensarten durch kleine Sticheleien abwechslungsreicher wurden; wenn Salon und Boudoir in Aufregung geriethen und man sich im Küchen-Departement, in den Mägdezimmern und in den Ställen in den Haaren lag, dann war Gräfin Mietzi in ihrem Element und kicherte in der Stille ihres Kämmerleins vergnügt vor sich hin.

Nur gab es gewisse Persönlichkeiten im Hause, die zu ihrem Leidwesen ihrer geheimen Macht völlig unzu-

gänglich waren. Erwin zum Beispiel hatte sie längst aufgegeben. Niemals hatte etwas Mißliebiges, das man über Renata geäußert, Eingang in seine Seele gefunden. Der Mensch war geradezu lächerlich in seiner Anbetung einer, wie Gräfin Mietzi fand, keineswegs anbetungswürdigen Frau.

Der treulose Hanns aber, der betete seine Mongolin an, mochte man ihre geschlitzten Augen und ihren olivenfarbigen Teint bespötteln oder nicht. Seit ihm nun gar die beiden Jungen, lächerliche kleine Affen — Gräfin Mietzi fand sie fürchterlich — geboren worden waren, war es gar nicht mehr mit ihm auszuhalten. Er schwor nur „bei seiner Familie". Und wenn sie bedachte, wie sehr dieser Mann sie einst geliebt hatte ... Vorbei! Vorbei!

Besser gelang ihr Alarmirungssystem, wenn sie es zuweilen auf Renata anwandte. Da gab es einen sichtbaren Angriffspunkt: Renata's lächerliche Eifersucht. Wenn sie sie auch mit barschen Worten abwies — der Pfeil saß doch fest im Herzen, Renata mochte sich wehren so viel sie wollte. Welch köstliche Eifersuchtsscenen hatte sie zuweilen, in den Falten der Portière halb verborgen, belauscht. Und *sie* war die Urheberin mancher solcher Scenen gewesen ... Das erfüllte sie mit innigster Befriedigung.

Auch ein anderer, jahrelang gehegter Plan war ihr glücklich gelungen: sie hatte Ella's scheinbar so eisenfeste Stellung im Hause etwas erschüttert. Mietzi hatte Renata gegenüber so lange von ihres Lieblings bewunderungswürdiger Schönheit gesprochen, bis diese Lobsprüche in der gequälten Seele der edelgesinnten Renata nach und nach zu Gift wurden. Renata's Benehmen gegen das junge Mädchen wurde unsicher und launisch. Bald verschwendete

sie an Ella, welche ihr durch den vor einem Jahre erfolgten Tod ihres schönen Knaben noch näher getreten war, die zärtlichsten Liebkosungen, bald brüsquirte sie sie um einer Kleinigkeit willen.

Die Mine war gelegt. Ging man mit der nöthigen Vorsicht zu Werke, wartete man den rechten Augenblick geschickt ab, so schleuderte diese Mine das verhaßte Mädchen unfehlbar aus den unrechtmäßig usurpirten Reihen der Aristokratie hinaus in die roture, wohin es gehörte.

Vor der Hand aber hatte Gräfin Mietzi etwas Anderes in Angriff genommen, was ihr wichtiger schien. „Merkwürdiger Weise“ galt die kleine Dorita, trotzdem ihr Gesicht und ihre Gestalt so Manches aufwiesen, was den landesüblichen Begriffen von Schönheit widersprach, in den Augen der Männer für eine höchst pikante, ja bezaubernde Erscheinung. Die harmlose Bescheidenheit, die unbewußte Würde, mit welcher die junge Frau die ihr in der Gesellschaft vielfach gespendeten Huldigungen aufnahm, schienen Mietzi geradezu lächerlich. Sie hatte das zuerst für Koketterie gehalten, war aber bald dahinter gekommen, daß die junge Japanerin, diese „Tochter eines Gärtnerknechts“, mit deren Empfang man in den sonst so exclusiven Kreisen der Aristokratie, der Seltenheit der Erscheinung wegen, eine sonderbare Ausnahme machte, allerdings ein Unicum in ihrer Art war. Dorita faßte es in ihrer naiven Anschauung wirklich nicht, daß man mit dieser zur Schau getragenen Galanterie mehr beabsichtigte, als ihr eine Höflichkeit zu erweisen, wie sie in Japan, dem Lande der Höflichkeit par excellence, als gewöhnliche Münze in der ganzen Bevölkerung cursirt.

Klein-Dorita über ihren eigenen Werth aufzuklären, in dem Busen des jungen Weibes die siegreichste aller

Versucherinnen, die Schlange der Eitelkeit zu erwecken und wo möglich dem guten Hanns die Qualen der Eifersucht zu bereiten und endlich diese ganz unberechtigt glückliche Ehe möglichst zu trüben — das waren beiläufig die Hauptzüge des Planes der unternehmungslustigen Gräfin.

Wir finden Gräfin Mietzi in Runthal, im japanischen Gartenhause bequem auf Polstern und Kissen hingestreckt, in voller, jedoch bis zur Stunde nur mit geringem Erfolg gekrönter Thätigkeit.

An der seelischen Indolenz dieser Dorita scheiterten die besten Angriffe. Da saß sie, die schwarzen Augen halb verschleiert, auf ihrem ewigen Schaukelstuhl hingegossen, und schien sich weit eher nach einem gesunden Schlaf zu sehnen, als nach der feinst eingefädelten Liebes-Intrigue. Hie und da setzte sie mit der Spitze ihres winzigen, zierlichen Fußes leise den Wiegenkorb in Bewegung, in welchem ihr jüngerer, zwei Monate alter Sprößling, der chamoisfarbige, kleine Mongole, schlief. Und — sie war wirklich reizend, dieses Geschöpf. Selbst Gräfin Mietzi konnte nicht umhin, dies zuzugestehen. Das kostbare, lichtblumige, japanische Costüm, das so leicht und luftig schien, saß ihr wie angegossen und schmiegte sich vortheilhaft um die schlanke, anmuthige, fast kindliche Gestalt. Selbst die unschöne Frisur, die geradezu geschaffen schien, ein Frauenantlitz zu verunstalten, stand dem sanften jugendlichen Gesichtchen gut. Aus den weiten Aermeln guckten zuweilen die vollen, aber winzigen Händchen der jungen Frau. Wer hatte hier zu Lande jemals solche Händchen gesehen? Und man sagte, daß dies in Japan keine Seltenheit wäre! Wie mochten dann wohl, dachte Gräfin Mietzi, die Hände einer japanischen Dame aus den höheren Ständen aussehen, wenn dieses obscure

Gärtnerskind mit seinen zierlichen Händchen die berühmtesten, wohlgepflegtesten Hände der haute crême in den Schatten stellte?

Ja, Dorita war in der That ein bezauberndes, kleines Geschöpf, und es war sicherlich nicht zu verwundern, daß Baron Bergen's Neffe, der Uhlanen-Lieutenant Baron Dorn, von der niedlichen Strohmatte aus, auf welcher er, eine kleine japanische Pfeife im Munde, mit gekreuzten Beinen saß, nun schon seit einer guten halben Stunde seine Augen mit wahrer Verzückung vom Händchen zum Füßchen der jungen Frau wandern ließ.

In dieser angenehmen Beschäftigung fühlte er sich plötzlich genirt: er gewahrte die stechenden grauen Augen der alten Gräfin mit dem Ausdruck der boshaftesten Befriedigung auf sich geheftet. Die vollen Lippen zu einem Lächeln verziehend, das die schneeige Weiße der prachtvollsten Denture enthüllte, die jemals aus dem Atelier eines Zahnarztes hervorgegangen, nickte sie ihm wohlwollend zu. „Es ist Siestazeit, lieber Dorn. Haben Sie noch immer nicht bemerkt, daß es Dora nach einem Schläfchen gelüstet?"

Der junge Mann sprang hocherröthend auf. „Mille excuses, Cousine!" stammelte er in höchster Verlegenheit. „Es ist unverantwortlich von mir . . ."

Klein-Dorita hatte die Augen weit aufgerissen und war in diesem Augenblick sicherlich so munter, als man es nur irgend wünschen konnte. Sie war die Höflichkeit selbst und fühlte sich empört über Gräfin Mietzi's Tactlosigkeit. „Aber ich bitte Sie, lieber Dorn," rief sie, „dies ist ja doch die Stunde, in welcher wir uns gewöhnlich hier zu versammeln pflegen. Ich ruhe nur gerne ein bischen in diesem Schaukelstuhl aus, wenn meine

Jungen des Nachts allzu unruhig gewesen sind; aber es liegt gewiß nicht in meiner Gewohnheit, einen so gesegneten hellen Tag mit Schlafen zu verbringen. Da — setzen Sie sich nur wieder auf Ihre Matte hin, Dorn, und nehmen Sie Ihr Pfeifchen zur Hand."

Baron Dorn verbeugte sich sporenklirrend. „Sie sind zu gütig, schöne Cousine — aber . . . ich habe Hanns versprochen, ihm entgegenzureiten."

„Dann will ich Sie nicht länger halten. Sie erweisen mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie ihn ein bischen in seinem Feuereifer stören. Er behauptet, um die Arbeit weiter zu bringen, müsse er sein eigener Inspector sein, und ist von seiner Wirthschaft nicht wegzubringen."

„Ein schöner Mann," bemerkte Gräfin Mietzi, als der junge Uhlanen-Officier gegangen war.

Dorita antwortete nicht. Sie schaute in's Leere, und war mit allen ihren Gedanken in Wald und Feld, bei ihrem Hanns.

„Wie findest Du ihn?" fragte Gräfin Mietzi.

Dora wandte langsam den Kopf. „Wen?" fragte sie zerstreut.

„Nun, Dorn."

„Ach so! Ich finde ihn wirklich recht hübsch. Seine Augen gleichen ein wenig denen meines Hanns."

„Hanns und immer wieder Hanns . . ." Gräfin Mietzi verzog den Mund zu einem sarkastischen Lächeln. „Dorn's Augen sind bedeutend schöner," sagte sie.

„Schöner?" Klein-Dorita lächelte still vor sich hin. „Gibt es wohl noch so schöne, tiefblaue, treuherzige Augen, wie jene meines Hanns? Seine ganze Seele liegt in ihnen." —

Gräfin Mietzi rückte etwas unruhig auf ihrem Polster hin und her.

„Die Liebe verblendet Dich ja völlig, liebe Dora."

„Wohl möglich," lächelte die kleine Frau.

„Ich kann Dir nur versichern," perorirte Gräfin Mietzi weiter, „daß Dorn sogar bei Hof Aufsehen erregt hat. Sein echt aristokratisches air, sein elegantes Benehmen gefielen außerordentlich. Seine seltene männliche Schönheit wirkte fast verblüffend . . ."

„Du machst ihm da ein schlechtes Compliment," warf die junge Frau mit einem feinen Lächeln ein, indem sie sich in ihrem Schaukelstuhl sanft hin und her wiegte. „Es scheint mir nicht schmeichelhaft für einen geistreichen Mann, wenn man nur von seiner Schönheit spricht. Ein Mann braucht nicht schön zu sein um zu gefallen."

„Du willst damit sagen, daß Dorn nur schön ist?!"

Dora verneinte lebhaft. „Du fassest Alles anders auf, als ich es meine. Es fällt mir gar nicht ein, Dorn geistlos zu nennen; er ist überdies ein lieber, guter Mensch, der mehr als eine wirklich beachtenswerthe Eigenschaft besitzt, und darum thut es mir recht leid für ihn, wenn man nur von seiner Schönheit spricht, als gäbe es sonst gar nichts an ihm zu loben."

„Du bist wirklich ein Original, liebe Dora. Da Du Deinen Hanns so sehr liebst, darf man vermuthen, daß Du ihn für einen der geistreichsten Männer hältst, die überhaupt existiren."

Die junge Baronin wandte den Kopf langsam der Sprechenden zu. Sicherlich hätte Niemand diesen gewöhnlich so sanftblickenden Augen angesehen, daß sie fast haßerfüllt funkeln konnten.

„Ich discutire nie über die Eigenschaften meines

Mannes," erwiderte sie, „weder mit mir selbst, noch mit Anderen. Er scheint mir, so wie er ist, so ganz vollkommen, daß ich weder eine der Eigenschaften, die er besitzt, missen wollte, noch irgend etwas an ihm vermisse. Er ist mein geliebter Gatte und mein Herr."

„Sehr schön!" sagte Gräfin Mietzi. „Außerordentlich erbaulich! Eine wahre Vorlesung für höhere Töchterschulen. Du weißt mir aber nicht weis zu machen, liebe Dora, daß es Dir nicht schmeichelt, einen so glänzenden Cavalier wie Herbert Dorn zu Deinen Füßen zu sehen."

„Zu meinen Füßen?" Die junge Japanerin sah empor. „Es ist mir nicht erinnerlich, daß er jemals zu meinen Füßen gelegen wäre."

Die Gräfin zuckte ungeduldig die Achseln.

„Du weißt recht gut, daß dies nur eine Redensart ist. Du willst mich nicht verstehen."

Dorita zeigte lachend die kleinen Zähne. „Ich habe sicherlich nicht so viel üblen Willen," versicherte sie. „Ich verstehe Dich ganz gut. Diese schmachtenden Mienen der Männer gegenüber den Frauen, die sie an ihre Liebe glauben machen wollen, diese süßen Reden und Schmeicheleien scheinen einen Theil des europäischen Höflichkeitslexicons auszumachen. Mich wundert nur, daß die Frauen hier zu Lande sich durch diese Galanterien, die so wenig Abwechslung bieten, gerührt fühlen. Wenn Hanns sich so geberdet hätte, ich glaube wirklich, daß ich nie gelernt hätte, ihn zu lieben."

„So?! Vor meinen Augen . . . ich trat eben durch die Portière, lag Hanns — zu Deinen Füßen."

„Leider. Diese Unart, die ich früher niemals an ihm beobachtet hatte, scheint er sich in neuerer Zeit angewöhnen zu wollen. Ich habe ihn auch recht freundlich gebeten,

derlei zu unterlassen. In einem Welttheil, in welchem Fortschritt, Wissenschaft und Kunst zu so wunderbarer Höhe gediehen sind, hätte ich mir die Männer stolzer gedacht. Kühn langen sie nach den ewigen Sternen, und beugen sich vor dem Flämmchen einer Lampe. Ein Mann sollte niemals das Knie beugen."

„Nicht einmal vor Gott?"

„Fast möchte ich sagen: nicht einmal vor diesem. Es scheint mir richtiger und würdiger, aufrechten Hauptes zu seinem Gott zu beten. Jedenfalls aber sollte er niemals vor einem Weibe knieen."

„Nicht einmal vor dem Weibe, das er anbetet? Das ist eine barbarische Ansicht, Dora. Ich hätte nicht gedacht, daß Du Dich selbst also unterschätzest."

„Ich unterschätze mich keineswegs," entgegnete Dora sinnend, „ich unterordne mich. Es liegt für mich nichts Demüthigendes darin, wenn ich zuweilen mein Schemelchen an den Tisch hinziehe, an welchem mein Mann schreibt, und, dort den Kopf an seine Knie gelehnt, ihm zu Füßen sitze. Zuweilen auch sehe ich recht lange und recht innig in sein liebes, treues Gesicht. Es thut mir wohl, in jeder Beziehung zu ihm emporsehen zu können. Ich empfinde, daß er über mir steht, daß er mein Herr ist."

„Sklavische Ansichten," grollte die entrüstete Gräfin.

Dorita lächelte. „Wenn schon von Sklaverei die Rede ist," sagte sie, „dann muß sie eben gegenseitig sein, damit Keines sie auf sich lasten fühle. Das ist unser Fall . . . Aber mein kleiner Schelm hier ist eingeschlafen, nun muß ich ein wenig nach meinem Aeltesten sehen. Verzeih' daher, wenn ich Dich allein lasse."

Kaum war die lange Schleppe des japanischen Gewandes durch die in den Garten führende Thür ent-

schwunden, als das alte Fräulein in höchster Wuth emporschnellte. „Ist es nicht, als ob sie mich verhöhnen wollte durch diese Schilderung eines Glückes, das mir allein gebührte, das sie niemals besessen hätte, wenn ich nicht in thörichter Verblendung ihr den Platz frei gelassen hätte? Doch, wir wollen ja sehen — wir wollen ja sehen . . .“

Sie stürmte gegen die Thüre zu.

Leider stand ihr die Wiege von herrlicher, mit Gold und Perlen eingelegter, japanischer Lackarbeit, in welcher Dorita's Zweitgeborener ruhig schlummerte, im Wege.

„Da!“ rief sie, das Kind emporreißend und es schüttelnd. „Ich will nicht, daß Du noch länger so ruhig schlafest, kleiner, häßlicher Affe Du — während ich vor Zorn vergehen möchte.“

Lebhaft befriedigt durch das jämmerliche Geschrei, mit welchem der mißhandelte kleine Weltbürger nach Hilfe rief, verließ Gräfin Mietzi den Schauplatz ihrer Niederlage.

XVIII.

Die Luft wehte bereits recht kühl und frostig. Die Bäume standen in ihrem bunten herbstlichen Gewande in leichte, graue Nebelschleier eingehüllt. Bereits rauschte in den entfernteren, weniger gepflegten Partien des weitausgedehnten Parkes das Laub in dichten Lagen unter den Füßen. Der Nordwind trug das zürnende Tosen des durch anhaltende Regengüsse hoch angeschwollenen Gebirgsflusses bis in Renata's wohlverschlossenen, kleinen Salon, in welchem die Hausgenossen beinahe vollzählig versammelt waren.

Dieser kleine Salon war für den Augenblick der allein gemüthliche und wohnliche Raum im weitläufigen Schlosse. Die Fensterflügel der gesammten vorderen Front der ersten Etage standen weit offen. Es wurden dort die letzten Vorkehrungen zu dem am selben Abend stattfindenden Ball getroffen.

Die Familie Bergen machte kein großes Haus. Allzuhäufige Feste widerstrebten ihrem Geschmack, aber wenn die Baronin Gäste lud, konnte man darauf zählen, daß ein höchst exquisites, elegantes Fest in Aussicht stand. Man war in der letzten Zeit in Bergen so vielfach in die Schlösser des benachbarten Adels geladen gewesen, daß ein

großer Ball als Revanche für alle diese liebenswürdigen Aufmerksamkeiten unvermeidlich geworden war.

Das Feuer prasselte im Kamin, warf aufflammend blendende Lichtreflexe auf die dunkle Tapete und verbreitete eine behagliche, an diesem nebligen, frostigen Nachmittage höchst willkommene Wärme. Trotz der Anwesenheit mehrerer Personen im Salon ging es doch ziemlich still in demselben zu. Zuweilen prasselte ein Holzscheit, das Baron Erwin in das Feuer warf, rauschte ein Blatt, das Doctor Balde in seinem Buche umwandte, wurden zwischen der alten Baronin und Renata einige Bemerkungen über die Tapisserie, mit welcher die Letzteren beschäftigt waren, ausgetauscht. Nur Ella, die heute ihren ersten Ball mitmachen sollte, war ruhelos. Sie fieberte fast. Auf ihren Wangen wechselten Röthe und Blässe, ihr Athem war beklommen, denn zuweilen schnürte es ihr fast die Kehle zusammen und unwillkürlich legte sie die Hand auf's Herz, wenn dieses allzu stark pochte. Bald empfand sie ein förmliches Angstgefühl, im nächsten Augenblick wieder wäre sie gerne in hellen Jubel über das zu erwartende Vergnügen ausgebrochen, hätte sie die Gegenwart der ernsten Tante, welche ja in letzterer Zeit meist so sehr unzufrieden war, nicht hiervon abgehalten.

Was konnte dieser erste Ball ihr bringen? Sie hatte eigentlich nur eine ganz dunkle Idee davon, wie es da zuging; sie hatte bisher nur mit angehaltenem Athem den Ball-Erlebnissen anderer junger Mädchen gelauscht. Es war wirklich sehr beruhigend, daß ihre Toilette vollständig fertig auf ihrem Sofa ausgebreitet lag. Doch, wie sah sie wohl dann, bei hellem Kerzen- und Gaslicht, in ihrer Robe von weißer, silberdurchwirkter, mit Rosenknospen aufgeraffter Illusion aus? Sicherlich flammten

in der Erregung ihre Wangen wieder so abscheulich, daß die Knospen ganz matt dagegen aussehen mußten. Wie unschön war doch diese Röthe, und wie gern hätte sie mit Tante Renata's interessanter Blässe getauscht ... Ja, Tante Renata — das war eine königliche Ball-Erscheinung. Wie hatte sie sie jederzeit bewundert, wenn die schöne Frau, zu einem Ball angekleidet, ihr noch ein letztes Adieu sagte ... Miß Hardy, die gewiß sehr hübsch war, hatte mit ihrem mattweißen Teint, ihren blonden Haaren und ihrer gewöhnlichen weißen oder lichtblauen Toilette sehr neben ihr verloren ... Und — werde ich auch viel tanzen? — fragte sich das junge Mädchen. Nicht etwa gar sitzen bleiben?! Eine solche Situation dachte sich Ella schauerlich, — nicht der verletzten Eigenliebe, sondern des Stillsitzens wegen. Ob sie das aushalten könnte, ohne zu weinen? Sie glaubte, nein ...! Königin eines Balles zu sein, wie man Tante Renata und Gräfin Edith stets genannt, das verlangte sie nun gewiß nicht ... Sie selbst kannte ja so viele junge Mädchen unter den Geladenen, die weit besser aussahen, als sie. Da war gleich Fränzchen, die weitaus schöner war mit ihrer schlanken, biegsamen Gestalt und ihrem herrlichen Haar ... Nun, häßlich war s i e eben nicht, aber sie gehörte so zum kleinen Volk, das auf königliche Kronen durchaus keinen Anspruch macht. — Nur unterhalten wollte sie sich — so viel tanzen und lachen und plaudern, wie nur irgend eine „Königin". Bereits war sie auf mehrere Quadrillen und Walzer engagirt. Der Cotillon fehlte noch, — und das machte ihr schwere Sorgen. Beim Cotillon sitzen bleiben — hu ...! Rasch schüttelte sie den furchtbaren Gedanken ab. Aber ob wohl Onkel Erwin auch mit ihr tanzen würde? Er tanzte so wunderbar, so elegant, — er glitt nur so über

den Fußboden; man ruhte völlig aus in seinen Armen. In einer kleineren Gesellschaft hatte sie einmal mit ihm gewalzt, das war göttlich gewesen! Sie war nur so durch die Luft geflogen . . .

Diese und andere weltbewegende Gedanken wogten in Ella's Köpfchen auf und nieder, — und so erregt ihr Inneres war, so unruhig wurden auch ihre Bewegungen. Umsonst zwang sie sich, bei ihrem kleinen Tischchen sitzen zu bleiben, die unglückselige Guipure-Arbeit flog ihr, wenn sie kaum ein paar Maschen daran gehäkelt hatte, wieder aus der Hand. Bald trieb es sie an's Fenster, um zu sehen, ob das Wetter denn noch immer nicht besser werden wollte, bald ging sie an's Clavier und spielte stehend einige Polkatakte, die in einer gräulichen Dissonanz endeten, bald verglich sie ihre Taschenuhr mit der Standuhr auf dem Kamin und fand bei dieser Gelegenheit, daß sie auch wohl, um die Situation ein wenig zu beleben, ein paar Scheite in das Feuer werfen könnte, die dann zu ihrem größten Vergnügen mit ungeheurem Geprassel aufflackerten. Großmama hatte schon ein paarmal lächelnd aufgeschaut, und, das erregte junge Mädchen beobachtend, ihrem Sohne augenzwinkernd zugenickt . . .

Da eben schwirrte Ella wieder an Renata vorüber. Diese fuhr wie aus tiefen Gedanken empor. „Bei Gott, Ella — Du machst mich ganz nervös. Kannst Du denn nicht einen Augenblick still sitzen, wie wir Anderen Alle?"

„Verzeih' mir liebe Tante! Ich glaubte . . . Es war so heiß hier."

„Und darum hast Du eben ein paar Scheite in den Kamin geworfen? Sprich doch nicht so unvernünftig!"

Bergen beugte sich zu Renata hinüber. „Ella hat

ein tüchtiges Ballfieber, liebes Kind, das ist Alles," flüsterte er ihr lächelnd zu. „Ich wette, Renata, ihr Puls zählt wenigstens hundert Schläge in der Minute . . . Komm' einmal zu mir herüber, Ella!" Er ergriff das weiche Händchen und zählte mit der Uhr in der Hand. „Fünfundachtzig, neunzig . . . neunundneunzig . . . wie ich sagte — das Kind fiebert. Fühlen Sie einmal, Doctor Balde!"

Ella zog lebhaft ihre Hand zurück. Ein fast zürnender Blick streifte des Doctors Gesicht.

„Großmama," sagte sie, „ich habe Dir ja heute die Zeitungen noch nicht vorgelesen . . ."

Großmama begriff vollkommen. Auch war sie, wie immer, bereit, dem jungen Mädchen zu Hilfe zu kommen. „Du hast Recht," sagte sie, einen Blick auf ihre Uhr werfend. „Ich habe eben noch Zeit, ehe wir einen letzten Blick auf die Arrangements werfen . . . Komm' nur, Kind!"

Den Anwesenden freundlich zunickend, verließ sie, auf den Arm des jungen Mädchens gestützt, den Salon. Es entstand eine Pause. Die Feuerzange in Baron Erwin's Händen stöberte in den glimmenden Kohlen, bis eine mächtige Flamme hoch emporsprühte. „Ich menge mich nicht gern in Erziehungsfragen irgend welcher Art," sagte er endlich, „es will mir aber doch scheinen, Renata, daß Du das Kind, gegen welches Du lange Jahre hindurch nur allzu nachsichtig warst, jetzt dafür ungemein streng behandelst."

Renata's Nadel fuhr weit rascher als bisher auf und ab durch die Tapisserie. Sie erröthete stark. „Was ich dem unvernünftigen Kinde nachsichtsvoll hingehen ließ, finde ich bei dem jungen Mädchen rügenswerth," sagte

sie, ohne aufzusehen. „Du wirst mir zugeben, daß diese Ruhelosigkeit . . .“

„Ach ja,“ sagte Erwin lachend, „sie schoß allerdings im Salon umher, wie eine vorzeitig losgelassene Rakete. Aber — ich bitte Dich — ein erster Ball! Denke nur, welch goldiges Gewebe sie in ihren Gedanken spinnt! Beneidenswerthe Stimmung! Ich hätte sie um keine Welt ernüchternd aus dem Traume wecken mögen.“

Renata blickte von ihrer Arbeit auf. „Ich finde, daß Du sehr nachsichtig gegen Ella bist,“ sagte sie.

„Natürlich bin ich nachsichtig gegen sie,“ lachte Erwin. „Sie ist ja ein wenig auch mein Kind. Ich habe mitgeholfen, sie zu erziehen! . . . Ich finde, daß man heut zu Tag enorm viel von der Jugend verlangt. Damit bin ich nun einmal gar nicht einverstanden. Es gibt nichts Gewaltsames in der Natur. Auch die Entwicklung des wilden Knaben zum Jüngling, des Kindes zur Jungfrau ist an bestimmte Gesetze gebunden, geschieht nur schrittweise. Unbewußt fast, in leisen, kaum bemerkbaren Uebergängen verschmelzen sich die Gefühle der fröhlichen Kindheit mit den räthselhaften Träumen der Jugend. Behütet doch mit zarter Schonung diesen Uebergang, wenn Ihr im Kinde den Menschen nicht für alle Zukunft schädigen wollt! Wartet ab und brüsquirt nicht! Der Knabe, auf dessen Lippe sich der erste Flaum zeigt, das Mädchen, das seinen kurzen Kleidchen entwächst, sie sind ja immer noch Kinder, unbedachte Kinder. Der Schmetterling hat seine Hülle noch lange nicht durchbrochen . . . Aber da soll der Junge über Nacht, sobald es Euch eben gefällt, zum Manne, das Mädchen zur ruhigen, selbstbewußten Jungfrau werden . . . Geht mir doch! Laßt diesen jungen Menschen doch so lang als möglich ihre beneidenswerthe

Unvernunft! Die Verständigkeit mit ihren Reflexionen ist da, sobald die Natur ihr zuruft: Erscheine! und der Ernst des Lebens kommt für Jeden — Gott sei's geklagt — nur allzufrüh."

Renata hatte dieser, in heiterer Unbefangenheit vorgebrachten Vertheidigungsrede aufmerksam zugehört. Auch Erwin hatte bei aller Reife des Geistes, bei aller Männlichkeit, doch etwas von einem kindlichen Gemüth. Im Manne kam — das hatte sie namentlich in den ersten, glücklichen Jahren ihrer Ehe oft bemerkt — der Frohsinn seiner überaus glücklich verlebten Knabenjahre oft überraschend zum Durchbruch. Das ließ ihn mit der Kindheit so warm sympathisiren, wie sie, welche die Mutter so früh verloren und den ernsten Vater stets gefürchtet, es kaum vermochte. Wie übermüthig lustig hatte er mit seinem kleinen Knaben gespielt und getollt, und das hatte nicht verhindert, daß er sich in der nächsten Viertelstunde den ernstesten Studien hingeben konnte.

Mit seinem Knaben! Es ging ihr wie ein Stich durch das Herz, daß sie nun kinderlos war.

Aber es sollte ihrer „Erziehungsmethode" unversehens ein Vertheidiger erstehen, wo sie denselben am wenigsten gesucht. „Ich möchte mir doch zu bemerken erlauben, Herr Baron," begann der Doctor, „daß bei Fräulein Ella's seltener Befähigung, bei ihren Fortschritten in den Studien auch ein gewisser Ernst des Charakters an der Zeit wäre — eine gewisse Ueberlegung . . ."

„Auch Sie, Doctor Balde? Sie, der nachsichtigste und geduldigste aller Lehrer, der Philanthrop mit der gerunzelten Stirne, hinter der auch der kleinste Schuljunge unfehlbar die mildeste Milde der Gesinnung wittert?

Habe ich Sie nicht selbst mit Ihren beiden jungen Schülerinnen lachen und tollen gesehen, wie . . ."

„Früher, Herr Baron, früher, sicherlich nicht in letzter Zeit," warf Doctor Balde ein.

„Aber Sie sollten doch nachsichtiger der ehemaligen Spielkameradschaft gedenken. Balde! Balde! Wenn Schurmann's kleine, gesetzte, sinnige Enkelin nicht so jung wäre, ich möchte beinahe glauben, sie habe es Ihnen angethan. Ich finde Sie zuweilen etwas . . . wie soll ich es nennen? sagen wir — tiefsinnig. Werden Sie es auf die Länge nicht etwas gefährlich finden, der Lehrer so hübscher, junger Mädchen zu sein? — Aber ich muß gehen; ich habe noch einige Vorkehrungen zu treffen. Wollen Sie mich begleiten, Balde? Nein? Sie haben noch mit meiner Frau zu sprechen? Nur keine weiteren Verschwörungen gegen meine arme kleine Ella, ich bitte Euch. Morgen, wenn der Ball zu Ende ist, da könnt Ihr meinetwegen Vernunft von ihr verlangen."

Er ging.

„Sie haben mir noch etwas zu sagen, Balde? Betrifft es Ella? Sie haben auch über sie zu klagen, wie es scheint," sagte die Baronin mit etwas herber Betonung.

„Gewiß nicht, gnädige Frau," beeilte sich Doctor Balde zu erwidern; „ich habe durchaus nicht über Fräulein Ella zu klagen."

„Nicht? Ich fand die kleine Scene vorhin räthselhaft, das muß ich gestehen. Warum warf sie Ihnen diesen herrischen Blick zu, der sicherlich von der Schülerin dem Lehrer gegenüber nicht am Platze ist?"

Doctor Balde antwortete nicht sogleich. Er senkte wie schuldbewußt die Augen. Sonst pflegte er Jedermann

offen in's Gesicht zu sehen, Renata sah ihn daher etwas erstaunt an.

„Ich muß der Wahrheit die Ehre geben," sagte er endlich, „und ich bekenne, daß Fräulein Ella im Recht ist, wenn sie sich anders gegen mich benimmt, als es sonst allerdings der Schülerin dem Lehrer gegenüber geziemt."

Baronin Bergen schüttelte den Kopf. „Sie sprechen in Räthseln, Doctor."

Balde zog sein Taschentuch und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Fassen Sie sich, Doctor, und erzählen Sie mir ruhig, was vorgefallen ist. Ich bekenne, daß ich keine Idee habe . . ."

„Ich meine," sagte er nach längerem Zögern, „daß, wenn der Lehrer seine Pflicht vergißt und sich in einem Augenblick unglückseliger Verwirrung der Schülerin gegenüber nicht so benimmt, wie er sollte . . ."

„Wie, Doctor — Sie hätten . . .?"

Doctor Balde seufzte tief auf. „Der Herr Baron hatte vorhin mit seiner Bemerkung, ich tauge nicht ganz dazu, junge Damen zu unterrichten, völlig recht. Zwar, ich hätte mir es selbst nicht zugetraut, wahrhaftig nicht. Ich wähnte mich gefeit für alle Zukunft . . . aber nun . . ."

Der unglückliche Doctor, dem wieder Schweißperlen auf der Stirne standen, setzte abermals sein Taschentuch in Thätigkeit. Renata sah ihn groß an.

„Ich tauge überhaupt zu gar nichts mehr," fügte er in dumpfer Resignation hinzu. „Ich bin nicht mehr ich selbst, — ich bin zerstreut und verwirrt . . . Ich erschrecke zuweilen vor mir, aber es hilft nicht viel. Mein Gedächtniß hat furchtbar gelitten . . . Die selbstverständlichsten Dinge entfallen mir . . . Ich weiß gar nicht mehr,

wo die Bücher stecken, und wer die heillose Verwirrung in der Bibliothek anrichtet. Ich kann doch unmöglich glauben, daß ich selbst es thue. Genug, — ich war im Stande, dem Herrn Baron, als er das Werk über die neuesten, arktischen Expeditionen verlangte, die „Neue Heloise" in die Hand zu geben. Ich habe nämlich in neuerer Zeit viel in der ‚Neuen Heloise' gelesen. Ich finde, daß dieses Werk . . ."

„Sie, Doctor, in der ‚Neuen Heloise'?"

„Ja Frau Gräfin, ich studire sie immer wieder," bestätigte er schwermüthig. „Ich . . . vergleiche die Symptome . . ."

„Die Symptome?"

„Auch die Geschichte Abälard's in ihren ersten Phasen. Ich muß nun schon Alles sagen, um nicht mißverstanden zu werden. Es ist mir leider — ein wenig so gegangen, wie Abälard. Meine Schülerin, die ich lange Zeit hindurch als meine Schülerin betrachtete . . ."

Er stockte. „Nun?" drängte die Baronin.

„Sie . . . sie erschien mir plötzlich in ganz anderem Lichte — und ich wurde leider über meinen Seelenzustand nicht sogleich klar, denn — großer Gott! wie viele junge Mädchen habe ich schon unterrichtet, ohne daß jemals . . . und jetzt . . . und daß dieses junge Kind . . ."

„Wenn ich Sie recht verstehe, Doctor, so lieben Sie Ella?!"

„Ich kann leider nicht mehr länger daran zweifeln," erwiderte er in tiefster Zerknirschung.

Ein flüchtiges Lächeln umspielte die Lippen der Baronin. „Sie hätten sich aber sagen sollen, daß Ella noch ein Kind ist, Doctor!"

Er sah lebhaft auf. „Ein Kind von sechzehn Jahren, Frau Gräfin! Ein wunderholdes Mädchen.“

Renata blickte eine Weile schweigend vor sich nieder. „Die Sache liegt also klar,“ sagte sie dann. „Sie sind in Ella verliebt, und Sie sind nun der Zweite in kurzer Zeit. Fränzchens Vater, Forstverwalter Schurmann, hielt vor einigen Monaten, nachdem er einige Wochen hier in der Försterei zugebracht, bei mir um sie an.“

„Und?“

„Beruhigen Sie sich,“ antwortete Renata ironisch. „Dieser Bewerber, ein Witwer mit zwei Kindern, deren eines Ella's Gespielin ist, war einfach unmöglich. Das habe ich ihm sogleich erklärt. Diese unglückliche Idee hatte für mich etwas so Widerwärtiges, daß ich Ella gegenüber nicht einmal davon Erwähnung that. Es ist mir unbegreiflich . . . Sie und Schurmann . . . keine unbedachten Jünglinge mehr, reife Männer, welche die Welt und das Leben doch kennen und diese kleine Ella, dieses an Geist und Charakter noch so unfertige Kind . . .“

„Die Jugend ist so bezaubernd!“ warf Doctor Balde mit einem Seufzer ein.

Renata drückte die weißen Zähne tief in die Unterlippe. Die Jugend — immer die Jugend! Geist, Gemüth, Talente, Kenntnisse, hochstrebender Sinn, Liebenswürdigkeit, sogar Anmuth und Schönheit, was waren sie der Jugend gegenüber?! Sie erschien — ein Sonnenstrahl — und vor ihr verblich Alles . . . Es war Renaten zu Muthe, als hebe sich in diesem Augenblick ein Schleier von ihren verblendeten Augen. Ella's Bild stand vor ihr in seiner wahren Gestalt . . . Nicht mehr ein Kind, ein im Reiz der ersten Jugend, in Schönheit und Anmuth erblühendes Mädchen blickte sie aus den glänzenden

braunen Augen an. Sie sah verzehrenden Blickes, als stünde Ella in diesem Augenblick vor ihr, die schlanke Gestalt, und all' die zarte Schönheit, die nur der ersten Jugend eigen. Und wenn dies reizende junge Mädchen, das die ernstesten Männer zu bezaubern vermochte, bald auch Erwin, der es bisher mit ebenso verblendeten Augen, wie sie selbst, noch als ein Kind angesehen, in seiner wahren Gestalt erschiene . . .?

Sie erschauerte vor ihren eigenen Gedanken . . . Wie war es möglich, daß sie so ganz und gar die Herrschaft über sich selbst verlor, um mit einem eifersüchtigen Gedanken sogar dies reine, unschuldsvolle Kind, ihren ehrenhaften Gatten und sich selbst zu beflecken?!

Sie richtete sich auf und wandte sich an den Doctor, welcher, gleich ihr, tief in Gedanken versunken, vor ihr stand.

„Sie haben mir noch immer nicht gesagt, Doctor Balde, wodurch sie glauben, sich Ella gegenüber etwas vergeben zu haben. Ich setze voraus, daß das junge Mädchen die Gefühle, welche Sie mir soeben geschildert, nicht ahnt, daß Sie sich selbst nicht so ganz verlieren konnten, um ihr durch eine Liebeserklärung . . ."

„Gewiß nicht! Und dennoch, ich glaube nicht, daß Fräulein Ella gänzlich ahnungslos ist. Ich würde mir sonst ihr Zürnen nicht erklären können."

„Erzählen Sie!"

„Ich muß wohl," seufzte der Gelehrte. „Ich bin weder ein Don Juan, noch ein Lovelace . . ."

Das glaubte ihm Renata auf's Wort; er sah wirklich nicht darnach aus.

„Das geschah so, gnädigste Gräfin," fuhr Doctor Balde fort. „Fränzchens Lection war zu Ende und sie hatte eben in Begleitung Miß Hardy's das Zimmer ver-

lassen. Ich war eben damit beschäftigt, Fräulein Ella's schriftliche Aufgabe in der Literaturgeschichte durchzusehen. Da wies sie mit dem Finger auf eine Stelle, welche sie fürchtete, nicht richtig wiedergegeben zu haben, und bat um Aufklärung. Ihr Händchen lag fast neben meiner Linken, die das Heft hielt ... Diese niedlichen Finger ... Diese Haut, so zart wie das Blatt der weißen Rose ... Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen ... Ich beugte mich nieder und drückte einen heißen Kuß auf diese Hand ..."

„Und — sie?"

„Sie fuhr zurück, als hätte sie sich an einer glühenden Kohle verbrannt, gerade wie sie es heute gethan, als der Herr Baron mich aufforderte, ihre Pulsschläge zu zählen. Dann stand sie auf und verließ das Zimmer."

„Das ist Alles?"

„Alles, Frau Gräfin ... Das heißt ..."

„Ich begreife nämlich nicht ganz," unterbrach Renata, „wie das unerfahrene junge Mädchen diesen Handkuß in seiner wahren Bedeutung auffassen — und Ihnen deßhalb so arg zürnen konnte."

„Ach, ich hatte leider früher in einem Gedicht ..."

„Wie? Sogar zu einer Dichtung hat Sie die kleine Ella begeistert?"

Doctor Balde nickte melancholisch.

„Ich legte es in ihre Aufgabendecke, wo sie es finden mußte ..."

„Und Ella?"

„Sie?! — Sie sandte mir das Gedicht schön couvertirt zurück, darunter hatte sie die Note gesetzt: ‚Dritte Classe. Eine fehlerhafte Cäsur. Zwei hinkende Jamben. Nicht das mindeste Talent für lyrische Poesie.' — Ich

hatte sie nämlich darin mit der duftenden Lilie verglichen, auf deren reinen Blättern der Thau des Morgens . . . Doch, hier ist das Gedicht."

Doctor Balde's Hand fuhr in die Brusttasche.

„Ich danke, lieber Doctor," sagte Renata.

Er seufzte abermals tief auf. „Es ist mir unter diesen Umständen ganz unmöglich, fernerhin Fräulein Ella's Lehrer zu bleiben."

„Das können Sie allerdings nicht, lieber Balde. Ich werde mich für Ella um einen Lehrer umsehen müssen, der mindestens um zwanzig Jahre älter ist, als Sie."

„Da ich nun aber bekennen muß, daß mich Fräulein Ella's Zürnen von meiner Neigung nicht geheilt hat, so muß ich den Herrn Baron leider bitten, mich von meiner Stelle als Bibliothekar zu entheben."

„O, davon wird Erwin nichts wissen wollen. Sie geben für einen Liebenden sehr rasch die Hoffnung auf. Da Ella nun durchaus ein junges Mädchen sein soll und kein Kind mehr, so habe ich gegen Ihre Bewerbung nichts einzuwenden, Doctor, denn ich achte und schätze Sie hoch."

„O Gott, wenn dies möglich wäre! Doch Fräulein Ella wird nichts von mir wissen wollen . . ."

Renata zuckte die Achseln.

„Dann — wäre meine Macht allerdings zu Ende. Ich werde Ella zu keiner Ehe zwingen, die gegen ihre Neigung verstößt."

Damit war die Unterredung beendet.

XIX.

In den geschmackvoll decorirten Sälen bewegte sich eine destinguirte Gesellschaft. Es waren hier glänzende Namen der Aristokratie vertreten, denn das schöne Alpenland, in welchem die geschilderten Ereignisse sich abspielten, ist in seinem südlichen Theil besonders reich an romantisch belegenen Schlössern, die von den altadeligen Eigenthümern bis tief in die Wintermonate hinein bewohnt werden. Außer den zahlreichen Equipagen, welche die Nachbarn dem Feste zugeführt, hatte auch die Eisenbahn gern gesehene Gäste gebracht, welche mehrere Tage bleiben sollten. Aber es gab wenig Gedränge in den Sälen. Bei den großen Räumlichkeiten, über welche man in Bergen verfügte, kam es hier niemals zu einem unbequemen „Zu viel". Auch war man hier nicht so gezwungen höflich gegen einander, wie es zuweilen bei nothwendiger Zuziehung von bürgerlichen und bureaukratischen Elementen der Fall war, durch die man sich immerhin genirt fühlte. Mit Ausnahme Ella's, gegen deren Anwesenheit, als Renata's Pflegetochter, man doch nichts einwenden konnte, und des Doctors, der als Baron Bergen's ehemaliger Reisegesellschafter und langjähriger Freund gleichfalls Allen bekannt war, war man hier ganz unter sich, hatte

sich rasch orientirt, durfte sich in den Grenzen des vorgeschriebenen, gesellschaftlichen Anstandes etwas gehen lassen und gab sich, über das Wichtigste, die Ebenbürtigkeit der geladenen Gäste, beruhigt, mit Lust und Liebe der fröhlichen Stunde hin.

Ella war es nicht gegönnt, ihr geliebtes Fränzchen, wie sie es einen Augenblick gehofft hatte, an ihrer Seite zu sehen. Deren Großvater, Oberförster Schurmann, hatte viel zu lang mit den Herrschaften verkehrt, um nicht zu wissen, wie er die, der Form wegen ergangene Einladung an Ella's Gespielin aufzufassen habe. Die Familie Bergen hatte hier mit fremdem Vorurtheil zu rechnen, und der alte Diener, beinahe der Freund der Familie, wollte sie weder in Verlegenheit setzen, noch sein geliebtes Fränzchen dem hochmüthigen Naserümpfen der hochgeborenen Besucher preisgeben. So dankte er denn ergebenst für die Freundlichkeit.

Der Ball hatte seinen Höhepunkt erreicht. Die Musik war vortrefflich — die Stimmung äußerst animirt. Es wäre Renata unmöglich gewesen, auch nur halbwegs genau anzugeben, wie viele Herren und wohl auch Damen unter den Geladenen, auf Ella hinüberblickend, genau dieselbe Frage an sie gerichtet hatten: „Wer ist dies reizende junge Mädchen?" Schließlich konnte sich die Baronin nicht mehr enthalten zu lachen, wenn die Frage wieder einmal gestellt wurde. Nach dem ersten „Wer ist . . ." unterbrach sie bereits und gab gefälligst Auskunft. So auch einer alten Gräfin.

„Du willst wissen, liebe Louise, wer jenes junge Mädchen ist?" (Die Gräfin besaß fünf heirathsfähige Töchter in den Altersstufen zwischen achtzehn und dreißig.) „Das ist meine Pflegetochter Ella."

„Ach so! Also keine Dame . . .“

„Nicht, was Du unter einer Dame verstehst, aber — meiner Ansicht nach gewiß eine Dame, da ich dafür gesorgt habe, ihr eine vortreffliche Erziehung zu geben.“

„Du hast so eigene Ansichten, liebe Renata . . .“

Die Gräfin schied mit einem warmen Händedruck. Die Antwort war völlig befriedigend. Die junge Schönheit dort machte ihr keine Sorgen mehr. Ella Fielding konnte nicht ernst genommen werden; sie war ihren Töchtern nicht im Mindesten gefährlich.

Ein eleganter Cavallerie-Officier, welcher, eben zum Besuch bei einem Freunde der Nachbarschaft anwesend, mitgeladen worden war, näherte sich der schönen Hausfrau, die besonders reizend war, wenn sie so heiter blickte, wie an diesem Abend.

„Wollten Sie mir wohl sagen, Gräfin, wer die junge . . .“

„Bewundern Sie meine Divinationsgabe, Graf?“ unterbrach ihn Renata lachend, und gab die Auskunft.

„Deliciöses Geschöpf!“ näselte der Graf. „Aber es ist mir räthselhaft, warum Erwin, an den ich mich zuerst wandte, mir keine Auskunft gab, sondern mich an Sie wies. Merkwürdig!“

„Er wird es sich eben bequem machen, mein guter Mann,“ erklärte Renata heiter. „Er hat nicht meine Geduld, und wenn man immer wieder dieselbe Frage an ihn gestellt hat —“

„Nein, — was Sie sagen, Gräfin?! Au fait kann aber diese Bewunderung der kleinen Huldgöttin nur schmeichelhaft sein.“

„Sie ist ein Kind. Ich versichere Ihnen, daß sie dieselbe noch nicht einmal bemerkt hat.“

„Nein? Wirklich? Merkwürdig . . .!"

Der Graf empfahl sich und ging schnurstraks auf den Herrn des Hauses zu, der, an den Thürpfosten gelehnt, sein viertes Eis verzehrte, denn trotz genügenden Raums fand er es doch sehr schwül im Saale.

„Schöne Mystification das!" rief ihm der Dragoner sotto voce entgegen. „Statt mir selbst Auskunft über das allerliebste Mädchen zu geben, das Du doch kennen mußt, da . . ."

„Da ich ihr Vormund bin," ergänzte Baron Erwin.

„Da Du also . . . So? Ihr Vormund bist Du? Glücklicher Kerl!"

„Ihr Vormund und Beschützer."

„Schäker Du . . .! Also Ella heißt sie, Ella!" Die wässerigen, blauen Augen sahen zur Decke empor. Der Graf ließ den Namen über die Lippen gleiten, wie den exquisiten Rauch einer köstlichen Cigarre. „Aber wo hattest Du das köstliche Geschöpf denn bisher verborgen?"

Erwin fühlte sich von einer nervösen Ungeduld erfaßt. „Im Kinderzimmer. Ich hoffe, die Auskunft genügt Dir. Dies ist ihr erstes Entrée in die Welt . . . Entschuldige, — aber — dort winkt mir die Fürstin Harenau."

„Halte-la! Lieber Freund! Die Sache eines Augenblickes. Ich möchte Dich nur bitten, mich der Dame vorzustellen . . ."

„Der Fürstin Harenau?"

„Warum nicht gar! Dem schönen Fräulein Ella."

„Ich muß Dich darauf aufmerksam machen, daß Ella ihre gesammten Walzer, Polkas und Quadrillen vergeben hat. Du kommst entschieden zu spät."

„Nicht zu spät, um ihr meine Bewunderung auszudrücken.“

„Lieber Freund, das Kind hat noch zu wenig Routine, um Geschmack daran zu finden. Ich habe Dir, glaube ich, gesagt, daß ich ihr Vormund bin! Solltest Du so ernste Absichten hegen, daß es Dich drängt, noch an diesem ersten Ballabend meinem Mündel nebst Deinem Herzen auch Deine Grafenkrone und Dein Stammgut zu Füßen zu legen, dann schütte Dein Herz vertrauensvoll in meinen Busen aus. Ich werde Ella Deine Werbung getreulich übermitteln.“

Der Graf war sehr roth geworden. Ohne zu antworten, drehte er sich auf dem Absatz um und ging.

Erwin sah ihm halb empört, halb belustigt nach. Dann ging er, seine Frau aufzusuchen, von deren Seite Ella eben wieder weggeholt worden.

Renata war wirklich erfreut über ihres Schützlings Erfolg, den sie sich niemals so vollständig gedacht hätte. Aber wenn nur ihr Auge den Bewegungen des anmuthreichen, jungen Mädchens folgte, begriff sie ganz gut, daß es so sein mußte, daß Ella, deren Reize die festliche Kleidung und helle Beleuchtung noch erhöhten, jedes Auge fesseln mußte. Nur die Gewohnheit, das junge Mädchen meist in Kinderkleidern zu sehen, hatte sie verhindert, die Eleganz und die herrlichen Formen der Gestalt zu bemerken. Ella war schön, — und Renata freute sich in diesem Augenblick ihrer Schönheit mit innigem Wohlwollen.

Erwin trat auf seine Gattin zu: „Was sagst Du zu unserer Kleinen?“ begann er fröhlich. „Sie erregt einen förmlichen Aufruhr, und wie sie tanzt! — wirklich, wie eine kleine Fee!“

„Du hast Recht. Sieh', dort fliegt sie soeben mit Major Haller durch den Saal. Er ist aber auch noch immer ein brillanter Tänzer."

„Einer Deiner ehemaligen Anbeter, Renata. Er kann mir mein Glück noch immer nicht verzeihen."

Erwin's Augen hafteten in aufmerksamer Betrachtung an Renata.

Wie schön war sie! Wie makellos erschienen diese feinen, regelmäßigen Züge, diese schöngeformte, weiße Stirn, welche das dunkle Haar in üppiger Fülle umwogte. Sie war heute froh erregt. Das sonst zuweilen mattblickende Auge sprühte lebhaft auf, eine leichte Röthe belebte das zarte Oval der Wangen, ein liebliches Lächeln umspielte den rothen Mund. Da Renata nicht mehr tanzte, war ihr eine robe montante mit tiefem Carré-Ausschnitt gestattet, welche die herrliche Form des Halses und des Busens mehr verrieth als verhüllte. In der Corsage des enganliegenden Seidenkleides von zartem Lila, das mit kostbaren Brüsseler-Spitzen verziert war, steckte ein Bouquet von Thearosen und weißen Camelien, und ebensolche Blumen zierten das Haar.

Aufleuchtend hingen Erwin's Augen an dem unvergleichlich schönen Gesichte und der herrlichen Gestalt. Er beugte sich leicht zu ihr nieder und flüsterte ihr in's Ohr: „Wie schön bist Du! Du bist bezaubernd, wenn Du lächelst! Du weißt nicht, wie sehr ich Dich liebe!"

Ganz unbemerkt berührte er leise mit den Lippen ihren weißen Nacken. Sie wandte sich ihm zu. Hohe Röthe bedeckte ihre Wangen und ein Ausdruck inniger Glückseligkeit verklärte ihre Züge.

„Dächte mein Erwin nur immer so!" seufzte sie.

„Sähe meine Renata nur immer so heiter und glück-

lich aus wie heute! Ich tauschte mit Keinem auf Erden und im Himmel . . ."

Es war eine schöne, unerspähte Minute, welche die Beiden dem glänzenden Fest abgewonnen.

In diesem Augenblick kam eine ältere Dame von imposanter Gestalt auf Renata zu, welche, sie gewahrend, ihr entgegenging.

Erwin blieb gedankenvoll zurück. Da sah er Gräfin Mietzi in strahlendster Toilette auf sich zukommen. Sie war wieder unerlaubt decolletirt, und obwohl diesmal an Farbe und Form der Kleidung nicht besonders viel auszusetzen war, sah sie doch mit dem Kranze auf dem hochaufgethürmten Kopfputz und dem siegesgewissen Lächeln in dem geschminkten Gesicht einem wandelnden Haubenstock ähnlich und unglaublich lächerlich aus.

Es gehörte nicht eben zu den Annehmlichkeiten des Lebens, von Gräfin Mietzi occupirt zu werden. Sie hatte die angenehme Gewohnheit, ihre näheren Bekannten, um sich ihre Aufmerksamkeit zu sichern, am Aermel oder auch am Arme festzuhalten, während sie unerträgliche Platituden auskramte. Man war verloren, wenn man nicht rechtzeitig die Flucht ergriff. Auch war Erwin bereits von seinem Stuhle aufgeschnellt, als er von der andern Seite Ella am Arme ihres Tänzers herankommen sah. Es lag ein unzufriedener Ausdruck in ihrem Gesichte, den er den ganzen Abend über nicht an ihr bemerkt hatte. Vielleicht hatte sie ihm etwas mitzutheilen. Er entschloß sich, trotz der ihm von der linken Seite her drohenden Gefahr zu bleiben.

Kaum hatte er seinen Fauteuil wieder eingenommen, als er unwillkürlich etwa einen Zoll hoch wieder daraus emporfuhr. Nicht nur er selbst, die ganze Umgebung

gerieth in eine wankende Bewegung. Der Boden unter ihm erzitterte, das Holzwerk des benachbarten Stuhles krachte in allen Fugen, die Glasbehänge an den Wandleuchtern klingelten . . . Gräfin Mietzi hatte, sich an seiner Seite niederlassend, dieses kleine Erdbeben verursacht.

„Wo ist Renata?“ fragte Gräfin Mietzi, indem sie ihre stechenden Augen suchend umhergleiten ließ. „Gleichviel. Ich kann es eben so gut Dir sagen. Du bist ja der Vormund dieses Phänomens, das heute, wie es scheint, Alles in Aufruhr bringt.“ Und dann flüsterten ihm die geschminkten Lippen in's Ohr: „Ich habe Ella's wegen dringend mit Dir zu sprechen.“

Ella stand etwa vier Schritte von ihnen und conversirte mit ihrem Tänzer.

„Es wird wohl keine große Eile haben,“ erwiderte der Baron phlegmatisch.

„Sehr große Eile,“ wisperte die Gräfin um eine halbe Note höher. „Es muß ihr Jemand den Kopf zurechtsetzen — Du mußt ihr sagen . . .“

„Was? Fragen? Ertragen? Klagen? . . . Ich verstehe kein Wort. Die Musik übertönt Alles, was Du sagst.“

„Sagen,“ kreischte die Gräfin halblaut, „sagen, daß ihre auffallende Toilette — dieser in dem Echauffement des Tanzes wogende Busen — diese nur drei Centimeter hoch bedeckten Oberarme . . .“

„Liebe Mietzi, ich höre, wie gesagt nur Bruchstücke. Lassen wir das auf morgen.“

„Ja, Du spielst schon wieder la sourde oreille, wie immer, wenn man über Ella etwas Unvortheilhaftes zu sagen hat.“

„Ich habe noch nie gehört, daß Deine Bemerkungen

über junge Damen sich durch besonderes Wohlwollen ausgezeichnet hätten . . ."

„Hm . . . Junge Damen!" höhnte Gräfin Mietzi.

„Da kommt Ella eben heran. Ich möchte Dich sehr bitten, ihr den ersten Ball nicht durch eine ganz unberechtigte Strafrede in Deiner gewohnten Art zu verderben."

Er wandte sich an Ella, die mittlerweile stumm und, wie es ihm schien, etwas gedrückt den Sitz zu seiner Rechten eingenommen hatte.

„Du bist unzufrieden, Ella?" fragte er.

„Es ist aber auch gräßlich," erwiderte sie mit Thränen in den Augen. Gräfin Mietzi spitzte die Ohren.

„Was ist gräßlich?" fragte Baron Bergen, sich erstaunt zu ihr niederbeugend.

„Du wirst mir zugeben," sagte Ella aufblickend, „daß Doctor Balde weder zu walzen, noch zu polken versteht . . ."

„Ich habe zwar seiner Tanzkunst niemals besondere Aufmerksamkeit zugewendet, aber ich denke doch, er müßte noch von seinen Universitätsjahren her . . ."

„Aber ich bitte Dich, lieber Onkel, — das war ja schon zu Methusalem's Zeiten."

Baron Erwin lachte. „Der arme Balde! Und doch ist er nur um acht Jahre älter als ich."

„Ganz unmöglich, Onkel," sagte Ella sehr entschieden. „Uebrigens kommt das Alter hier gar nicht in Frage... Er tanzt abscheulich."

„Das ist wohl möglich. Ich halte ihn dessen fähig," lachte Baron Erwin. „Aber ich begreife nicht . . ."

„Es ist nicht wahr," fiel Gräfin Mietzi mit schneidender Stimme ein. „Fräulein Ella hat natürlich den Kopf so montirt durch fürstliche, gräfliche und freiherrliche

Tänzer, daß es ihr auf den bürgerlichen Doctor Balde gar nicht ankommt."

Ella warf das Köpfchen stolz zurück. „Ich mache mir gar nichts aus Fürsten und Grafen," sagte sie kalt.

„Das bezweifle ich," erwiderte Gräfin Mietzi. „Indessen — Doctor Balde tanzt vortrefflich. Ich spreche aus Erfahrung."

„Das glaube ich," sagte Ella erheitert. „Sie mögen gut mit Doctor Balde durchkommen, Gräfin, weil Sie eben Beide nach der alten Art tanzen."

„Was?!" Gräfin Mietzi fuhr empor. „Sie werden wieder einmal unverschämt, Fräulein Ella."

„Aber ich bitte Sie, Gräfin, es fiel mir ja nicht im Entferntesten ein, Sie beleidigen zu wollen. Ich wollte nur sagen, daß Doctor Balde die unangenehme Gewohnheit hat, immer um eine Viertelwendung zu wenig zu machen, was zur Folge hat, daß es nach einigen Drehungen gar nicht mehr geht . . . Ich bin, um bildlich zu sprechen, in Wien und er noch in Baden, welche Differenz uns die angenehme Aussicht gewährt, in den nächsten Secunden von fünf oder sechs nachstürmenden Paaren übersegelt zu werden."

„Was ist Dir geschehen?" fragte Gräfin Mietzi spitzig.

„Glücklicherweise noch nichts," lachte Ella. „Es gelang mir rechtzeitig, das drohende Unheil zu pariren. Seinem Arm entschlüpfend, blieb ich stehen und Doctor Balde fiel allein, wie ich voraus gesehen, leider niedergeworfen durch die nachtanzende junge Dame mit ihrem Cavalier, welche ihrerseits auch zu Fall kamen. Es war eine beklagenswerthe Geschichte. Hast Du denn das Malheur nicht bemerkt, Onkel? Es geschah gleich zu Anfang des Balles . . ."

„Nicht die Spur; — aber ich begreife nicht, wie Dich dies, nachdem schon einige Stunden darüber vergangen sind, noch immer zu verstimmen vermag.“

„Aber ich soll ja den Cotillon mit ihm tanzen. Er engagirte mich schon unmittelbar vor dem Balle, und ich getraue mich jetzt nicht zu refusiren.“

Gräfin Mietzi hatte sich erregt erhoben. „Habe ich auch recht verstanden?“ fragte sie mit kaum gedämpfter Stimme, die sich anhörte, wie ein in der Ferne grollender Donner. „Du bist von Doctor Balde zum Cotillon engagirt worden, Ella?! Dann hat er Dich einfach zum Besten gehabt! Sieh her!“

In der That! Auf den jungfräulichen Blättern von Gräfin Mietzi's Tanz-Ordnung prangte, sehr groß geschrieben, ein einziger Name und zwar zur Seite des „Cotillons“: Doctor Balde.

Baron Erwin hatte die Augen mit einem höchst ungläubigen Ausdruck zu der Gräfin erhoben, die ihren Fächer langsam und majestätisch hin und her bewegte.

„Höre Mietzi,“ — sagte er, — „sollte das nicht wieder eine irrthümliche Auffassung von Dir sein?“

Sie zuckte die mehr als runden Achseln.

„Du meinst wohl, weil Du so unhöflich bist, nicht mit mir zu tanzen . . . Vor kaum einer halben Stunde begegnete ich Doctor Balde hier im Saale. Im Gespräche erwähnte ich beiläufig, daß ich meinen Cotillon noch nicht vergeben habe . . .“

„Das war unzweideutig,“ lachte Erwin. „Und er?“

„Nun, — er verbeugte sich tief und entfernte sich dann. Du wirst zugeben, daß dies nur eine Deutung zuläßt.“

Um Ella's Mundwinkel zuckte es krampfhaft. Die

kleinen, weißen Zähne schimmerten durch die halbgeöffneten Lippen und die Grübchen in den rosigen Wangen vertieften sich. Auch Erwin hatte alle Mühe seine Fassung zu bewahren. Dann sagte er, ohne es jedoch zu wagen, die Augen zu der triumphirenden Schönen zu erheben:

„Dieser Vorgang, liebe Mietzi, läßt doch vielleicht auch eine andere Deutung zu.“

Ella's Händchen berührte seinen Arm. „Um Gott,“ flüsterte sie ihm in's Ohr, „kein Wort mehr! Das ist ja Hilfe in der größten Noth.“

„Ich glaube vielmehr,“ fuhr Baron Bergen fort, „daß sich Manches dagegen einwenden ließe. Wie ich aber meine bescheidene Ella kenne, bin ich überzeugt, sie streckt die Waffen vor Deinen Rechten. Nicht wahr, Ella?“

„Gewiß, Gräfin. Ich überlasse Ihnen hiermit den Ungetreuen.“

Die Gräfin lächelte überlegen. „Du thust recht daran, Ella. Il faut savoir faire bonne mine à mauvais jeu. Das ist eine Kunst, in der man sich nicht früh genug üben kann.“

Damit ging sie, und das war ein Glück, daß sie ging. Ella kicherte krampfhaft hinter ihrem Fächer, und ihr Vormund erhob sich, durchschritt die Saalecke, blieb an der Thüre zum Nebenzimmer stehen und schien darin nach Jemandem auszusehen. Sie blickte ihm nach und sah an dem raschen Heben und Senken seiner Schultern, daß auch er seine Heiterkeit nicht länger im Zaume halten konnte.

Nach einigen Minuten kehrte er zu ihr zurück.

„Ich danke Dir für Dein salomonisches Urtheil, lieber Onkel,“ sagte sie heiter. „Ich will tausendmal lieber aus einer Saalecke dem Cotillon zusehen, als riskiren . . .“

„Dem Cotillon zusehen! Welche Idee! Wir werden

doch nicht an unserem ersten Ball beim Cotillon sitzen bleiben! Das wäre . . ."

„Aber Onkel, gewiß haben sich jetzt schon alle Herren engagirt, und ich muß daher —"

„Hast Du gegen mich als Cotillontänzer etwas einzuwenden?"

„Ach Onkel, das wäre ja himmlisch, himmlisch!"

Sie hätte beinahe aufgejauchzt und hatte Mühe, ihm nicht um den Hals zu fallen.

„Willst Du mal still sein, Kind?! Du erhebst Deine Stimme um eine halbe Terz. Du bist noch ein schrecklicher Wildfang, kleine Ella!"

„Aber wie kommt es denn, daß Du, der Du so vortrefflich und daher gewiß auch gerne tanzest, noch keine dieser schönen jungen Damen für den Cotillon engagirt hast?"

Er sah ihr lächelnd in die Augen. „Wer weiß es," sagte er. „Wahrscheinlich hielt mich eine geheime Ahnung, daß meine Kleine meiner bedürfen könnte, davon ab."

Damit blieb er nicht bei der Wahrheit. Er war mit der Fürstin Harenau engagirt gewesen, die jedoch unwohl geworden.

Um Ella's naive Freude nicht zu trüben, ließ er sie glauben, daß er seinen Cotillon für sie reservirt. Und war es nicht eine Lust zu sehen, wie ihr bei den ersten Klängen des ersehnten Tanzes die helle Freude aus den braunen Augen blitzte?!

Fürstin Harenau war wirklich unwohl. Mit recht alterirten Zügen saß die kleine nervöse Frau neben Renata. „Es ist nichts!" sagte sie auf deren theilnehmende Frage. „Auch weißt Du ja, welche Rolle Zerstreuung bei diesem lästigen Uebel spielt. Laß' mich also noch eine Weile

bleiben und mir das bunte Treiben ansehen . . . Aber die Schönste von Allen ist doch eine Bürgerliche . . .“

„Ella?“

„Ja! . . . Dort schlüpft das niedliche Geschöpf soeben an der Tête der Mädchenschaar vorüber. Und wie graziös sie tanzt! . . . Renata! Renata! Glaub' meiner Erfahrung! Das Mädchen ist zu schön zur Hausgenossin!“

„Aber liebe Lucile, wie kannst Du glauben, daß Erwin . . .“

„Ich glaube nichts! Aber findest Du es klug, wenn Du Deinem Manne die Sünde in so überaus reizender Gestalt täglich vor Augen führst? Doch wo sind sie denn eigentlich? Ah!! . . . Die leibhaftige Illustration zu meiner Mahnung! Sieh' sie Dir nur an, und sage mir dann noch, daß die Beiden nicht eine fortwährende Gefahr für einander sind, mögen sie ihr auch jetzt noch ahnungslos entgegentreiben.“

Was Renata sah, war so überwältigend, daß es nicht erst der Worte der Fürstin bedurft hätte, um ihr das Herz erbeben zu machen. Ella und ihr Vormund schwebten dahin wie weltentrückt, wie eingewiegt von den verführerischen Klängen der Musik. Hingegossen, hingebungsvoll ruhte das junge Mädchen im Arm ihres Tänzers. Das junge, rosige Antlitz war ihm zugewandt, die braunen Augen strahlten in die seinen und sie lächelten einander glückselig zu.

Renata war bis in die Lippen erbleicht. Aber im nächsten Augenblicke kam Ella zu ihr herangeflogen wie auf Fittigen der Freude, und nach einem kurzen, anmuthigen Gruße an die Fürstin, ließ sie sich an der Seite ihrer Tante nieder. „Einen Augenblick, Tante . . . wir sind nicht an der Reihe . . . O, es war himmlisch! Onkel

Erwin tanzt wie ein Gott . . . Mit den Anderen fliegt man, rast man, mit ihm schwebt man nur so dahin, als gehe es geradezu in den Himmel. O, wie danke ich Dir für diesen herrlichen Ball!"

Und sie drückte warme Küsse auf Renata's kalte Hand. Diese zog die Hand zurück und drängte das begeisterte Mädchen von sich.

„Wie siehst Du aus, Ella?!" sagte sie kalt und schneidend. „Dieses erhitzte Gesicht, diese gelösten Haare . . ."

Ella erbebte unter ihrem stechenden Blick. So ungütig hatte sie ihre Tante noch selten gesehen. „Die Hitze im Saale, liebe Tante . . ." stammelte sie.

„Das ist's nicht," sagte Renata. „Aber Du bewegst Dich nicht, wie es ein junges, wohlerzogenes Mädchen soll, und weißt Dir eben niemals Zügel anzulegen . . . Du wirst nicht mehr walzen, Ella, ich verbiete es Dir . . . Es echauffirt Dich viel zu sehr! Du bist an anhaltendes Tanzen nicht gewöhnt."

„Nur noch den Cotillon, liebe Tante," flehte Ella. „Ich kann ja auch Onkel Erwin nicht ohne Tänzerin lassen . . . Sieh, da kommt er auch schon eiligst, um mich zu holen!"

„Du kannst die Figuren mitmachen, Walzer und Polka aber verbiete ich Dir!" wiederholte Renata mit großer Bestimmtheit, und zu Ella's grenzenlosem Erstaunen stimmte Erwin dieser Ansicht bei. „Auch ich finde, daß Dich das Walzen echauffirt," sagte er.

Renata sah ihren Gatten durchdringend an. War diese ruhige Miene Maske oder Wahrheit? Ruhig, als hätte er die letzte Viertelstunde nie erlebt, wechselte er ein paar höfliche Redensarten mit Lucile. Renata hätte ein Jahr ihres Lebens darum gegeben, wenn sie in seinem

Herzen hätte lesen, wenn sie hätte erfahren können, ob er ihrer Ansicht beistimmte, weil — weil er die Gefahr erkannt hatte . . .

Als er mit seiner jungen Tänzerin gegangen war, wurde zwischen den beiden Damen lange nichts gesprochen. Als aber Renata nach einer Weile die Augen erhob und Lucile anblickte, schien eine stumme Aufforderung in ihren Augen zu liegen, denn die Fürstin Harenau sagte sofort: „Ja, Du hast Recht, sie ist ein unschuldiges, harmloses Kind, das reizendste, junge Geschöpf, das ich kenne. Ich rathe Dir, sie sobald als möglich an irgend einen Deiner besser situirten Beamten zu verheirathen."

„Aber liebe Lucile, das ist . . ."

„Mein voller Ernst. Ella muß aus dem Hause. Sie kann sich ja glücklich schätzen, diese arme Kleine, wenn Du großmüthig für ihre Placirung Sorge trägst."

„Ella ist nicht arm. Sie besitzt als Erbschaft von ihrer Mutter ein Capital, von dem sich zur Noth leben läßt."

„Tant mieux! Dann werden sich desto mehr Bewerber um das Mädchen finden."

„Sie haben sich bereits gefunden, doch Ella war nicht zu bewegen . . ."

„Ja, worauf wartet denn dieses kleine Mädchen?!" sagte die Fürstin in ziemlich wegwerfendem Ton. „Es war eine schreckliche Unvorsichtigkeit, ihr auch noch einen höheren Anstrich von Bildung und gesellschaftlicher Stellung zu geben, als ihr nach ihrer Geburt zukommt. Enfin, es ist geschehen . . . Nun muß man darüber studiren, wie man die Sache wieder in das rechte Geleise bringt. Du hast sie doch gut katholisch erzogen?"

„Sie ist Katholikin, trotz ihrer protestantischen Mutter,“ erwiderte die Baronin.

„Eine halbe Protestantin also? Das arme Kind! Da sind wir ja verpflichtet, etwas für ihr Seelenheil zu thun. Sollen wir sie nicht in's Kloster geben? Ich will nächster Tage mit Pater Columban sprechen.“

„Das dürfte unnütz sein. Ella hat durchaus keinen Beruf für das Klosterleben. Auch würde Erwin lebhaft dagegen protestiren.“

„Ach! der Freigeist! .... Nun, so verheirate sie doch! Wer hat sich zuletzt um sie beworben?“

„Doctor Balde, der Bibliothekar.“

„So gib ihm das Mädchen und schicke sie dann Beide nach Amerika oder China. Liebe, das ist das Beste, was Du thun kannst. Doch will ich aufbrechen. Meine Migräne wird bedenklich. Lebe wohl, beste Renata!“

XX.

Hell und blendend fielen die Strahlen der winterlichen Sonne durch die hohen Bogenfenster in die große Galerie, streiften manch' dunkles Ahnenbild und spiegelten sich in den Waffen-Trophäen, den blanken Rüstungen, die einst vor Hunderten von Jahren die Ahnen Derer von Bergen getragen.

Der wohl durchwärmte Raum schien leer; doch zuweilen unterbrach ein räthselhaftes Geräusch die Stille. Da raschelte es hinter den Waffen-Trophäen, wie das Knistern einer Seidenrobe, und endlich lugte hinter dem großen Ahnenbilde plötzlich ein geröthetes Vollmondgesicht mit hochgethürmter Frisur hervor. Es war Gräfin Mietzi Hallwick.

Es wäre ihr höchst unangenehm gewesen, hier von irgend Jemand überrascht zu werden. Sie war einem Geheimniß auf der Spur, welches bereits aus dem Stadium der Ahnungen in das der Muthmaßungen getreten, und dessen Ergründung sie gestern endlich durch geschicktes und zeitgemäßes Spioniren um einen Schritt näher gekommen war.

Die Dame schien in bester Laune. Im Gefühl völliger

Sicherheit verließ sie ihr Versteck und begann auf und nieder zu gehen.

„Nichts, noch immer nichts,“ murmelte sie. „Erst drei Uhr . . . Nun kann ich noch eine halbe Stunde warten . . . Ich habe ganz richtig gehört . . . O, auf mein Gehör und auf meine Augen kann ich mich verlassen . . . Ich drückte mich ein wenig in die Fensternische, so, daß mich der Vorhang maskirte, und da sie erst kurz vorher das Zimmer betreten hatten, wußten sie nichts von meiner Anwesenheit. Ella saß am Fenster, mir am nächsten. Erwin schlenderte durch das Zimmer und ließ sich endlich ganz ungenirt neben ihr nieder, obwohl Renata dabei war. O, er ist ein Meister, dieser Erwin! Seine scheinbare Unbefangenheit ist eigentlich gar keine so üble Politik . . . Damit streut er aller Welt Sand in die Augen, nur mir nicht, mir wahrlich nicht! Ja, mein schöner Cousin, die Mietzi, von der Du immer behauptest, sie sei das unnützeste Geschöpf auf dieser Erde, ist doch zu etwas gut, dazu, Heuchler zu entlarven. Renata schwankt noch . . . Bald frißt die wüthendste Eifersucht an ihrem Herzen, bald wieder schwört sie ihm jeden Verdacht ab. Wie sanft und zärtlich er zu dem kleinen Ding sprach! „Ella,“ flüsterte er, „Du hast verweinte Augen, Dein Gesichtchen ist sorgenvoll! Was hast Du nur?“ Und sie . . . welch' einen angstvollen Blick sie auf Renata hinüberwarf, die allerdings gerade nicht holdselig und zärtlich zu ihr herübersah. Dann flüsterte sie zurück: „Ich bitte Dich, lieber Onkel, sprich jetzt nichts zu mir . . . Ich weiß nicht was die Tante hat, aber sie sieht mich manchmal so böse an, wenn ich mit Dir spreche. Aber ich habe Dir viel, o so sehr viel zu sagen, könnte ich Dich nur einmal allein sprechen . . . Wolltest Du nicht vielleicht morgen vor dem

Diner in die Galerie kommen?" Und wie unschuldig und harmlos diese kleine Scheinheilige darein sah, während sie doch nicht mehr und nicht weniger that, als einen verheirateten Mann in aller Form zu einem Rendezvous aufzufordern! Hätte ich nicht ein so vortreffliches Gehör, so wäre mir seine Antwort entgangen, so leise sprach er: „Halb vier also ... morgen in der Galerie ..." Dann erhob er sich ... Aber, wahrhaftig, wir haben schon halb vier ... Sie müssen sogleich da sein ..."

In der That näherte sich von links her, wo die Galerie zu Baron Erwins Gemächern führte, ein eiliger Schritt. Mietzi hatte gerade noch Zeit gefunden, sich hinter einem breiten Brustharnisch zu verbergen und den Kopf, der über demselben emporragte, tief nieder zu beugen, als Baron Bergen um die Ecke bog. Ihre Stellung war eine äußerst unbequeme. Die wohlbeleibte Dame empfand ein bedenkliches Sausen und Brausen in den Ohren, welches sie, wollte sie nicht einen Schlaganfall riskiren, zwang, den Kopf empor zu heben, aber — o Schrecken — da stand Erwin, etwa zehn Schritte vor ihr. Zum Glück war ihr sein Gesicht abgewendet ... doch sobald er sich näherte, war die Entdeckung unvermeidlich. Rasch entschlossen hob die bedrängte Gräfin mit kräftigen Armen den ihr zunächst hängenden Helm mit halb herabgelassenem Visir und stülpte sich ihn aufs Haupt, wobei das Visir völlig herabglitt und der Helmkragen zuschnappte.

Erwin fuhr bei dem Geräusch empor. Blitzschnell wandten sich seine Augen nach der Richtung, woher das Geräusch gekommen. Doch fand er nichts verändert. Da standen die Panzerhemden, da hingen die Bilder an den Wänden, wie sonst. Es mochten wohl zwei lose befestigte Waffen an einander geklirrt haben ...

Da kam auch schon Ella, und ein freudiges Lächeln verklärte ihr liebliches Gesicht, als sie Onkel Erwin gewahrte.

Ja, er war immer gütig und rücksichtsvoll gegen sie gewesen, ihr guter Onkel. Er war sich immer gleich geblieben!

Gräfin Mietzi pries im Stillen ihren köstlichen Einfall. Sie sah durch ihr vergittertes Visir vollkommen gut, und ihre einzige Sorge war nur, ob sie eben so gut hören würde. Denn die schweren Eisenklappen lagen dicht an ihren Ohren.

Erwin ging Ella entgegen, zog ihren Arm in den seinen und hielt mit der Linken ihr bebendes Händchen fest. Sie sah schüchtern um sich. „Glaubst Du, daß wir hier ungestört bleiben werden, Onkel?"

„Gewiß, liebe Ella. . . Aber die Zeit drängt, Du weißt, daß wir Gäste haben. Beeile Dich also, Dein Herz zu entlasten!"

„Scherze nicht," bat sie mit Thränen in den Augen. „Es ist eine sehr ernste und traurige Sache! Du weißt nichts davon — wie könnte auch mein guter Onkel Erwin damit einverstanden sein, daß man einen unerhörten Zwang auf mich üben will."

„Du sprichst in Räthseln, Kind!"

„Nun höre! Es sind gerade vierzehn Tage her, es war am Morgen nach unserem Ball — als die Tante mir eröffnete, daß Doctor Balde bei ihr in aller Form um meine Hand angehalten habe. Lebhaft, fast leidenschaftlich drang sie in mich, seinen Antrag anzunehmen. Ich kann es Dir nicht beschreiben, welchen peinlichen Eindruck dies auf mich machte. Ich hatte derlei freilich schon geahnt, und Du wirst es mir kaum nachfühlen können,

Onkel, wie peinlich es für ein junges Mädchen ist, wenn es seinen Lehrer sich plötzlich so befremdend geberden sieht. Ich hätte niemals begriffen, daß es möglich ist, seinen Lehrer zu lieben, wenn nicht Fränzchen . . . — Onkel Erwin, — Du wirst es Niemand sagen, Dir etwas zu verbergen, ist mir nun einmal unmöglich . . . Fränzchen schwärmt für Doctor Balde! Aber — da geht der Mann wie blind an ihr vorüber, taumelt auf mich zu und wirft mich mit seiner täppischen, gänzlich unmotivirten Werbung fast über den Haufen."

Erwin lachte. „Du bist eine grausame kleine Schöne!"

„Verdient er denn nicht alle Grausamkeit, Onkel? Ich habe ihm niemals auch nur die geringste Veranlassung gegeben, zu glauben, er könne mir mehr werden, als mein Lehrer. Seine Werbung ist daher eine Taktlosigkeit, ein Mangel an allem Zartgefühl."

Baron Bergen betrachtete seine kleine Ella, die er nun doch wirklich als heiratsfähige junge Dame ansehen mußte. Sie war wunderbar schön in ihrer Entrüstung.

„Höre Ella," sagte er, „Du mußt die Sache doch nicht gar so tragisch nehmen. Die Werbung eines Mannes wie Doctor Balde ist kein strafwürdiges Verbrechen, sondern eine Sache, durch welche sich ein junges Mädchen immerhin geehrt fühlen kann."

„Ich fühle mich garnicht geehrt, ich fühle mich tief verletzt," warf Ella mit Bitterkeit ein, — „um so tiefer, da seine Beharrlichkeit trotz meines entschiedenen „Nein" nicht nachläßt. Ich finde es unedel von ihm, darauf zu pochen, daß ihn Tante protegirt. Und warum thut sie es? Was habe ich gethan, was verbrochen, daß ich ihr nun zur Last geworden bin und so plötzlich um jeden Preis hinweg soll aus Eurer Mitte?"

Das junge Mädchen brach in leidenschaftliches Weinen aus und lehnte in convulsivischem Schluchzen den Kopf an die Brust des Oheims.

Dieser war tief ergriffen. Er errieth Alles. Es war dies eine neue Folge von Renatas Eifersucht, die ihm das Leben bereits so furchtbar vergällt hatte. Und er fühlte, wie ihn, angesichts dieses weinenden, so schuldlos gequälten Kindes, eine tiefe Erbitterung ergriff. Daß sie ihn selbst gequält, hatte er ihr verziehen, denn sie liebte ihn, liebte im Leben nichts als ihn, und — sie war seine Renata, das Weib, das er bis zur Verzweiflung, bis zum Wahnsinn geliebt. So hatte er sich denn in sein zuweilen recht trübes Schicksal gefunden, in dies Schicksal, das er sich selbst bereitet und das er, Alles in Allem, doch mit keinem andern hätte vertauschen mögen. Aber es gab, das fühlte er in diesem Augenblicke, eine Grenze für seine Nachsicht. An das Haupt dieses Kindes, seiner einzigen Lebensfreude, dieses holden jungen Geschöpfes, das unter seinen Augen, seiner sorgenden Liebe groß geworden, durfte sie nicht tasten. Ella's Glück durfte dem Moloch dieser Eifersucht nicht geopfert werden. Jeder gegen sie geführte Schlag traf ihn selbst auf das Empfindlichste. Er hatte für seine Ella ein ideales Glück geträumt. Kaum Einer, von all' den Männern, die er kannte, hätte ihm gut genug für sie geschienen, und nun sollte sie gezwungen werden, einem Manne ihre Hand zu reichen, der allerdings hochachtbar war, aber dem Alter nach ihr Vater hätte sein können und gegen den sie zudem eine heftige Abneigung empfand.

Nein, das durfte nicht geschehen! Er fühlte, daß er, der stets Nachsichtige, Schonende und Geduldige, einem

solchen Vorgang gegenüber die Kraft gewinnen werde, mit Ernst und Nachdruck für sie einzustehen.

Vorläufig vergönnte er ihr die Erleichterung, sich einmal zwanglos auszuweinen. Er hätte sie am liebsten, wie er es gethan, als sie noch ein Kind gewesen, in seine Arme genommen, nun zögerte er und strich nur leise, begütigend über ihr weiches Lockenhaar. „Nun beruhige Dich, mein Kind," sagte er mild. „Geh' auf Dein Zimmer und kühle Deine rothgeweinten Augen, ehe Du bei Tisch erscheinst. Wir leben ja nicht im Mittelalter, und Niemand kann Dich zwingen, Doctor Balde zu heiraten, wenn Du es nicht thun willst."

Ella sah empor. Sie war nicht sehr befriedigt von dieser kühlen Theilnahme, aber als sie ihm in's Auge sah, das so warm und mitleidig auf ihr ruhte, fühlte sie sich beruhigt und drückte einen herzlichen Kuß auf seine Hand, welche die ihre hielt.

„Ich weiß wohl, daß man mich nicht zwingen kann," sagte sie dann. „Aber diese Kämpfe, diese Mißhelligkeiten mit der Tante sind mir unbeschreiblich peinlich. Ich wäre glücklich, wenn es Dir gelänge, ihr den Irrthum auszureden, daß die Heirat mit Balde ein Glück für mich wäre! Sie meint es ja gut, ich weiß es! . . ."

„Ich verspreche Dir, mit meiner Frau zu sprechen, und nun — wahrhaftig, wir müssen uns beeilen, es ist nahe an vier Uhr."

„Ich danke Dir innig. Adieu, lieber Onkel! . . . Aber mein Gott, nun hätte ich bald das Wichtigste vergessen. Ich habe es bis jetzt immer vermieden, mit Balde zu sprechen; es wäre mir peinlich, ihm mit dürren Worten Dinge zu sagen, die ihm unangenehm, vielleicht schmerzlich sein müßten. Daher habe ich ihm Alles brieflich ausein-

andergesetzt. Hier hast Du den Brief, lieber Onkel. Vielleicht findest Du morgen einen Augenblick Zeit, um mir zu sagen, was er mir antworten läßt. Ist es denn aber nicht zu komisch," fügte sie heiter lachend hinzu, „daß wir Beide insgeheim mit einander verkehren müssen, weil die Tante die Eigenthümlichkeit hat, es ungnädig aufzunehmen, wenn ich viel mit Dir spreche? Sieh, ich denke, meine liebe Tante hat mich doch noch im Innersten ihres Herzens sehr lieb, da sie mich Dir nicht gönnt und meine Liebe nicht mit Dir theilen will . . . Aber ich bin reich und habe genug Liebe für Euch Beide."

Sie warf ihm, schon im Wegeilen, einen Kuß zu und war wieder ganz die tolle, lustige Ella, als sie so durch die Galerie hinflog, und die braunen, langen Locken den weißen Hals und das blühende Gesichtchen umflogen.

Er blieb noch eine Weile in tiefem Sinnen stehen . . . „Das hätte nun Renata sehen sollen," dachte Gräfin Mietzi in ihrem Versteck, von dem aus sie Alles gesehen, aber leider, ganz so, wie sie befürchtet, nichts gehört hatte. „Sah er ihr nicht nach, als wollte er sie mit den Augen verschlingen, dieses kokette, verdorbene Geschöpf! Ich möchte wissen, ob es jetzt für ihn auf dieser Erde auch nur die Spur einer Renata gibt? So werden wir Armen betrogen! Aber was thut er mit dem Liebesbrief, den ihm dieses verworfene Ding gegeben, um ihn auch noch, wenn er von ihr fern ist, im Bann der Leidenschaft festzuhalten? Er liest ihn nicht und steckt ihn vorläufig in die Brieftasche. Natürlich, — er soll seine Schuldigkeit in Stunden der Einsamkeit thun! O dieser Brief! Wer sich ihn zu verschaffen wüßte . . . Doch das ist vergeblich. Seine Diener sind unzugänglich. Ich habe mich davon überzeugt . . . Da geht er endlich," rief sie er-

leichtert, „Gott sei Dank! Ich ersticke fast unter dieser Last . . . Uff!!“

Sie trat, sobald sie sich allein sah, aus ihrem Versteck und griff eiligst mit beiden Händen nach dem Helm, um sich der schweren Bürde zu entledigen. Aber — es ging nicht. Der Ritterhelm saß auf dem hochfrisirten Haupte wie angegossen. Der Helmkragen hatte sich geschlossen und saß nun fest auf den fleischigen Massen des Halses und Nackens. Die alte Dame begann in inbrünstigem Gebet alle Heiligen anzurufen. Ihr Monolog, der immer lauter wurde, wechselte zwischen frommen Gebeten und nichts weniger als frommen Verwünschungen.

„Heilige, unbefleckte Jungfrau, hilf mir nur dies Mal, nur dies eine Mal und ich stifte Dir ganz gewiß von meinem nächsten Monatsgehalt ein schönes Bild unter der Eiche im Park. Sacre Dieu, que ça tient ferme! Was um Gotteswillen werde ich thun? Der Teufel hole Euch Alle in diesem verdammten Hause! . . . O Gott! O Gott! Er jagt mich fort, wenn er's erfährt! Saint Charles Borromé, priez pour nous! St. Florian! St. Blaise, priez pour . . . Saint Blaise, hast Du nicht gehört? Mein Hals schmerzt mich schrecklich, und gegen Halsschmerzen bist Du ja da . . . Donnerwetter!“ Gräfin Mietzi fühlte sich erschöpft. Sie setzte sich verzweiflungsvoll in eine Fensternische und ließ unter lautem Schluchzen das behelmte Haupt auf den Busen sinken.

Dann sprang sie wieder auf und begann mit geballten Fäusten an den beiden Helmdecken zu reißen. Ihr Zorn kannte keine Grenzen mehr. Sie rannte im buchstäblichen Sinne des Wortes mit dem Kopfe an die Wand . . . aber — das that weh. . .

Da faßte Gräfin Mietzi einen großen Entschluß.

So konnte es nicht bleiben. Sie riskirte ja einen Schlaganfall, wenn dieser Zustand auch nur zehn Minuten länger andauerte. Auch mußte man nun bereits im Speisesaal versammelt sein. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als dort mit dem seltsamen Kopfschmuck zu erscheinen und sich herauszulügen, so gut es anging. Die volle Wahrheit zu sagen, hätte ihrer persönlichen Neigung natürlich am besten entsprochen, aber Renata hätte einen so öffentlichen Scandal sicherlich nicht ertragen und trotz ihrer Eifersucht, die sie oft der Besinnung beraubte, auf's schärfste gegen sie Partei genommen.

Drinnen im Saal saß man bereits bei Tisch. Einige benachbarte Familien waren anwesend, und man gab sich im ersten Feuereifer gesunden Appetits ziemlich wortkarg den Genüssen der Tafel hin. Da entstand ein ungeheueres Gepolter an der Saalthüre, und eine dumpfe, wie aus einem Grabgewölbe kommende Stimme, die Niemand kannte, rief etwas, das beiläufig klang, wie: „Macht auf! Luft! Luft! Ich ersticke . . .“

Solche Sensation hatte Gräfin Mietzi's Erscheinen noch niemals hervorgebracht. Trotz der Gewohnheit höflicher Selbstbeherrschung, in welcher diese aristokratische Gesellschaft herangewachsen war, begrüßte eine Lachsalve ihre ersten Schritte in den Saal. Schwer sank sie auf einen Stuhl neben der Credenz hin und ließ das behelmte Haupt auf die Brust sinken.

Baron Bergen kam zögernd heran. Er ahnte, wie sich die Sache verhielt, wie die ränkesüchtige Dame zu solchem Schmuck gekommen. Dennoch beeilte er sich, das Visir zu öffnen. Vor dem Anblick aber, der ihm nun wurde, fuhr selbst er erstaunt zurück. War das ein Menschenantlitz, was unter dem verhängnißvollen Visir

erschien? Es war ein Etwas, das in den verschiedensten Farben spielte, vom lieblichsten Rosenroth bis in's Kirschbraune, über welches sich schwarze Streifen hinzogen, denn Gräfin Mietzi's Thränen und der Schweiß, der ihr unter der Last des schweren Helmes aus allen Poren gedrungen war, hatte die furchtbarsten Verheerungen an ihrer blühenden Gesichtsfarbe angerichtet.

Das war kein Lachen mehr, was im Saale erklang — man kreischte, man schrie . . . —

Baron Bergen hatte sich auf ein Knie niedergelassen und nestelte an dem Verschluß des Helmkragens. Eben wollte er auf den kaum sichtbaren Knopf drücken, der ihn öffnete, als er die boshaften, grauen Augen mit einem haßerfüllten Blick in die seinen funkeln sah. „Du kannst Dich darauf verlassen," flüsterte ihm die Gräfin zu, „daß ich nicht schweigen werde! Renata soll Alles erfahren!"

Baron Bergen stand auf.

„Es geht nicht! — Das Ding widersteht allen Versuchen," sagte er. „Man wird einen Kunstschlosser aus der Stadt holen lassen müssen!"

Mietzi sprang entsetzt auf. Die Unglückliche hatte verstanden. Entschloß sie sich nicht zu schweigen, so konnte sie etwa vierundzwanzig Stunden mit dem Helm auf dem Haupte umhergehen.

„Ich bitte Dich, Erwin, versuche es nur noch einmal . . . Ich werde schweigen," fügte sie leise hinzu.

„Solltest Du," flüsterte er eben so leise zurück, „die harmlose Begegnung, deren Zeugin Du warst, mit Deiner gewöhnlichen Bosheit zu entstellen versuchen, so hat Deine letzte Stunde in diesem Hause geschlagen, — darauf gebe ich Dir mein Wort!"

„Ich sage nichts!"

Der Helmkragen sprang auf.

Mit verschobener Frisur, das Sacktuch vor das vielfarbige Antlitz gedrückt, verließ Gräfin Mietzi, von gedämpftem Gekicher begleitet, den Saal.

„Was war das, Erwin?" fragte seine Mutter, welche nahe genug gestanden, um die geflüsterten Worte zu verstehen.

„Das werde ich Dir heute noch erklären, Mama," erwiderte er ernst, indem er ihr den Arm gab, um sie auf ihren Platz zurückzuführen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war hinter den Spitzen der Berge versunken. Von ihrem Scheidegruß leuchteten noch goldig angehaucht die still dahin segelnden Wolken. Ueber der Erde aber lagerten schon die Schatten der Nacht.

In solcher Dämmerstunde brannten in den Zimmern der Baronin Christine von Bergen die Kerzen noch nicht. Die alte Dame liebte es, in diesem Halbdunkel zu weilen. Sie hielt Zwiesprache mit ihren Todten, sie sorgte und dachte für die Lebenden, die ihr geblieben, die ihrem gütigen Herzen so theuer waren.

Auch war dies die Stunde, zu welcher Erwin der Mutter seinen Besuch abzustatten pflegte.

Niemand, auch Renata nicht, wagte es, die Beiden zu stören. Ihre Schwiegermutter war die Einzige, welcher die eifersüchtige Frau Erwin's Gesellschaft gönnte. Sie fühlte instinctiv, daß aus diesem Born von Güte nichts für sie Feindliches hervorgehen würde, daß diese lieben blauen Augen, diese sanften Lippen nur Versöhnung und Liebe predigen konnten.

Auch heute saß Erwin bereits seit mehr als einer halben Stunde neben der greisen Frau auf dem kleinen

dunkelgrünen Sammetsopha und hatte sein Herz entlastet.

„So steht es, Mama,“ schloß er, „und man müßte kein menschliches Gefühl haben, wenn man dem armen, mißhandelten Kinde nicht helfen, ihm keinen ernsten Beistand leihen würde. Renata hat das Kind verhätschelt, sie hat es nur zu sehr an Nachsicht und Duldung, ja an Liebe und Herzlichkeit gewöhnt; nun aber, da es ihr, wahrlich ohne seine Schuld, unbequem geworden ist, möchte sie es um jeden Preis los sein und es zu einer Unterjochung unter die eigenen Pläne zwingen, welche gegen göttliche und menschliche Gesetze verstößt. Die arme Kleine empfindet nicht klar, was ihr angethan wird, und weiß es sich nicht zu erklären. Ich aber habe mir geschworen, soweit es in meinen Kräften liegt, diesem guten, dankbaren Kinde eine glückliche Zukunft zu bereiten, ich will es nicht mitansehen, wie es nach und nach Frohsinn und Heiterkeit einbüßt und systematisch elend gemacht wird!“

Die Mutter nahm seine zuckende Hand, die sich zur Faust geballt hatte, in ihre beiden Hände.

„Sei ruhig Erwin. Wir wollen mit einander überlegen, was sich thun läßt. Darin aber irrst Du, wenn Du glaubst, Ella empfinde nur unvollkommen, was ihr angethan wird. An dieser Stelle lag sie heute Nachmittags vor mir auf den Knieen, lehnte das Köpfchen an meine Brust und weinte sich satt und müde. Ich ließ sie gewähren und bin froh, daß sie Vertrauen zu mir hat. Es ist allzu bitter für solch’ ein junges Geschöpf, wenn es Niemand hat, dem gegenüber es sich völlig aussprechen kann. Es mag unten wieder Etwas abgesetzt haben ...“

„Sie fühlt sich unglücklich ... Du siehst also,

Mama, daß es hohe Zeit ist, ein ernstes Wort mit Renata zu sprechen."

„Damit würdest Du nur Oel in's Feuer gießen. Was sie gegen das Mädchen hat, ist wohl uns Beiden vollkommen klar. Du willst es nur nicht aussprechen, weil es Dir gar zu ungeheuerlich dünkt. Sie ist eben eifersüchtig."

„Und ist das nicht ungeheuerlich, so ungeheuerlich, daß ich mich darüber maßlos erbittert fühlen muß?!"

„Und doch ist es nichts mehr und nichts weniger als dasselbe Gefühl, daß Du ihr so oft nachsichtig und liebevoll verziehen hast."

Erwin sprang auf. „Dasselbe, sagst Du? Nein, es ist nicht mehr dasselbe, sobald es ein Wesen trifft, das so rein, so schuldlos, so ahnungslos diesem unsinnigen Verdachte gegenübersteht. Auf dieses Kind eifersüchtig sein — sie ist nicht bei Sinnen!"

„Dieses Kind ist sechzehn Jahre alt und bildschön. Auch fällt es Ella in ihrer Unschuld niemals ein, zu verhehlen, wie lieb ihr ihr Vormund ist."

„Warum sollte sie es auch?"

„Weil ihre Beschützerin Renata heißt. Und auch Du, Erwin, zeigst Deine Neigung für Ella stets auf die unzweideutigste Weise."

„Wie? Soll ich am Ende auch noch das Gefühl unterdrücken, das mich zu dem Kinde hinzieht, welches ich als mein eigenes zu betrachten gewohnt bin?"

„Das sollst Du nicht! Aber Du kennst Renata und solltest mehr Vorsicht üben, mehr Schonung für ihre Schwäche haben."

„Vorsicht! Schonung!" rief er, und seine Augen blitzten. „Habe ich nicht die Vorsicht bis zum Aeußersten

getrieben, kann man schonender sein, als ich es gegen Renata bin?! Und dennoch! . . . Ich habe stets geschwiegen und ertragen, nun bekenne ich, daß diese Kette mich wund drückt, daß sie mir nach und nach zur unerträglichen Qual wird.“

„Und dennoch mußt Du sie weiter tragen, Erwin, denn Du hast sie freiwillig auf Dich genommen. Du hast darum gekämpft und gerungen, wie um die höchste Ehre, das höchste Glück.“

„Habe ich gewußt, wie es kommen würde, Mama? Hatte ich eine Ahnung von Renata's Herrschsucht, von ihrer Anlage zur Eifersucht?“

„Fabulire nicht, mein Sohn. Wenn Dir damals, als Du vergeblich um Renata warbst, die Idee aufgedämmert wäre, sie könnte Dich jemals leidenschaftlich genug lieben, um Dich durch Eifersucht zu quälen, dann wäre Dir das als das höchste Erdenglück erschienen, was Du heute kaum ertragen zu können meinst . . . Sieh',“ fuhr die alte Frau fort, „wir müssen die Consequenzen unserer Thaten und Irrthümer mit Würde und Geduld zu ertragen suchen. Zum Feigling, der sich von seinem Weibe treten läßt, wirst Du niemals werden. So lange Du Dich aber in Liebe unter das Kreuz der Liebe beugst, wird es Dir weniger fühlbar sein!“

Erwin sah düster vor sich nieder. „Es gibt also nur Pflichten für mich und keine für Renata!“ erwiderte er herbe. „Sie darf ihrer Eifersucht alle Zügel lassen, und sich unweiblich geberden, wie ihr beliebt . . .“

„Du übertreibst, Erwin. Unweiblich ist Renata nie gewesen.“

„Auch damals nicht,“ fragte er bitter, „als sie ihr krankes Kind verließ, um mir in Runthal aufzulauern?!

... Aber ich will, ich darf nicht daran denken ... Bleiben wir bei unserer wichtigsten Sorge. Es muß Ella's wegen etwas geschehen. Ich werde mit Renata sprechen müssen."

„Damit Deine Parteinahme für Ella den Verdacht entfache und das Uebel weit größer mache?! Das darf nicht geschehen, mein Sohn. Es gibt, um den Frieden wieder herzustellen, nur ein Mittel, das Dir hart erscheinen wird und das doch angewendet werden muß. Ella muß aus dem Hause."

Erwin fuhr empor.

„Mama! ... Was hat sie verbrochen, daß man sie wie eine Bettlerin aus dem Hause weist?"

„Nicht so, mein Sohn. Es soll Alles in Güte geschehen, ja, selbst mit Einwilligung des jungen Mädchens. Ich habe schon lange gewünscht, einen Winter in Wien zuzubringen. Allein werdet Ihr mich alte Frau doch nicht so lange dort verweilen lassen wollen. Ella mag mich begleiten; sie wird es gewiß gerne thun!"

Erwin war sehr bleich geworden. „Ja," sagte er, „so mußt es kommen! Alles verläßt dieses Haus des Unfriedens — Alles verläßt mich — Ella, mein fröhlicher Sonnenstrahl, und sogar mein Mütterchen, meine einzige Vertraute ... Zünde Licht an, Mutter, es ist dunkel um mich geworden."

Die alte Frau zündete die Kerzen auf dem Kamin an. „Du bist ungerecht, Erwin," sagte sie mit bebender Stimme.

Baron Bergen stand auf und lehnte sich an den Kamin.

„Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich ohne Euch hierbleiben werde," sagte er. „Allein hier leben mit der Mietzi, der alten boshaften Närrin, und dieser Frau, die

— ich mag thun, was ich will — ewig mit mir unzufrieden ist! Es wäre fürchterlich. Es war bisher zu ertragen, weil ich der Pein hier und da entfliehen konnte — weil zuweilen noch ein erfrischender Luftzug aus alten, frohen Zeiten durch dieses düstere Haus wehte, weil es Stunden gab, wo ich doch etwas Anderes sah, als trotzig zusammengekniffene Lippen und spähende Augen . . .“

„Erwin! Du machst mir das Blut erstarren. So denkst Du? So ist Dir zu Muthe?“

„Wundert Dich das, Mama? Kann es anders sein? Wenn ich zu Renata komme, das Herz auf den Lippen, um ihr in froher Laune dies und das zu erzählen — wie empfängt sie mich? Finster, mit argwöhnischen Blicken, denn sie hat ja während meiner Abwesenheit wieder ihrem Lieblingssport gefröhnt, und ihre erregte Phantasie hat mir auf Weg und Steg abermals ungeheuerliche Vergehen zugemuthet . . . Ich lese ihr den Gedanken von der Stirn: ‚Was ist es, das er mir unter diesem so besonders herzlichen Gruße verbergen, worüber er mich täuschen will?‘ Mir aber erstarrt das fröhliche Wort auf der Zunge und ich beeile mich, dieser Atmosphäre zu entfliehen . . .“

„Du mußt Nachsicht mit ihr haben, sie ist krank.“

„Wohl, sie ist krank, ich aber will es nicht werden! Verharrst Du bei Deinem Entschlusse, so gehe auch ich, gleichviel wohin! Entschließest Du Dich aber zu bleiben, dann werde auch ich geduldig ausharren, so lange es nur irgend möglich ist. Was Ella betrifft — hältst Du es für nöthig, sie auf einige Zeit dem eifersüchtigen Wahn meiner Frau zu entrücken, so mag sie auf einige Zeit aus dem Haus gehen, vielleicht zu einem Besuche bei Dorita. Ich werde natürlich während der Zeit ihres Dortseins das

Haus meines Vetters meiden. Dorita hat das Mädchen schon lange Zeit bei sich zu haben gewünscht; der kleine Bube hängt so sehr an Ella, und Du weißt ja noch von unserem armen kleinen Fritz her, wie gut sie mit Kindern zu spielen versteht . . . Aber Du, mein Mütterchen, darfst nicht von mir gehen, um meinet-, um Renata's willen nicht. Glaube mir, wir sind verloren, wenn Du uns verläßt."

Er zog die greise Frau zu sich empor und preßte sie an seine Brust. Weinte der starke Mann? Die Mutter, die er fest in die Arme gedrückt hielt, sah es nicht, aber wie seine Brust in schweren Athemzügen sich hob, da fühlte sie ein bitteres Weh im Herzen. Wie schlimm stand es um das Glück ihres edlen, guten Sohnes, dessen Herz so echt, dessen Wille, sein Weib zu beglücken, so fest und treu war, und der wahrlich eines besseren Looses würdig gewesen wäre!

XXI.

Die Pendule schlug eilf Uhr. Ella legte mit einem Seufzer ihre Häkelei in den Arbeitskorb. Es war dies die Stunde, in welcher sie nach einer seit Jahren feststehenden Gewohnheit ihrer Tante den Morgenbesuch machte und sich nach ihrem Befinden erkundigte, „zu erkundigen hatte“, sagte sie sich jetzt mit bitterer Ironie. Wie lieb war ihr diese Stunde noch vor einem Jahre gewesen, wie herzlich war sie empfangen worden! Wie fröhlich war dies Plauderstündchen im kleinen Fauteuil oder gar — Ella nahm dies nicht so genau — zu den Füßen der lieben, schönen Tante!

Jetzt war Alles anders geworden — Alles! Nun bewohnte sie auch nicht mehr die trauten, lieben Zimmer zwischen der Wohnung der Tante und des Onkels Laboratorium, diese lieben, trauten Zimmer, an welche sie sich so sehr gewöhnt, daß sie zuerst, als die Tante vor zwei Monaten sie ausquartierte, gar nicht daran glauben mochte, es sei ihr Ernst mit dieser Verfügung, deren Nothwendigkeit übrigens, nebenbei bemerkt, weder Ella noch irgend Jemand im Schlosse, am wenigsten Onkel Erwin so recht begriff. Nun hauste sie in einigen Zimmern im linken, rückwärtigen Flügel, aus deren

Fenstern man nicht in den Park, sondern in einen kleinen, gepflasterten Hof sah, und ihre nächste Nachbarin, nur durch zwei Thüren von ihr getrennt, war Gräfin Mietzi. Wenn sie aus- oder einging, öffnete sich drüben die Thürspalte und ein paar glotzende graue Augen sahen forschend heraus. Dennoch hatte sich Ella bereits mit ihrer neuen Wohnung befreundet, und in dem Maße, wie die Tante immer unfreundlicher gegen sie wurde, empfand sie es auch immer mehr als eine Erleichterung, nicht in deren unmittelbarer Nähe und ein Gegenstand fortwährenden Anstoßes für sie zu sein.

Und das war sie. Sie erkannte es deutlich. Es gab schlechterdings nichts, was sie der Tante recht gemacht hätte. Renata hatte an Allem zu nörgeln: an ihrer Haltung, ihren Bewegungen, ihrer Art zu sprechen, ihrer Frisur, ihrer Toilette. Das junge Mädchen fragte sich täglich, stündlich, wie es denn möglich sei, daß sich herzliche Neigung so urplötzlich, so grundlos in Antipathie habe verwandeln können, und konnte es nicht ergrübeln.

Ehe sie das Zimmer verließ, besah sie sich aufmerksam im Spiegel. Diesmal mußte die Tante wohl mit ihrer Toilette zufrieden sein. Die weichen, braunen Locken, die gelöst zu tragen „nur für kleine Kinder paßte“, waren aufgesteckt; der Hals durch die hohe Robe und noch durch ein ziemlich breites Sammtband bis knapp unter dem Kinn verhüllt. Die neueste Verordnung von gestern Abend war damit stricte durchgeführt. Noch schlang sie ein schwarzes Spitzentüchelchen um den niedlichen Kopf — weiß hatte die Tante als „zu auffallend“ verboten — und dann ging sie.

Renata hätte keine Ursache gehabt, dem jungen Mäd-

chen, das fast zögernd dahinging, Ungestüm seiner Bewegungen vorzuwerfen. Als Ella die Portière zum Boudoir hob, war sie sehr bleich. Welchen Vorwurf sollte sie wieder hören?!

Renata saß abgewandt; sie schien in die Lectüre eines Briefes versenkt. Sie sah bleich aus. Tiefe Schatten lagen unter den dunklen Augen.

Das junge Mädchen faßte sich ein Herz. „Ich fürchte, Dich zu stören, liebe Tante," begann sie schüchtern. „Ich wollte Dir nur guten Morgen wünschen und mich erkundigen, wie es Dir geht."

Renata zuckte die Achseln. „Ich bin ja nicht krank," sagte sie. Darauf wandte sie sich und warf einen langen forschenden Blick auf das junge Mädchen. „Tritt näher und setz' Dich hierher. Ich habe mit Dir zu sprechen."

Ella nahm auf der ihr angewiesenen kleinen Causeuse Platz. Sie saß nun Renaten gerade gegenüber. Jedes, nicht durch Leidenschaft verhärtete Herz wäre durch den Ausdruck der ängstlichen Scheu und Bekümmerniß in Ella's Gesichtchen gerührt worden. Was sollte sie nun wieder hören?! Der feierliche Anfang versprach recht Schlimmes.

„Willst Du mir wohl eine Aufklärung darüber geben?" begann Renata, ihr den Brief reichend, den Ella vor einigen Tagen in der Galerie ihrem Vormund übergeben.

Renata's Blick lag auf ihr, als sollte er ewig an ihr haften, und Ella fühlte, wie ihr das Blut in Wangen und Stirn schoß.

„Du erkennst ihn doch als den Deinen?"

„Gewiß, Tante."

„Darf man fragen, warum Du Dich berufen gefühlt hast, die Hilfe Deines Vormundes dazu in Anspruch zu nehmen?!“

„Doctor Balde stellte seine Aufmerksamkeiten nicht ein,“ erklärte Ella. „Es schien mir, als sei er nicht genügend davon überzeugt, wie fest ich entschlossen bin, seine Werbung zurückzuweisen. Es liegt mir aber sehr viel daran, daß er endlich daran glaube.“

„Das begreife ich,“ warf die Baronin ironisch ein. „Er und Andere!“

Ella erhob die Augen fragend zu ihrer Tante. Sie begriff nicht, was diese damit sagen wollte.

„Ich hatte nun freilich gehofft, Du würdest mit der Zeit das Unmotivirte dieser Zurückweisung einsehen,“ fuhr Renata fort. „Doctor Balde ist ein Ehrenmann und eine für Dich sehr geeignete Partie. Wolltest Du die Sache aber wirklich brusquiren, so hättest Du doch Gelegenheit genug gefunden, mit ihm selbst zu sprechen.“

„Das wollte ich eben vermeiden. Es ist gewiß sehr unangenehm, Jemand Etwas für ihn Peinliches so geradeaus in's Gesicht sagen zu müssen. Darum bat ich den Onkel . . .“

„Und wo hast Du ihm den Brief übergeben?“

„In der Waffengalerie.“

„Ein vortrefflich gewählter Ort!“ lachte Renata in bitterem Hohn. „Es ist so einsam dort!“

Wieder blickte Ella sie erstaunt an. „Du siehst es nicht gern, wenn ich den Onkel mit meinen kleinen Angelegenheiten behellige,“ sagte sie, „und ich vermeide es ja sonst auch. Dies aber schien mir wichtig, und da ich nicht offen gegen Dein Gebot zu handeln wagte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als dem Onkel insgeheim den

Brief mit der Bitte zu übergeben, ihn sobald als möglich in Doctor Balde's Hände gelangen zu lassen."

Renata lachte laut auf.

„Vortrefflich ersonnen!" sagte sie, „ganz vortrefflich! Du übersiehst nur eine Lücke in dem kunstvollen Gewebe! Wer kann es Dir glauben, daß Du, um Balde zu schonen, das Mittel wähltest, ihn nicht selbst zu verletzen, sondern ihn durch einen Dritten verletzen zu lassen?! Dadurch wurde ja die Kränkung zur offenen Beleidigung! Man muß vielmehr vermuthen, daß Du ein ganz anderes, geheimes, sehr geheimes Motiv hattest, und — mich täuschest Du nicht! Ich kenne das Motiv! Ich hielt Dich für ein Kind, und sehe nun, daß Du mir längst über den Kopf gewachsen! Ich hielt Dich für dankbar und anhänglich, und erkenne nun, wie sehr ich mich getäuscht! Ich verstehe nun Alles: warum Du Balde's Werbung abweisest, und warum Du gerade meinen Gatten mit der Ueberreichung dieses Briefes beauftragt hast. Dies sowie die mündlichen Erklärungen, die Du ihm über Deine Handlungsweise gegeben haben wirst, müssen ihn wesentlich — beruhigt haben. Geh' jetzt! Ich habe einen ernsten Entschluß zu fassen und werde Dir ihn in Kürze bekannt geben."

Ella hatte zugehört, ohne eine Silbe zu verstehen. Nur Eines verstand sie, das war, daß sich die Liebe ihrer theuren Beschützerin, diese Liebe, welche dem verwaisten Kinde der beste Inhalt seines Lebens gewesen, in eine heftige Abneigung gewandelt . . .

Wie betäubt erhob sie sich und wankte der Thüre zu. Mit Mühe unterdrückte sie das Schluchzen, das aus der gequälten Brust brechen wollte. Ihr war, als hätte sich die Sonne verdunkelt . . .

Wie blind ging sie vorwärts, ohne sich dessen bewußt zu sein, wo sie war, bis sie endlich den Park erreichte und sich nun nach ihrem Lieblingsplatz, einem kleinen, einsam gelegenen Fichten-Rondeau wandte, welches Renata „Ella's Ruh'" genannt. Auf der Moosbank unter den Fichten sank sie laut weinend zusammen.

Bald darauf erschien auch Renata im Parke. Ihr leidenschaftlicher Zorn trieb sie in's Freie. Sie glaubte in ihrem Zimmer ersticken zu müssen. Der bereits herrschenden Kälte wegen in ihren enganliegenden, türkischen Shawl gehüllt, schritt sie durch die große Allee, das Auge starr vor sich hin gerichtet, der Wirklichkeit völlig entrückt, — ganz ihren verzehrenden Empfindungen hingegeben. Unermüdlich setzte die Phantasie der unglücklichen Frau ihre qualvolle Arbeit fort. Alle Hindernisse überspringend, jede Unwahrscheinlichkeit, jede Unmöglichkeit ignorirend, ließ sie die arme Seele von einem Irrthum zum andern taumeln. Der Mann, der ihr in Liebe und Treue zur Seite gestanden, dessen Edelmuth sie so oft erprobt, auf dessen liebevolle Nachsicht sie so viel gesündigt, war ihr in dieser Stunde nichts als ein elender Verräther, ein niederer Sinnenmensch, den die Versuchung rettungslos überwältigt — und dies Kind, das sie mit liebender Sorge herangezogen, dessen Seele sie vor jedem Hauch der Gemeinheit behütet, ward nun in ihren Augen zum schamlosen Weibe, welches sich nicht hatte verführen lassen, sondern selbst verführt . . .

Welch' unermeßlich qualvolle Bilder tauchten vor der Phantasie der unglücklichen Renata auf! Knirschend preßte sie die Zähne an einander — o der Qual, der unsäglichen Qual!

Plötzlich fuhr sie erschreckt zusammen. Etwa zwanzig

Schritt von ihr kreuzte ein Mann die Allee. Es war Erwin. Woher kam er? Was wollte er hier? Er zog die Uhr. Hatte er sich zu einem Rendezvous eingefunden?!

Ihr Herz begann stürmisch zu pochen. Nun sah er um sich, hüllte sich fester in seinen Paletot und zog den Hut in die Stirne. Dann ging er rasch weiter und verschwand im Gebüsch.

Sie durfte ihn nicht aus den Augen verlieren . . . Flüchtigen Schrittes, bleich, mit glühendem Auge folgte sie ihm von ferne. Wo konnte Ella ihn erwarten? In ihrem Fichten-Rondeau? Bah! So ungeschickt waren die Liebenden nicht. Jedermann, der Ella suchte, wäre zuerst dorthin gegangen. Aber halt! Hatte nicht Ella gestern bei Tisch von dem griechischen Pavillon gesprochen? Gewiß, das war ein Aviso . . . nicht einen Augenblick zweifelte sie daran!

Wirklich schlug er nun den Weg zu diesem Pavillon ein. Freilich geschah dies unabsichtlich, — in tiefes und schmerzliches Sinnen verloren, achtete er nicht des Weges. Renata aber glaubte nun ihrer Sache sicher zu sein und folgte ihm.

Er umschritt den griechischen Pavillon und schlug den Rückweg durch eine Querallee ein, welche tiefer in den Park führte. Da drang es plötzlich wie lautes Schluchzen, wie ein Aufschrei an sein Ohr. Er sah um sich, das war ja Ella's Fichten-Rondeau. Sollte sie es sein, die so schmerzlich weinte?

Mit wenigen Schritten war er am Eingang. Sie sah ihn nicht. In die Ecke der Bank geschmiegt, das Gesicht in die Hände gedrückt, gab sie sich ganz ihrem Schmerze hin. Der junge Körper schien zugleich vor innerer Bewegung und vor Kälte zu erzittern, denn Ella

war, ohne an irgend einen Schutz gegen Kälte und Regen zu denken, in den Park geeilt.

„Welche Unvorsichtigkeit, Ella!“ rief Baron Bergen. Er trat rasch vor, zog den Paletot aus und warf ihr denselben um die Schultern. Sie sah empor, so müde, so verloren, als hätten die Worte sie aus einem schweren Traum geweckt. Ihr Gesicht war bleich. Heiße Thränen rieselten über die runden Kinderwangen und die rothgeweinten Augen sahen ihn mit Blicken an, die den ganzen Jammer ihres Herzens widerspiegelten.

„Wie kannst Du bei solchem Wetter, so leicht gekleidet, in den Park gehen, Ella?“

„Ach, Onkel, was kümmert mich der Regen?!“ Es war ein Ton der Verzweiflung in ihrer Stimme, der ihn tief ergriff.

Er ließ sich neben sie nieder. „Erzähle, Ella, was ist geschehen?!“ fragte er.

„Es ist ja nichts Neues,“ erwiderte sie langsam. „Es war ja doch wohl schon die ganze Zeit über so, nur daß ich es nicht so ganz und gar erkannt hatte, wie heute.“

„Was hast Du erkannt?“

„Daß ich der Tante widerwärtig bin; daß meine Nähe sie aufregt, als wäre ich irgend ein giftiges Thier, das ihr gefährlich werden kann . . . Ach! mir ist's, als wäre meine Mutter erst jetzt gestorben! . . . Ach, warum zürnt mir die Tante? . . . Weil ich mit Dir spreche? . . . Ich begreife es nicht . . .“

Der Baron suchte Ella zu beruhigen. „Man darf den Stimmungen einer nervösen Frau keine solche Wichtigkeit beilegen, liebes Kind.“

Ella wandte sich zu ihm.

„Stimmungen?!" sagte sie. „Die Tante war früher niemals launisch gegen mich. Nur jetzt ist es anders geworden. Auch sind Stimmungen wechselnd; ihre Abneigung gegen mich aber bleibt sich immer gleich, — oder vielmehr, sie wächst zusehends. Ach! wie mich das zu Boden drückt! Jetzt erst sehe ich, daß ich ja doch nicht das Kind des Hauses, — daß ich eine fremde Waise bin, deren Pflicht es ist, zu gehen, wenn sie nicht mehr geliebt, nur geduldet ist."

In krampfhaftes Weinen ausbrechend, lehnte sie den Kopf an seine Brust. Mit tiefem Mitleid sah er auf das arme, gequälte Kind nieder. Ella sprach die Wahrheit; sie mußte fort. Welche Existenz für sie, wenn sie blieb! Es war ein Glück, wenn sie schied, ehe sie errieth, wofür die verblendete Renata sie, das reine, keusche Mädchen gehalten hatte. Blieb sie, so wußte er kein Mittel, das Schreckliche von ihr abzuwenden. Seine Mutter hatte Recht gehabt. Was immer er dagegen zu thun versuchen wollte, mußte nur das Unheil vergrößern. Dem Wahnsinn ist ja leichter Vernunft zu predigen, als der Eifersucht! Die Trennung ging ihm nahe, denn er hing mit tiefer Liebe an dem armen Kinde, das schluchzend und hilfesuchend an seiner Brust lag.

Aus diesem wehmüthigen Sinnen weckte ihn ein lauter Aufschrei. Sie fuhren Beide empor. Renata stand vor ihnen, bleich, mit keuchendem Athem, mit blitzenden Augen.

Baron Bergen war im ersten Augenblick sprachlos. Die an sich so harmlose, aber doch verfängliche Situation, in welcher Renata ihn und Ella fand, — welche Nahrung mußte sie ihrem Wahn verleihen! Welche Folgen mußten sich daraus ergeben! Die arme Ella vor denselben zu

schützen, war sein erster Gedanke. Schon sah er es aus den Augen seines Weibes funkeln wie Irrsinn und erkannte, daß Renata die Macht über sich selbst völlig verloren hatte.

„Geh' auf Dein Zimmer, Ella!" sagte er ernst.

Das junge Mädchen wollte gehorchen. Aber Renata vertrat ihr den Weg.

„Du bleibst!" herrschte sie ihr zu. „Ich habe Dir indeß nur Weniges zu sagen. Verderbtes Geschöpf, dem ich eine Heimath in meinem Hause gab, das ich mit mütterlicher Liebe heranzog, hätte Dich nicht wenigstens das Dankgefühl für meine zahllosen Wohlthaten von der verbrecherischen Liebe zu meinem Gatten abhalten sollen? Du wirst dieses Haus noch heute und für immer verlassen."

Ella erwiderte kein Wort. Entsetzen im Blick stürzte sie an Renata vorüber, gewann den Ausgang und eilte auf versteckten Pfaden, nur um kein Menschenantlitz zu sehen, ihrem Zimmer zu, wo sie erschöpft zusammenbrach.

Im Fichten-Rondeau war es still geworden. Es war Erwin, als zerreiße in seiner Brust etwas, was er für dies Leben festgefügt geglaubt hatte. Wie Eiseskälte drang es ihm an's Herz.

„Nun hilft wohl kein Leugnen mehr?" höhnte sie. „Nun ist es zu Ende mit aller Scheinheiligkeit, aller Heuchelei?"

„Es ist zu Ende, Renata!" erwiderte er. „Ich weise Deinen wahnsinnigen Verdacht zurück, aber es fällt mir nicht ein, mich rechtfertigen zu wollen. Ich hatte Dich als ungerecht und leidenschaftlich erkannt, aber ich liebte Dich, denn ich hielt Dich im tiefsten Grunde Deiner Seele für edel. Einer Niedrigkeit hätte ich Dich nie fähig gehalten! Diese Stunde hat uns geschieden, Renata!"

Er ging.

Erbebend barg sie das Antlitz in den Händen. Es war vorbei. Sie empfand es im tiefsten Herzen, daß sie ihr Glück, ihr Alles, daß sie Erwin verloren habe für immer.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im kleinen Salon der Baronin Christine lag Ella vor der alten Frau auf den Knieen. Sie trug bereits Reisekleider; in einer Stunde sollte sie fort aus ihrer Heimat. Es war bestimmt, daß sie vorerst bei Dorita ein Unterkommen finden sollte, und sie war es zufrieden. — Dort oder irgendwo in der Welt, — wo der Zufall sie hinwehte, sie, die Verwaiste, Heimatlose!

Der Schlag, der sie so plötzlich getroffen, hatte alle Farbe von ihren Wangen gewischt, allen Glanz aus ihren Augen. Mit einem Ausdruck unbeschreiblicher Angst sah das junge Mädchen in das Gesicht der alten Frau, deren Hand sie in der ihren hielt.

„Nein, Großmama, — Du kannst mich so nicht gehen lassen! . . . nicht in dieser Angst, dieser Ungewißheit. Was wollte sie damit sagen?! „„Verbrecherische Liebe?““ Durfte ich meinen Onkel nicht lieb haben? . . . Warum sprichst Du nicht, Großmama?“

„Ich weiß es nicht, Ella,“ erwiderte die greise Frau verlegen.

„Nein, Du willst es nur nicht aussprechen! Sag’ mir’s ungescheut! Ein wenig mehr Leid an einem Tage wie der heutige, was will das bedeuten?“

Die alte Frau schlang den Arm um das junge Mädchen und zog es sanft an sich. „Die Zeit wird Dir dies Räthsel enthüllen,“ sagte sie. „Du leidest schwer, mein armes Kind, — und Keines von uns, die wir Dich

lieben, hat dies zu verhindern vermocht. Sei tapfer, Ella! Es liegt Kraft im Bewußtsein, daß wir ein Leid, das uns getroffen, schuldlos erdulden."

Ella sah sinnend vor sich hin.

„Das eben kann ich nicht glauben. Ich muß unbewußt eine Schuld auf mich geladen haben, — sonst wäre Renata's Benehmen unfaßlich. Aber wie? — wodurch?! Ich habe ja meinen Onkel immer geliebt, und was von jeher Recht war, kann nicht plötzlich Unrecht werden. Ist's aber Unrecht, dann bleibe ich wohl mein Leben lang eine Verbrecherin, denn wo immer mein unglückseliges Dasein sich ferner abspinnen mag — dieses Herz in meiner Brust trage ich ja doch mit fort, — und in ihm die Liebe und Verehrung für meinen Onkel, so wie die Ueberzeugung, daß mir nichts auf Erden Sympathie abgewinnen kann, was ihm, meinem leuchtenden Vorbild alles Edlen und Vollkommenen, nicht in irgend einem Zuge gleicht."

Bestürzt blickte die alte Frau in das schöne Angesicht des jungen Mädchens. Seine Wangen glühten; die großen, braunen Augen leuchteten im Feuer der Begeisterung.

War dies wirklich nur jugendliche Exaltation für den väterlichen Freund — oder hatte sich die Liebe in das ahnungslose Herz des jungen Mädchens geschlichen? ... Der Baronin dämmerte es auf, als würde durch Ella's Abreise eine große Gefahr von dem Haupte ihres Sohnes abgewendet. Das junge Mädchen war bezaubernd in seiner unschuldsvollen Anmuth und Güte . . . Wäre es nicht doch möglich gewesen, daß es mit der Zeit Eindruck auf das gequälte Herz ihres armen Erwin gemacht hätte, der schon jetzt zuweilen, nach den peinlichen Scenen mit Renata, zu Ella geflohen war, aus ihrem jugendlichen Frohsinn neuen Lebensmuth zu schöpfen . . . ?

Es war nothwendig, daß sie ging. Die Baronin stand auf und hob das junge Mädchen zu sich empor. „Komm' Ella! Wir wollen zu Renata gehen. Du kannst wohl nicht daran denken, aus diesem Hause zu scheiden, ohne von ihr Abschied zu nehmen."

Das junge Mädchen entwand sich ihrem Arm.

„Ich gehe nicht, Großmama! Ich will sie nicht mehr sehen! Ich weiß, was Du sagen willst: Die Pflichten der Dankbarkeit . . . Und mögen ihre Wohlthaten berghoch zum Himmel ansteigen, — von dem Augenblicke an, als sie sie mir vorwarf, hatte sie sich durch die Qual und die Demüthigung, die sie mich empfinden ließ, reichlich dafür bezahlt gemacht. Ich fühle mich aller Dankbarkeit gegen sie los und ledig!"

„Das ist nicht recht, Ella!" rief die alte Frau erregt. „Du kannst und darfst Dich nicht der Dankbarkeit für langjährige Liebe und Güte ledig halten, weil die unglückselige Frau in beklagenswerthem Irrthum Dir einen Augenblick lang zugemuthet hat, Du wolltest das Herz ihres Gatten an Dich reißen, sie seiner Liebe berauben, — weil sie in der Verzweiflung, welche dieser Wahn in ihr erzeugte, Worte sprach, die . . ."

Die Baronin hielt inne. Eine Bewegung Ella's brachte ihr zur Erkenntniß, daß sie im Affect verrathen, was sie ängstlich hatte verschweigen wollen.

Die Wirkung ihrer Worte auf das junge Mädchen war eine furchtbare. Ella starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Ihre Lippen bebten, — auf ihren Wangen wechselten Purpurflammen mit Todtenblässe . . .

„Sie . . . der Liebe . . . ihres Gatten . . . berauben . . ." stammelte sie endlich. „So hat die Tante von mir denken können? Schändlich!" Sie richtete sich stolz empor.

„Ich danke Dir, Großmama. Du gibst mir die Möglichkeit zu leben wieder. Das ist so fabelhaft, daß ich es überwinden kann, — das ist eine Zumuthung, so schlecht, so niedrig, daß ich sie mit Füßen trete und darüber hinwegschreite, — glücklich, daß mich künftighin eine durch nichts mehr auszufüllende Kluft von Derjenigen trennen wird, welche mich so abscheulicher Gesinnung fähig gehalten . . . O, Großmama!"

Die alte Frau breitete die Arme aus und schloß das verzweifelte Mädchen liebevoll an ihr Herz.

„Du, Großmama, Du wirst mich lieb behalten, nicht wahr?!" stieß Ella unter bitteren Thränen hervor.

„Gewiß! So lange ich lebe, bleibst Du mein geliebtes Kind."

„Du und der Onkel! Ihr denkt nur gut von mir, ich weiß es. Bitte, gib Befehl, daß bald angespannt werde. Je schneller ich fortkomme, desto besser ist es für mich!"

Sie wankte hinaus.

Die Augen der Baronin füllten sich mit Thränen.

„Armes armes Kind!" murmelte sie. „Mögest Du würdig und muthig überwinden, was so schwer zu überwinden ist!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

. . . Ruhelos ging Renata in ihrem Schlafzimmer auf und nieder . . . Wie ein Feuerball wirbelte ihr unaufhörlich der Gedanke durch das Gehirn: „Es ist vorbei!" — „Ich habe ihn für immer verloren!" stöhnte sie immer wieder . . . Er hatte wahr gesprochen, das fühlte sie.

Ob nun ihr Verdacht ein gerechtfertigter gewesen, ob sie ihm unrecht gethan und die Situation, in welcher sie die Beiden getroffen, sich dennoch anders erklären ließ,

als ihre Eifersucht es gethan, — das änderte nichts mehr an der fürchterlichen Thatsache: die allzustraff gespannten Saiten waren endlich gerissen . . . In dieser Stunde erkannte Renata sich selbst. Sie mußte sich sagen, daß sie selbst den hohen, herrlichen Bau ihres Glückes untergraben habe, Stufe für Stufe, — daß sie elend geworden sei, bejammernswerth elend aus eigener Schuld!

Nun war Alles in ihr und um sie zusammengebrochen, — selbst ihr Zorn, ihre Eifersucht. Liebte Erwin dies junge Mädchen, das unter ihren Augen erblüht war, so war dies nur die Folge ihrer eigenen Handlungsweise. Wie unwürdig erschien ihr in dieser Stunde dies ekle Spionirsystem, mit dem sie ihn auf allen seinen Wegen verfolgt hatte, und das sie in seinen Augen so tief erniedrigen mußte.

Glühenden Auges, brütend über all' diesen verzehrenden Gedanken, war sie vor Erwin's Bild stehen geblieben, das in Lebensgröße gemalt, in der Nähe ihres Lagers an einer Stelle hing, welche ihr erster Blick beim Erwachen traf.

Erwin! Wie schön waren diese Züge, — wie sprachen diese dunklen Augen zu ihrem Herzen, — wie herzgewinnend, wie glückverheißend war dieser Ausdruck von Güte und zugleich von selbstbewußter Männlichkeit, die ewig festzuhalten versprach, was sie einmal mit Liebe an das Herz gezogen . . . und doch hatte sie ihn verloren . . .

„Renata!" rief es dicht hinter ihr.

„O Mama! Was habe ich aus meinem Glück gemacht!?" Mit diesem Aufschrei sank sie der Mutter ihres Erwin an's Herz.

„Ich bringe Dir Ella's Abschiedsgrüße," sagte die Baronin nach einer Pause.

„Ella!" Renata richtete sich empor; dieser Name machte ihre Thränen versiegen. „Ihre Grüße!" . . . Sie lachte bitter auf.

„Sei nicht ungerecht, Renata! Das arme Kind, unser Aller Liebling, verläßt dies Haus, verbannt und verwiesen durch Deinen grausamen Wahn, wie eine Schuldige."

„Schuldig ist sie!" fiel es hart von Renata's Lippen.

„Du glaubst es selbst nicht, Renata," erwiderte die Baronin ruhig.

„Ich glaube, daß sie mich die Liebe meines Gatten kostet."

Die milden Augen der greisen Dame blickten fest und ernst in die unruhig flackernden Augensterne der leidenschaftlichen Frau.

„Diese Liebe stand zu fest, als daß irgend ein äußerer Anstoß sie hätte wankend machen können," sagte sie streng. „Wie vieler Stürme bedurfte es, um sie zu erschüttern! Wie lange Jahre hast Du an ihr gerüttelt, bis sie anfing, sich zu lockern, sie, die so fest gefügt war, daß sie für ein langes Leben ausgereicht hätte. Beschuldige nicht Andere, Kind, poche reuevoll an Deine eigene Brust! Eine Frau, welche unter den Verhältnissen, unter denen Du Dich vermältest, glücklich bleiben will, muß sehr edel denken, sehr groß angelegt sein, muß vor Allem groß von Jenem denken, dem sie sich vertraut, wenn das Wagniß glücken soll. Kleinlicher Verdacht, Eifersucht und Neid müssen ihr fern bleiben. Glücklich, Dich meine Tochter nennen zu dürfen, träumte ich für Dich und meinen Erwin ein ungetrübtes Glück. Es ist verscherzt, Renata!"

„O, Mama, Du bist grausam!"

„Das bin ich nicht, mein geliebtes Kind. Wenn ich Dir hart scheine, ich, deren Herz beim Anblick Deines

Schmerzes blutet, so ist es, weil die richtige Erkenntniß aller Besserung vorangehen muß, weil ich weiß, daß nur eine völlige Läuterung Deines Wesens Erwin einst wieder zu Dir zurückführen kann . . ."

„Er will fort, Mama?"

„Das will er, aber erst in einiger Zeit. Es darf nichts Auffälliges geschehen."

„Er will ihr folgen?!" Es entwand sich ihrer Brust wie ein Schrei.

„Renata! Du bist unverbesserlich! Er denkt nicht daran. Er wollte sie allerdings zu Hanns begleiten . . ."

Renata fuhr empor. „So ohne alle Scheu?!"

„Renata! Wie unzähligemal hat er Ella nach einem benachbarten Gute, nach der Stadt mitgenommen oder von dort abgeholt."

„Jetzt ist es ein Anderes."

„Es ist ganz dasselbe, Renata, mehr Deine seelische Aufregung. Du wirst doch nicht verlangen, daß wir unser liebes, armes Kind allein fortfahren lassen, wie eine von uns Allen Gemiedene, Verurtheilte, — daß wir diese trostlosen Zustände den neugierigen Vermuthungen des Dienstpersonals preis geben. Ich selbst werde mit ihr fahren," sagte sie. „Ich schulde Dora schon lange einen Besuch."

„Ich danke Dir, Mama."

„Morgen bin ich wieder zurück. Erwin bleibt noch etwa sechs Wochen hier. Dann erst reist er."

„Und Du, Mama," fragte Renata, „auch Du wirst dann wohl dieses öde, traurige Haus verlassen, in welchem Niemand zurückbleibt, als ein trostloses Weib, das Alles verloren hat und sehnsüchtig dem Tode entgegensieht! Ab und zu wird Erwin nach der Heimat zurückkehren, —

eine Weile bei Dir in Wien verweilen . . . Vielleicht auch bleibt er reisemüde dort haften — und Ihr lebt wie früher ruhig und zufrieden zusammen, — Mutter und Sohn . . ."

„Ich bleibe bei Dir, Renata. Ich habe ja so viel im Leben ertragen, — Gott wird mir die Kraft verleihen, auch diesmal die Trennung von meinem Sohne zu überwinden. Bleibt mir ja eine geliebte, gute Tochter! Wir werden von ihm sprechen, uns nach seiner Wiederkehr sehnen . . . Er muß reisen. Sein Gemüth ist verstört, — hier fände er seinen Gleichmuth nicht wieder; weit leichter findet er ihn in der Fremde. Er soll, wenn die Sehnsucht nach seinen Bergen, nach seinem heimischen Dach, nach jenem Fleck Erde, auf welchem seine Wiege stand, in ihm erwacht, wissen, daß auch seine Mutter hier in heißer Sehnsucht seiner harrt. Ich bleibe, Renata."

Schluchzend sank die unglückliche Frau an die treue Mutterbrust. — — — — — — — — — — — — —

Der Wagen war vorgefahren. Baronin Christine bot ihrem Sohne lächelnd die Hand mit einem heiteren: „Auf morgen denn." Dann reichte ihm auch das bleiche, tief bewegte junge Mädchen die Hand, und Baron Erwin schloß sie mit festem Druck in die seine.

Die Pferde zogen an. Noch lange aber saß die alte Frau stumm und gedankenvoll in die Kissen zurückgelehnt. Sie dachte an den Abschiedsblick der beiden jungen Leute, die vielleicht für immer auseinander gingen, — an diesen Blick, der so lang und tief gewesen war, als wollte er ein geliebtes Bild mit aller Kraft der Seele einsaugen, um es in seinem vollen Glanze im tiefsten Herzen für das Leben festzuhalten.

Ihr schwindelte vor den Augen, und dann, als die

Entfernung vom Schlosse immer weiter wurde, da ward ihr zu Muthe, als betrete sie, nachdem sie auf schmalem, schwankendem Steg über den Abgrund gewandelt, zum erstenmal wieder festen Boden mit dem Gefühl der Errettung aus tödtlicher Gefahr . . .

Es war merkwürdig, daß Gräfin Mietzi, trotz ihres hervorragenden Talents für Spionage, von diesen letzten Episoden doch nichts bemerkt hatte. Es lag nichts Auffallendes in Ella's Besuch bei Dorita, und im Uebrigen ging Alles im Hause seinen gewöhnlichen Gang. Man versammelte sich regelmäßig zu den Speisestunden und im Salon. Erwin ging auf die Jagd und kehrte wieder . . . Baronin Christinens Laune war heiter wie sonst, die Renata's erträglich. Gräfin Mietzi fing bereits an, sich bei dieser wolkenlosen Existenz ein wenig zu langweilen, umsomehr als Doctor Balde, ihre stille Hoffnung und letzte Ressource, auffallend oft im Salon fehlte, dafür aber desto häufiger im Försterhause Besuche machte.

Hatte Baron Erwin seinem gelehrten Freund einen Wink gegeben? Thatsache war, daß dieser sich entschieden einem anderen Sterne zugewandt, und Fränzchens Augen weinten in der Stille ihres Kämmerchens nur Thränen der Freude.

Wie gesagt, Schloß Bergen war nach Gräfin Mietzi's Ansicht fast unerträglich einförmig geworden, da kam endlich eine Abwechslung.

„Liebe Mietzi,“ sagte ihr der Baron eines Tages, „wir haben Dir, da wir in nächster Zukunft verreisen, ein Appartement in unserem Palais in Wien einrichten lassen.“

„Was? Ihr verreist? Davon weiß ich ja kein Wort. Wohin denn?“

„O, das ist noch nicht ganz bestimmt. Renata's Gesundheit läßt eine Luftveränderung räthlich erscheinen. Vielleicht nach Italien, vielleicht nach Egypten ... Wir wissen es noch nicht."

„Ja, warum nehmt Ihr mich denn nicht mit? Renata braucht doch Gesellschaft und ich möchte Egypten gern sehen. So ein Ritt auf einem Kameel in einer Karawane muß reizend sein."

„Ich danke Dir. Wir sind von Deiner Güte und Freundschaft überzeugt, aber Mama hat sich entschlossen, Renata zu begleiten, und Du kannst natürlich im Schloß nicht allein bleiben. Für die Mittel zu Deiner Existenz ist reichlich gesorgt, und ich glaube, Du wirst Dich in Wien bald wieder heimisch fühlen, umsomehr als es jetzt im Winter dort an Zerstreuungen nicht fehlen wird."

Das sah Gräfin Mietzi ein. Abermals hier in der „Einöde" den Winter zu verbringen, wäre ihr ohnedies wie ein grenzenloses Unglück erschienen. So packte sie denn Kisten und Koffer.

Nach wenigen Wochen entführte der Eilzug Gräfin Mietzi den langweiligen, bereits mit Schnee bedeckten Bergen. Erwin, der sie begleitete, war auf der Reise der aufmerksamste Cavalier. Doch, kaum in Wien angekommen, wurde er für sie unsichtbar.

Etwa vierzehn Tage nach ihrer Ankunft meldeten ihr einige Zeilen von seiner Hand, daß er Wien verlassen habe.

Es war ein, von seiner sonstigen Reisestimmung ganz verschiedenes Gefühl, mit welchem Baron Bergen diesmal seine Fahrt antrat. Wie ein froher Wandervogel, den es unwiderstehlich in die schöne Ferne lockt, hatte er

einst die Welt durchmessen. Alles bot ihm Genuß für Geist und Herz.

Jetzt aber . . . Er fuhr eben in die Welt hinein, — vorläufig gegen Norden zu. — Warum? Er wußte es nicht. Vielleicht nur darum, weil die lachenden, lebenswarmen Bilder des Südens seine verdüsterte Seele anwiderten. Wohin er sich dann wenden, wie lange er die Welt durchziehen würde, daran dachte er vorläufig nicht einmal. Nicht vorwärts denken und nicht zurück, wenn es anging, das schien ihm die Hauptsache. Mancher Tag mußte ja Neues bieten, — und an das „Heute" wollte er sich klammern. Das „Morgen" interessirte ihn nicht, der Rückblick auf die jüngste Vergangenheit aber that ihm unsäglich weh . . .

Ella hatte er nicht mehr gesehen. Es war ihr Wunsch gewesen, daß er nicht kommen solle, und es war ja vielleicht auch besser so. Nach dem, was vorgefallen, mußte jedes Wiedersehen peinlich für sie Beide sein.

Im Hinblick auf seine projectirte, längere Abwesenheit, hatte er die Vormundschaft über das junge Mädchen seinem Vetter Hanns übertragen. In dessen und Dorita's Nähe wußte er Ella gut aufgehoben. Der Gedanke, sie von Menschen umgeben zu wissen, die sie liebten, wie sie geliebt zu sein verdiente, war ihm beruhigend.

Oft mußte er des Abschieds von der Mutter gedenken. Er hatte sie kurz vorher nicht von sich lassen wollen, weil ihm sein Haus ohne sie verödet vorkam — und war nun im Drang, den unerträglichen Verhältnissen in seinem Hause, dem Anblick der stummen bleichen Gestalt zu entfliehen, die sein Weib — und doch nicht mehr sein Weib war, scheinbar leicht von der tief bewegten alten Frau geschieden, thränenlos, fast empfindungslos. Seiner Seele

hatte sich eine Apathie bemächtigt, die ihm sogar den Trennungsschmerz kaum fühlbar machte . . . „Gott segne Dich, mein geliebter Sohn! Hier findest Du mich wieder.“ Das waren ihre letzten Worte gewesen. Es war gut so. Damit war ihm die Heimath doch noch nicht so ganz entfremdet, wie es wohl der Fall gewesen wäre, wenn er nur Renata dort gewußt hätte, die in der Abschiedsstunde so kalt und fremd, so starr und wortlos die Fingerspitzen in seine ihr dargereichte Hand gelegt hatte. Ihr schönes Gesicht sah, trotz all' dieser zur Schau getragenen Empfindungslosigkeit furchtbar bleich und müde aus. Es war gut, daß die Mutter bei ihr zurückblieb . . .

In Petersburg kam ihm ein Brief seines Vetters Hanns zu, der ihn gewaltig aufrüttelte.

„Ella ist nicht mehr bei uns,“ schrieb er. „Sie hat den Entschluß gefaßt, ihren eigenen Weg zu gehen. Das bleiche, stille Mädchen, das wir im Hause hatten, war nicht mehr jene Ella, die wir, die Du gekannt. Freundlich gegen Jedermann, hatte sie doch eine so zurückhaltende Art des Benehmens, daß sie sich Niemanden näher kommen ließ, den sie eben nicht wollte. Ueber das Vergangene sprach sie kein Wort. Was sie erlebte, mag sie früh gereift haben. Sie schien sich zu einer Natur zu gestalten, die Alles am besten mit sich selbst auskämpft. So ließen wir sie denn ihre eigenen Wege gehen, waren aber doch sehr erstaunt, als sie nach mehrwöchentlicher eifriger Correspondenz mit Hamburg — der Himmel mag wissen, auf welchem Wege sie dort Beziehungen angeknüpft, — uns erklärte, sie wolle nun das, was sie gelernt, verwerthen und habe eine Stelle als Gesellschafterin in einem angesehenen Hause angenommen. Sie bat, ihr einen Theil des kleinen Capitals,

das ihr ihre Mutter hinterlassen, — das betonte sie scharf — bei einem Hamburger Banquier, den sie nannte, flüssig zu machen und versprach, zuweilen Nachricht von sich zu geben. Ihren Bestimmungsort kannte sie noch nicht, — oder wollte ihn nicht nennen. Es ist auch leicht möglich, daß sie noch nicht wußte, wohin von Hamburg aus die Reise der Familie ging, der sie sich anschließen wollte.

Du wirst mich schelten, wirst sagen, daß ich nähere Erkundigungen hätte einziehen müssen, daß ich meine vormundschaftlichen Pflichten schlecht erfüllt. Ich gebe dies Alles zu, aber sie sprach so fest, so zielbewußt ...! Wollte sie fort, dann mußte das tiefe Bedürfniß dazu in ihr vorhanden sein ... und — wie wohlthätig neue Eindrücke auf ein verwundetes Gemüth wirken, weiß ich aus eigener Erfahrung.

So ließen wir sie denn in der guten Hut unserer vortrefflichen Miß Jones nach Hamburg reisen. Nachdem diese ihren Schützling in einer anständigen Familie in Pension untergebracht, kehrte sie zu uns zurück. Sie glaubt aus verschiedenen Anzeichen entnehmen zu dürfen, daß Ella hinüber sei nach Amerika. Sobald wir weitere Nachrichten von ihr erhalten, sollst Du sie haben."

Dieser Brief regte unseren Reisenden auf's Aeußerste auf. Die peinlichste Angst schnürte ihm das Herz zusammen. „Das arme, unerfahrene Kind! In welche Hände kann es gerathen sein?!" dachte er. „Wie konnte Hanns sie aber auch so ohneweiteres ziehen lassen?! Ich muß meinen Reiseplan ändern ... muß erfahren, wem sie sich anvertraut hat ... Ich muß vorerst nach Hamburg ... Dort kann ich ihren Spuren nachgehen ... Bah!" rief er, stehen bleibend. „Wer nicht gefunden sein

will, versteht es auch, seine Spuren zu verwischen . . . Sie wird ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen haben. Ist sie nach Amerika? Ich muthe dem verstörten Gemüthe des armen Kindes wohl die Sehnsucht zu, das Weltmeer zwischen sich und die Heimath zu legen. Und wenn sie hinübergegangen, wo soll ich sie dort suchen, finden? Es ist unmöglich!" fügte er, tief aufseufzend hinzu. „Möge die Hand, der sie sich anvertraute, eine gütige und sichere sein und sie liebevoll und sorgsam stützen, wenn es ihrer jungen, unerprobten Kraft an Ausdauer gebricht. Meine arme, süße, kleine Ella!"

Des andern Tages reiste er. Aber die Fahrt ging nicht gegen Norden . . .

Dritter Band.

XXII.

Die Sonne war gesunken. Von der Wüste strich ein erfrischender Windhauch über das europäisirte Kairo mit seinen dreihundert Moscheen, seinen gasbeleuchteten, breiten Straßen, eleganten Hotels und palastähnlichen Gebäuden. Doch ging Baron Bergen der europäischen Civilisation so ziemlich aus dem Wege und trug ihr nur insofern Rechnung, als er im elegantesten und bequemsten Hotel der Ismailia Wohnung genommen hatte. Von dort aus wanderte er aber, so weit es die sich bereits fühlbar machende Hitze zuließ, gern in das eigentliche orientalische Viertel, schlenderte zwischen den aus gelben Kalksteinen gebauten Häusern mit ihren platten Dächern, sonderbaren Erkern und Vorsprüngen umher, fuhr wohl auch ab und zu in leichtem Kahn über die im Mondschein glitzernden Wellen des Nil, oder ritt in der Abendkühle hinaus in die Wüste, weit über die in ihrem Sande liegenden Mamelukengräber, bis zum „steinernen Wald“, seinem Lieblingsausflug. Zuweilen auch unternahm er lässigen Schrittes einen Gang durch die Bazars, deren manche noch ihr volles, orientalisches Gepräge erhalten haben. Dafür kannte man im Khan-Khalil-Bazar, sowie im Gorijeh sehr gut den freigebigen Fremden, der nicht zum ersten Mal in

Kairo war und diverse Waaren, wenn sie gut waren, erstand, ohne zu handeln, dem aber auch absolut nichts Werthloses als echt aufzuhalsen war, und wenn er in einen der Höfe des Suk-Es-Sallah einbog, in welchem sein alter Freund Hassan stumm und rauchend neben seiner auserlesenen Sammlung von Waffen saß, sah dieser empor und grüßte freundlich.

Nun waren zwei Jahre verflossen, seit Baron Bergen aus der Heimat geschieden war. In den ersten Monaten seiner Reise hatte er sich, in der Sorge um Ella und ihr zweifelhaftes Geschick nur von der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit, an irgend einem Ort etwas von ihr zu erfahren, leiten lassen. So war er ohne jeden Anhaltspunkt — das junge Mädchen ließ nichts von sich hören — plan- und ziellos in der Welt umhergewandert. Wo immer er sich aber auch eine Zeit aufgehalten, war es stets seine erste Sorge gewesen, Versuche zur Erforschung ihres Aufenthaltes zu machen — doch Alles ohne Erfolg.

Da — nach acht Monaten banger Angst und Sorge, — er verweilte gerade in New-York, kam eine Nachricht von ihr. Hanns übersandte ihm folgendes Schreiben:

„Wir haben einige Monate auf Mylord's Schloß in tiefer Zurückgezogenheit zugebracht. Man behandelt mich sehr gütig. Die Seeluft hat mich gekräftigt und ich befinde mich vollkommen wohl. Auch Mylady fühlt sich etwas wohler. Wir verlassen morgen dies mir lieb gewordene Asyl und Schottland.

Bitte, laßt mich bald wissen, wie es Euch und meinen kleinen Lieblingen geht. Adressirt wie gewöhnlich nach Hamburg. Da wir unsern Aufenthaltsort vielfach wechseln, ist es so am sichersten.

Herzlich grüßt Eure Ella."

Das war Alles. Kein Wort von ihm — kein Gruß an ihn. Keine Erinnerung an den Mann, von dem sie doch wußte, daß er sie herzlich liebe und seither in schwerer Sorge um sie gelebt haben müsse. Leichtsinnig und lieblos war Ella nicht . . . Und dennoch . . . Schien es nicht, als hätte sie den festen Vorsatz gefaßt, die Erinnerung an Diejenigen, die ihre Kindheit behütet, aus ihrer Seele zu löschen? Auch an seine gute Mutter sandte sie keinen Gruß! Er konnte ihr trotzdem nicht zürnen. Sie war so tief verletzt worden! . . . Zwar hoffte er, daß ihr das wahre Verständniß für die Bedeutung von Renata's Vorwürfen noch nicht aufgegangen sei, aber er begriff, daß sie vor Allem zu vergessen trachten müsse, sollte sie sich nach und nach über die Art und Weise, wie man sie aus der Heimat ihrer Kindheit gewiesen, auch nur beruhigen können. Und auch er wollte, nun er über Ella's Geschick beruhigter sein konnte, sein Denken von jenen Scenen abwenden, die ihm so überaus peinlich gewesen waren, daß die Erinnerung daran auf sein Gefühl wirkte, wie die rauhe Berührung einer noch blutenden körperlichen Wunde.

Sie wollte verborgen bleiben, und er beschloß, alle Nachforschungen aufzugeben. Sie wären ja ohnedies vergeblich gewesen. Da sie zufrieden schien, und keine Hilfe irgend welcher Art verlangte, mußte er es dem Zufall anheimgeben, ob er jemals wieder das Antlitz des Kindes schauen würde, das ihm so lieb gewesen, das niemals aus seiner Erinnerung schwinden konnte.

Von da an nahm seine Art zu reisen einen anderen Charakter an. Er griff auf seine naturwissenschaftlichen Studien und Forschungen wieder zurück. Aber die Erinnerungen schlummerten nur leise, und sobald sie er-

wachten, ergriffen sie ihn wieder mit der alten Gewalt, und blickten ihn an aus Renata's bleichem Antlitz, aus dem schreckerstarrten Gesichtchen, den weinenden Augen seiner armen, kleinen Ella.

So ging es weiter durch die Welt. Ein Jahr etwa, nachdem wir ihm in Kairo begegnet, verweilte er in Makao und bereitete sich eben zur Abreise nach Hongkong vor, von welcher englischen Niederlassung aus er ohne allzugroße Schwierigkeiten in das Innere Chinas zu dringen hoffte, als ihm eine freudige Ueberraschung zu Theil wurde. Durch einen Brief seines Vetters Hanns erfuhr er, daß dieser und Dorita sich nicht weit von ihm, in Hongkong befänden. Das Ehepaar war so unglücklich gewesen, den jüngeren Sohn zu verlieren, und Dorita's Schmerz darüber war so maßlos, daß Hanns an eine Zerstreuung für sie hatte denken müssen. Nichts, was er ihr hätte bieten können — das wußte er — konnte sie so erfreuen, wie das Wiedersehen der noch immer so sehr geliebten Heimat, und seit er den Entschluß ausgesprochen, mit ihr einen Besuch in Japan zu machen, herrschte wieder etwas Sonnenschein im Hause. Auch ward Dorita immer freudiger, je näher der Tag der Abreise heranrückte, auf der Fahrt wurde sie vollends immer getröstbeter, und dem älteren Knaben, der ihr geblieben, gelang es leicht, die Wolken von der Mutter Stirne zu vertreiben. In Hongkong also sollten sie mit Erwin zusammentreffen, was denn auch geschah. Voll und herzlich gaben sie sich der Freude des Wiedersehens hin.

Aus Bergen brachten die Reisenden zwar einen Brief von Erwin's Mutter, sonst aber nicht viel Neuigkeiten mit. Der Verkehr war ein seltener geworden. Renata und die Baronin lebten sehr zurückgezogen. Als Hanns Renata

vor etwa einem halben Jahre gesehen, hatte er sie zwar noch immer bewunderungswürdig schön, aber sehr bleich gefunden. Auf seine besorgte Frage hatte sie indessen erwidert, daß sie sich vollkommen wohl fühle. Seitdem war er immer nur von der Baronin Christine empfangen worden.

Am nächsten Abend saß die kleine Gesellschaft auf der Veranda einer Restauration dieser völlig europäisch eingerichteten Stadt und sah auf das bewegte Leben und Treiben im Hafen und den schmalen Meeresarm hinaus, welcher die Insel vom Festlande trennt. Da erhob sich an einem der nächsten Tische ein Herr von mittlerem Alter und sonnenverbranntem Gesicht, trat an ihren Tisch heran und reichte Erwin lächelnd die Hand.

„Lord Harray!“ rief dieser. „Welch’ angenehme Ueberraschung! Wie erfreut bin ich, Sie wieder zu sehen! Gestatten Sie, daß ich Sie meinen Verwandten vorstelle! Ein lieber Freund und Weggenosse, Dora, mit welchem ich in Indien lange Zeit gereist.“

„Ich war zuerst ungewiß, ob ich mich nicht irre, und es auch wagen sollte, Sie anzusprechen,“ sagte Lord Harray, neben ihm Platz nehmend. „Sie haben sich sehr verändert, mein Freund. Aber als ich Sie sprechen hörte, wich mein Zweifel . . . Aber was treibt der Dritte in unserem Bunde, unser — Doctor Balde? Ist er noch immer in Büchern und alten Pergamenten vergraben?“

„Gefehlt, Mylord! Es wird Sie vielleicht überraschen, zu hören, daß unser gelehrter Freund gegenwärtig auf Freiersfüßen geht und nur eine sehnlich erhoffte Professur erwartet, um zu heiraten.“

„Doctor Balde? Das überrascht mich in der That,

es wäre denn, daß er in irgend einer neu entdeckten Höhle eine kostbare Mumie . . ."

„O Mylord," unterbrach Dora lachend, „Sie sind, bei Gott, auf ganz falscher Fährte. Fränzchen eine Mumie! . . . Erwin wird mir bezeugen, daß Doctor Balde's Braut ein reizendes junges Mädchen ist!"

„Aber nun von Ihnen!" wandte sich Erwin an den Lord. „Was hat Sie in diese, für Touristen so wenig anziehende Hafenstadt im chinesischen Meere verschlagen?"

„Ich bin auch nicht als Tourist hier, sondern als Gouverneur dieser Insel."

„O! Wie lange schon?"

„Etwa sechs Jahre, gerade lang genug, um meine Sehnsucht nach Erlösung bis zur Ungeduld zu steigern. Ich habe abgedankt, gedenke den Staatsdienst überhaupt zu verlassen und erwarte meinen Nachfolger. Sobald ich ihm Alles übergeben, wende ich mich freundlicheren Gestaden zu. Ich möchte an den Rhein."

„Wann kann ich Sie morgen treffen, ohne zu stören, Mylord? Ich möchte Sie, da Sie gewiß der geeignetste Mann hiezu sind, um einige Empfehlungsbriefe an die chinesischen Behörden im Innern des Landes bitten. Ich möchte im Innern so weit als möglich vordringen, um . . ."

„Das widerrathe ich Ihnen unter allen Umständen, lieber Freund," unterbrach ihn Lord Harray sehr ernst. „Ich könnte bei einer solchen Reise nicht für Ihre Sicherheit, für Ihr Leben garantiren. Wenn Sie sich weit in's Land hinein wagen, werden Sie trotz der besten Empfehlungsbriefe, bei etwaigen Attentaten von Seite des den Ausländern noch immer feindlich gesinnten Pöbels, schutzlos bleiben und — forscht man dann nach Ihrem Verbleib, so werden die Behörden die Hände in Unschuld

waschen. Findet man überhaupt Ihre Spur, so wird Ihnen eben ein „Unfall“ widerfahren sein!“

Baron Erwin schüttelte den Kopf.

„Ich kann Ihre Bedenken wohl theilen,“ antwortete er. „Die Lockung ist, ich bekenne es, für den Augenblick größer als die Sorge. Es fiele mir unendlich schwer, nun ich bereits im Lande bin, den lang gehegten und mir lieb gewordenen Plan aufzugeben.“

„Dann muß ich zu drastischeren Mitteln greifen,“ schloß Mylord. „Es wird mir nicht schwer werden, Ihnen bis morgen genügende Beweise hiefür zu schaffen, daß in den letzten Jahren einzelne europäische Reisende, die sich zu weit in's Innere des Landes gewagt, thatsächlich — dort verschollen sind. Haben Sie die Güte, mich morgen in den Frühstunden in meinem Bureau zu besuchen. Ich hoffe, auch Sie, verehrte Frau, und Ihr Gemal, erfüllen freundlich meinen Wunsch, morgen meine Gäste zu sein. Es wird Mylady herzlich freuen, Sie kennen zu lernen. Auf Wiedersehen denn! Ich wohne in jener Villa, knapp am Fuße des Felsens, die dort mit ihren Thürmchen über die benachbarten Landhäuser emporragt. Ich hoffe, der Fernblick, den man von dort oben genießt, wird Ihren Beifall finden.“

. . . Der Fernblick aus den Fenstern von Lord Harray's schöner Villa war in der That herrlich. So lautete die übereinstimmende Ansicht der Gäste, als sie am nächsten Tage der Einladung gefolgt. Aber es gab hier auch innerhalb des Hauses genug zu sehen. Die Sammlung von Kunstwerken und Curiositäten, welche alle Gemächer füllte, verrieth das Verständniß und den auserlesenen Geschmack des Eigenthümers.

Man erwartete Mylady's Erscheinen. Erwin sah

der Ankunft der Dame einigermaßen gespannt entgegen. Nach Allem, was er von Lord Harray gesehen und gehört, war er ihm stets als zum Junggesellenthum prädestinirt erschienen. Er hatte sich zwar zur Zeit ihres näheren Verkehrs niemals darüber ausgesprochen, ob er vermält sei oder nicht, — Baron Bergen hatte aber stets angenommen, daß das Letztere der Fall sei. Niemals empfing sein Reisegefährte Briefe, noch sandte er welche ab. Er schien durch keinerlei Fesseln an die Heimat gebunden und hatte, als sie von einander geschieden waren, vor, seine Reise noch weiterhin auszudehnen.

Mylord war seinen Gästen entgegengeeilt, hatte sie in das Drawing-room geleitet und sich dann, da ihn Amtsgeschäfte für einen Augenblick abriefen, mit dem Bemerken entfernt, Mylady würde sogleich erscheinen, um ihre verehrten Gäste zu begrüßen. In der That hob sich bald darauf die Portière; Baron Erwin sprang auf, um die Herrin des Hauses zu begrüßen, aber bei dem Anblick der hohen, elastischen Gestalt, welche die Schwelle überschritt und von Hanns und Dora mit einem Aufschrei der Ueberraschung empfangen wurde, wurzelte sein Fuß am Boden.

Es war Ella.

Die flammende Röthe, die beim Anblick der Gäste ihre Wangen und Stirn gefärbt, wich tiefer Blässe. Ein Bild fassungslosen Schreckens stand sie an der Schwelle. Ihr erster Blick hatte Erwin getroffen und haftete wie gebannt an ihm ... Ihr schwindelte ... Sie fühlte ihre Kniee wanken und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht Dora, die mit einem lauten Freudenruf an sie heranflog, ihre Arme fest um sie geschlungen hätte. Ella Fielding oder Lady Harray, — was kümmerte das Dora? Es

war ihre liebe, so schwervermißte, — schön und herrlich emporgeblühte Ella, die sie in die Arme schließen durfte!

Allmälig gewann Ella ihre Fassung wieder. Mit freudiger Herzlichkeit erwiderte sie Dora's zärtliche Liebkosungen und reichte zuerst Hanns, dann ihrem ehemaligen Vormund bewillkommnend die Hand zum Gruße. Wortlos legte Baron Erwin seine Hand in die ihre.

War das seine Ella?

Sie mochte nun neunzehn Jahre zählen, doch der ernste Blick, die sichere Haltung, die maßvolle Bewegung schienen einem weit reiferen Weibe, — schienen überhaupt einem ganz anderen Wesen anzugehören, als seinem unbedachten Kinde, seiner „wilden Hummel". Vollendet schön war sie geworden, — schöner noch, als sie zu werden versprochen. Ihr Ernst hatte wohl nichts Erstaunliches. Sie war ja eine Frau, — war Lord Harray's Gemalin.

Aber warum erfüllte ihn diese Veränderung ihrer Stellung mit einer Bitterkeit, als hätte sie ihm durch ihre Heirat die schwerste, persönliche Beleidigung zugefügt? Hätte Ella wohl besser wählen können?

War Lord Harray nicht ein Ehrenmann, den er selbst hoch schätzte, ein Mann in hoher gesellschaftlicher Stellung, reich und angesehen?! Doch nein, nicht daher — sagte er sich — rührte seine Erbitterung, sondern weil sie durch ihr Schweigen im höchsten Grade rücksichtslos gegen sie Alle gehandelt. Natürlich! Was kümmerten Lord Harray's stolze Verlobte die Freunde ihrer schutzlosen Kindheit und ersten Jugend?

Erzürnt wandte er die Augen von ihr ab. Da brachten einige Worte von Hanns Klarheit in die Situation.

„Meine herzlichen Glückwünsche zu Ihrer Vermählung, Mylady,“ begann er.

Ella horchte hoch auf. „Mylady?“ In ihren Gesichtszügen ging eine merkwürdige Veränderung vor; das ernste Weib wurde urplötzlich wieder zum kindlichen Mädchen. Die Grübchen in den rosigen Wangen vertieften, die Lippen öffneten sich ein wenig, die feinen Nasenflügel blähten sich, und in den großen braunen Augen begannen schalkhafte Lichter zu spielen. Einen Augenblick lang glaubte Erwin, wieder seine kleine Ella vor sich zu sehen. Doch nein. Die Ella, die vor ihm stand, war gut geschult. Die kleinen Zähne gruben sich in die Unterlippe und — den Arm in den ihres Vormunds schlingend, sprach sie ruhig und heiter: „Aber, lieber, guter Onkel Hanns, wie kannst Du auch nur einen Augenblick lang glauben, daß ich . . .“

Die Erklärung wurde unterbrochen. Langsame Schritte näherten sich der Portière, und es trat eine sehr schwächlich aussehende, zart gebaute Dame ein, welche das vierzigste Jahr wohl schon überschritten haben mochte.

„Mylady“, — flüsterte Ella, mit einer leichten, erklärenden Handbewegung bei Seite tretend.

Während die echte Lady Harray die Anwesenden in ihrem Hause willkommen hieß, beobachtete Ella vergnügter, als sie nach dem eben ausgestandenen Schrecken in dieser Stunde noch werden zu können gedacht, die Wirkung dieser Enthüllung auf ihre Freunde, doch bei dem Flammenblitz, der sie aus Onkel Erwin's Augen traf, senkten sich die ihren erschreckt und scheu.

Zürnte er ihr noch immer? Schreckensvolle Bilder der Vergangenheit tauchten wieder in ihrer Seele auf, löschten die Heiterkeit aus ihren Augen, das Lächeln von

ihren Lippen und breiteten wieder über ihr junges Antlitz den tiefsten Ernst.

Lord Harray trat ein und gleichzeitig meldete man, daß servirt sei. Der Lord bot Baronin Dora den Arm, während Baron Erwin sich beeilte, der Herrin des Hauses den gleichen Dienst zu erweisen.

„Du zürnst mir nun wohl nicht mehr, Onkel Hanns?“ fragte Ella, während ihr Händchen leicht auf dem Arm ihres Vormunds lag.

„Nun, ich glaube, ich hätte Dir auch, wenn Du wirklich widerrechtlich, ohne meine Einwilligung Lady Harray geworden wärest, nicht ernstlich zu zürnen vermocht.“ Dann erzählte er ihr, da er auch ihr Tischnachbar war, die traurige Veranlassung ihrer Reise.

„Nun, lieber Freund,“ wandte sich Lord Harray beim Dessert an seinen einstigen Reisegefährten, „Sie haben sich also denn doch entschlossen, dieses unwirthliche China zu verlassen? Ich freue mich, daß die Beweise, die ich Ihnen heute Morgens vorgelegt, ihre Wirkung auf Sie nicht verfehlten. Wohin gedenken Sie sich nun zu wenden?“

„Ich reise vorläufig mit meinen Verwandten für drei Wochen nach Japan.“

„Ach! Das trifft sich vortrefflich. Ich glaube hier in drei Wochen alle Geschäfte abgewickelt und meinen Nachfolger, den wir in den nächsten Tagen erwarten, genügend eingeführt zu haben. Da Sie“ — wandte er sich an Hanns — „nun etwa in drei Wochen, oder geben wir eine Woche zu — wollen Sie? — nach Europa abzusegeln gedenken, so treffen wir uns heute in einem Monat in Nangasaki und reisen gemeinsam. Sind Sie einverstanden?“

„Ich denke ja,“ erwiderte Hanns.

„Auch ich werde Sie dort erwarten, Mylady," erklärte Baron Erwin Bergen, — „um noch Abschied von Ihnen zu nehmen, ehe Sie Ost-Asien verlassen."

„Und Sie?"

„Ich bleibe dort. Die Pläne, die ich fassen werde, hängen von mancherlei Dingen ab!"

„Nun, darüber wollen wir in Nangasaki weiter sprechen, junger Freund! Einstweilen sei Ihrem Entschluß ernste Fehde angekündigt. Mylady und ich hegen den lebhaften Wunsch, den Rhein in Ihrer Gesellschaft besuchen zu können. Und dann entführe ich Sie nach Schottland. Sie kennen Schottland noch nicht? Dann lassen Sie sich von Mylady Auskunft geben. Sie war aus Schottland kaum fortzubringen."

„Ich liebe meine Heimath," erklärte Mylady — „eigentlich aber entsprang meine Beharrlichkeit diesmal meist der Nachgiebigkeit gegen Miß Ella, die für Schottland schwärmt."

Und Ella erzählte mit glänzenden Augen von dem wundervollsten Asyl, das jemals die Phantasie eines Walter Scott geträumt, — von Lord Harray's zauberhaftem „Schloß am Meer".

XXIII.

Die „Elektra" hatte am frühen Morgen die Bai von Nangasaki verlassen. Immer mehr und mehr entschwand, wie von leichtem Flor umhüllt, das herrliche Landschaftsbild der amphitheatralisch emporsteigenden Stadt. Nur auf den Kuppeln ihrer zahlreichen Göttertempel spielten noch die Strahlen der Frühsonne in augenblendendem Schein und ließen das colossale kupferne Eingangsthor zum Kami-Suma-Tempel wie in Feuergluth getaucht aufleuchten.

Man hatte das Frühstück auf dem Verdeck eingenommen; der schöne Morgen versprach einen herrlichen Tag. Das Firmament glänzte in mildem Blau. Das majestätische Schiff hatte sich unter seiner Last von Segeln in die Brise gelegt und glitt ruhig, sich kaum leise wiegend, über die leicht gekräuselte Wasserfläche.

Die „Elektra" war ein, einem deutschen Rheder in Hamburg gehöriges Schiff, welches auf der Rückreise von Shanghai nach Hamburg begriffen war.

An der Regeling lehnte eine zarte Frauengestalt in japanischer Tracht. Ihr liebliches Gesicht war dem entschwindenden Städtebild zugewendet, und so tief war sie in Gedanken versunken, daß sie nichts von der lebhaften

Conversation vernahm, die sich zwischen den Reisegenossen entsponnen hatte.

Um den schlanken Leib der Träumerin schlang sich ein Männerarm und eine tiefe Stimme fragte in gedämpftem Ton:

„Woran denkt meine Dorita? Bedeutet dieser Blick etwa Heimweh?“

Schön-Dorita sah lächelnd zu dem Hünen empor, welcher so sanft zu sprechen wußte, wenn er das Wort an sein geliebtes Weib richtete, und erwiderte mit einem freundlichen Blick in die treuherzigen Augen:

„Er bedeutet Erinnerung, Hanns, glückselige Erinnerung. Ich dachte soeben daran, was wohl aus mir geworden und welcher mein Lebenslauf gewesen wäre, wenn Dich nicht ein Zufall . . . o nein, — ich will glauben, es sei Gottes Fügung gewesen, — in meines Vaters Haus geführt hätte.“

Seine Antwort bestand in einer Umarmung, einem langen Kusse. Als Dorita's zartes Gesichtchen unter dem mächtigen Vollbart ihres Gemals wieder sichtbar wurde, wandte sie die dunklen Augen zur Seite und deutete mit einer leichten Kopfbewegung nach der Kappluce hin, in welcher eine hohe Männergestalt stand und mit ernsten Augen auf die Beiden hinüber sah.

„Sieh' Hanns,“ sagte sie mit bewegter Stimme, — „ihm hat Japan kein Glück gebracht. Findest Du nicht, daß er täglich bleicher und verschlossener wird?“

Hanns seufzte tief auf.

„Armer Erwin!“ murmelte er.

„Ich wollte, sie wären einander nicht wieder begegnet,“ sagte Dora. „Sie wären dann vielleicht nie inne geworden, welch' tiefer Schmerz es ist, sich auf immer

fern bleiben zu müssen, wenn man mit jedem Gedanken, jeder Seelenempfindung für einander geschaffen ist, wie diese Beiden."

„Du glaubst?" erwiderte Hanns kopfschüttelnd. „Mich dünkt, er habe es längst gewußt, wie schwer er Ella vermisse, und sei sich schon, als sie uns entflohen war, dessen vollkommen bewußt geworden, daß er an der Trennung von dem Kinde kranke, welches er ehrlich nur als Vater und Beschützer zu lieben geglaubt hatte. Es gibt keinen Hebel, den er seitdem nicht in Bewegung gesetzt hätte, um sie wiederzufinden. Es litt ihn ja nirgends lang, weder im Norden, noch im Süden, — und ich bin wirklich neugierig auf die wissenschaftliche Ausbeute, die er von dieser dreijährigen Forschungsreise nach Europa bringen wird. Ich weiß wirklich nicht, soll ich es ein Glück oder ein Unglück nennen, daß ihn ein Zufall sie in Hongkong finden ließ. Er scheint mir seitdem doch ruhiger, — und er war bei Gott der Ruhe mehr als bedürftig. Ich aber frage: Was nun?"

„Was nun? Sie werden von einander scheiden, wie so Viele, die Gott, der Herr, für einander geschaffen und die die Satzungen der Welt auf ewig trennen. Sie, das schöne, herrliche Geschöpf, wird es überwinden, denn sie ist frei und jung und willensstark."

„Setze hinzu: gefühllos," schaltete Baron Hanns mit einer gewissen Härte ein.

„Gefühllos? Nun, darüber kannst Du wirklich nicht urtheilen, mein Hanns," erwiderte Dorita würdevoll. „Du verstehst Dich gar nicht auf Frauenherzen, nicht einmal so ganz und gar und immer auf das Herz Deiner kleinen Frau. Gefühllos ist Ella gewiß nicht. Denke nur, mit welcher Liebe sie mich in's Herz schloß! Und sie

sollte keine Freude empfunden haben, als sie Erwin wieder sah, den Beschützer ihrer Kindheit, den sie so sehr geliebt? Denke nur, wie bewegt sie im Moment des Wiedersehens war. Sie wäre zu Boden gesunken, hätte ich sie nicht gestützt. Und das hältst Du für Gefühllosigkeit? Und wenn sie Dir jetzt kalt und unnahbar scheint, Du kurzsichtiger Hanns, so bin ich überzeugt, daß sie unter dem Druck der Nothwendigkeit, so zu scheinen, eben so viel leidet, als Erwin, der es nicht fassen zu können scheint, daß dieses schöne Marmorbild, welches ihm hier so selbstbewußt und willenskräftig entgegentritt, dasselbe warmherzige Kind sein kann, das vor wenigen Jahren sein Herz auf der Zunge trug und — ehe es sich dessen bewußt geworden, daß man es hassen könne, es niemals als nothwendig erachtet hatte, sein schuldloses Gefühl irgend Jemandem gegenüber zu verleugnen. Merke Dir das! Und nun Du die Weisheit Deiner kleinen Frau, wie ich hoffe, nach vollem Verdienst bewundert hast, lass' uns hingehen und den armen Erwin aus seinen wachen Träumereien wecken. Sie thun ihm nicht gut."

Die leichte, erfrischende Morgenbrise war schon gegen eilf Uhr drückender Schwüle gewichen. Der Platz unter dem Zelte lag verlassen. Auch Lady Harray war, von Ella geleitet, in ihre Kajüte hinabgestiegen und dort erschöpft entschlummert. Das junge Mädchen meinte aber, die Schwüle in dem engen Raume nicht ertragen zu können. Mylady bedurfte jetzt ihrer Gesellschaft nicht, und es that so wohl, ein kurzes Viertelstündchen lang nicht nur für Andere bedacht sein zu müssen, sich ein wenig in sich selbst zurückziehen, sich seinen eigenen Gedanken hingeben zu dürfen. Hatte sie sich nur wieder ein Weilchen frei gefühlt, dann ertrug sie auch wieder leichter den ihr

auferlegten Zwang, unter welchem sich ihre Seele so oft freiheitsdurstig aufbäumte.

Es mußte sein. Ihre Mittel reichten nicht aus zu einer Selbstständigkeit, die einigen Comfort bot, nachdem sie all' das, was Renata ihrem kleinen Capital aus eigenen Mitteln beigefügt, zurückgewiesen hatte. Auch das war gut für sie, daß die Sorge um die kränkliche Dame, welche an ihre Gesellschaft sehr gewohnt war, ihre Gedanken von ihrem eigenen Schicksal, dessen Bitterkeit sie niemals verwunden hatte, noch jemals verwinden zu können glaubte, wohlthätig abzog.

Im Vorübergehen warf sie einen Blick in den Salon. Lord Harray spielte mit einem der fremden Passagiere Schach . . . Dora und Hanns waren in irgend eine jener heiteren, kleinen Discussionen vertieft, welche stets in so wohlthuende Harmonie ausklangen. Baron Erwin Bergen las in einem Journal. Baron Erwin . . . So fremd und förmlich bemühte sie sich ihn auch zu nennen, wenn sie still für sich an ihn dachte. Es war dies eine gute Uebung, um niemals aus der Rolle zu fallen, wenn sie mit ihm verkehrte — um es zu vergessen, daß dieser Mann, der ihr fremd sein und bleiben mußte, für das ganze Leben, derselbe so sehr geliebte Onkel Erwin war, der ihrer jungen Seele als das Ideal alles Hohen, Schönen und Guten nicht nur erschienen war, sondern noch immer erschien.

Sie mußten einander fremd bleiben für das Leben. Aber sie empfand es tief, niemals war ihr Seinesgleichen begegnet, niemals . . .

Und Renata?! Sie hatte nicht nach ihr gefragt — und Niemand hatte vor ihr den Namen der Frau genannt,

durch welche sie so tödtlich verletzt worden. Auch jetzt wies sie den Gedanken an sie von sich.

Doch — Gedanken sind aufdringlich. Wir können uns ihrer nicht entschlagen, unser Wille ist ohnmächtig gegen ihre Macht. Hatte sie auch vergessen wollen — Renata's Bild erhob sich wieder vor ihr, bleich und schön — liebreich und lächelnd — zürnend und drohend . . .

Diesen Gedanken nachhängend, saß Ella auf einer der Bänke im Schatten des Zeltes und starrte hinaus auf das stille, wie todt daliegende Meer.

Ihre Gedanken verweilten immer wieder bei jenen Verhältnissen, die sie am ängstlichsten hatte vermeiden wollen. Hanns hatte ihr gesagt, sein Vetter sei nun über drei Jahre auf Reisen. So lange, lange also war er Renaten fern geblieben! Er mußte kurze Zeit nach jenem Ereigniß, das sie selbst aus der Heimat verbannt hatte, Gattin und Mutter verlassen haben. Es wäre ihr unbeschreiblich peinlich gewesen, denken zu müssen, daß sie die Ursache dieser Trennung gewesen. Allein vielfaches Nachdenken hatte ihr die Ueberzeugung verschafft, daß Renatens Handlungsweise gegen sie nur der Schlußstein einer Reihe von Ereignissen gewesen, welche das Band zwischen den Gatten gelockert. Sie hatte begreifen gelernt, wie sich allmälig Stein um Stein von dem Fundament gelöst, welches das Eheglück der Beiden getragen.

Dann war sie im Leben weiter gegangen, sich schmerzlich darein ergebend, daß sie Allem, was sie einst so sehr geliebt, fortan fern und fremd bleiben mußte. Und — so gänzlich hatten sich bereits ihre Wege von jenen der Anderen geschieden, daß sie es ihrer Erinnerung nicht verwehrte, oft zu jener unvergleichlich schönen Zeit zurückzukehren.

Sie gönnte es ihrem Herzen, an dem edlen Manne zu hängen, der sie so aufrichtig geliebt und auch sie gewiß nicht ganz vergessen haben konnte. Der Cultus, den sie ihm weihte, konnte kein unerlaubter, kein frevelhafter sein. Gottes Auge, das in ihrer Vereinsamung auf ihr ruhte, sah gewiß erbarmend darauf nieder, als auf das einzige Glück ihres verarmten Herzens, auf ein Gefühl, welches sie kräftigte und erhob, wenn sie verzagen wollte, welches sie vor allem Fehlgehen im Leben bewahrte. Verkehrte sie ja doch mit dem geliebten und verehrten Manne wie mit einem Verstorbenen, dessen geistiger Theil, alles Irdische überdauernd, verklärt über ihrem Leben schwebte.

Da war er plötzlich vor ihr gestanden, ein Lebender, die dunklen, ihr so lieben Augen erglänzend in der Erregung des unerwarteten Wiederfindens. Ihr aber war, als schlüge ein Blitz vor ihr nieder, und sie war vor ihm in tödtlichem Schrecken zurückgewichen, erfüllt von der Ahnung eines unberechenbaren Unglücks. Dieses Wiedersehen gebar in ihrer Seele einen Zwiespalt, den nichts auszugleichen vermochte. Sie bekannte sich, daß sie den Mann, der vor ihr stand, liebte mit aller Kraft ihrer Seele, und sie betrachtete es als das größte Unglück, das ihr widerfahren konnte, ihm wieder begegnet zu sein. Nimmer, nimmer wollte sie das werden, was man sie ungerecht genannt — eine Schuldige. Es ging über Menschenkraft, diese Liebe, die seit so langer Zeit Eins mit ihrem Leben geworden, aus dem Herzen zu reißen. Aber mit fester Hand das neugeknüpfte Band zu zerreißen, das war möglich, das wurde ihr zur Nothwendigkeit, zur Pflicht.

Und er? Die Ausdauer, mit welcher er sie gesucht, sein räthselhaftes Benehmen in der Stunde des Wieder=

findens, das Aufleuchten seiner Augen, so oft er sie erblickte, sein Erblassen bei jeder zufälligen, unvermeidlichen Begegnung, das leise Beben seiner Stimme, wenn er zu ihr sprach, deutete dies Alles nicht auf dieselbe Empfindung, welche ihr Herz erfüllte?! In tödtlicher Angst krampfte sich ihr Herz zusammen.

Aber sie hatte bisher jeden ihrer Blicke gehütet, jedes Wort, und sie durfte auch für die Zukunft auf sich zählen. Einmal in Hamburg angekommen, wollte sie sogleich das Verhältniß zu Lady Harray lösen. Ihre Talente sicherten ihr einen neuen Wirkungskreis. Wo immer sie vom Zufall hin verschlagen wurde, in den Lärm einer Weltstadt, in die Einsamkeit einer Farm, was lag daran? Nur fern von ihm zu sein und für immer geborgen vor jedem neuen Wiederfinden, das war die Hauptsache!

Sie wußte, er hatte wiederholt Gelegenheit zu einem Gespräch unter vier Augen mit ihr gesucht. Was hatte er ihr zu sagen? Sicherlich nichts, was er nicht verantworten könnte. Er war edel, stark und gut. Was immer zwischen Renata und ihm vorgefallen sein mochte, er vergaß sicherlich nicht, daß er durch ein unlösbares Band gebunden war.

Gleichwohl war sie bisher dem gesuchten Zwiegespräch glücklich ausgewichen und durfte hoffen, daß ihr dies auch in Zukunft gelingen werde. Da hörte sie plötzlich eine leicht gedämpfte Stimme in ihrer Nähe sagen:

„Ich habe mit Dir zu sprechen, Ella.“

Sie erbleichte. Ohne zu antworten, sah sie ernst zu ihm auf.

„Ich weiß, was Du sagen willst,“ fuhr Erwin fort, „dieses trauliche ‚Du‘ der Vergangenheit, welches Du

Dir, wenn auch nicht mit Worten, so doch durch Dein Benehmen mir gegenüber verbeten, befremdet Dich. Doch da mir heute die Gunst widerfährt, Dich ohne Zeugen sprechen zu dürfen, gleitet mir unwillkürlich meinem einstigen Pflegekind gegenüber dies trauliche Wort, an das sich mein Herz im Verkehr mit Dir gewöhnt hat, über die Lippen. Sei nachsichtig."

Sie hatte das Haupt gesenkt. Die zarten Wangen waren leicht geröthet, und die einst so schalkhaften, jetzt so ernsten braunen Augen blickten zu Boden.

„Was haben Sie mir zu sagen, Baron Bergen?" fragte sie.

Seine Stirne verfinsterte sich.

„Ich habe Dir vor Allem zu sagen, Ella, daß Du nicht wahr bist, nicht gegen mich, nicht gegen Dich selbst. Du kannst Dich mir unmöglich also entfremdet haben, daß es Dir leicht wird, mich mit solcher Förmlichkeit anzusprechen."

Sie wandte sich zu ihm und wagte es, kalt und fremd in diese geliebten Züge zu blicken, deren vorwurfsvoller Ausdruck ihr das Herz erbeben machte.

„W i e soll ich Sie denn nennen, Herr Baron? Sie sind nicht mein Verwandter, nicht mehr mein Vormund."

„Es ist nur ein Glück, daß Du nicht weiter gehst, und zu behaupten wagst, Du sähest in mir nichts, als einen Fremden. Das wenigstens würde ich Dir doch nicht glauben, Ella . . . Lag, als wir von einander schieden, auch nur der Schatten eines Mißverständnisses zwischen uns?"

Sie erhob die Hand wie zur Abwehr.

„Nichts von der Vergangenheit, wenn ich bitten darf,"

unterbrach sie ihn mit gepreßter Stimme. „Jeder Hinweis darauf ist mir überaus peinlich.“

„Ich berühre das Vergangene auch nur darum, um zu betonen, daß da kein Grund zu solcher Entfremdung liegt. Diese ist mir ein Räthsel, das ich nicht begreife, das mich empört! Du nennst meinen Vetter nur ‚Hanns‘, — es fällt Dir nicht ein, ihn bei seinem Titel zu nennen.“

„Das — liegt in meinem Verhältniß zu seiner Frau,“ erwiderte Ella mit scharfer Betonung.

„Ich verstehe.“ Eine Pause erfolgte. „Wenn es Dir . . . wenn es Ihnen unmöglich ist, Ella, mir gegenüber das trauliche ‚Du‘ früherer Tage beizubehalten . . .“

„Es ist mir unmöglich. Wir sind zwei Menschen, zwischen die sich, ohne ihre Schuld, ein unerbittliches Schicksal gedrängt, und die, wenn sie nicht das Bessere wählen und einander völlig fern bleiben, — doch nur förmlich mit einander verkehren können, als hätten sie einander niemals näher gekannt.“

„Das scheint Ihnen leicht zu fallen, Miß Ella,“ bemerkte er mit Bitterkeit.

„Ob leicht, ob schwer, wir wollen nicht weiter sprechen. Es muß eben sein, — und dieses ‚Muß‘ ist ein so sicherer Wall, daß hoffentlich auch die tödtlichsten Waffen der Verleumdung wirkungslos an ihm abprallen werden.“

„Ich bewundere die Schärfe Ihrer Vernunftsgründe, mein Fräulein.“

„Was hatten Sie mir zu sagen, Herr Baron?“

„Nach dem, was Sie mir soeben gesagt, wäre es wohl klüger und würdiger, zu schweigen, doch die Pflicht gebietet mir, zu sprechen. Ich war einst Ihr Freund, Ihr Rathgeber, Ella, und obwohl Sie mich nicht mehr als Solchen betrachten wollen, will doch mein Herz von

der Aufhebung seiner früheren Verpflichtungen nichts wissen, so lange ich mir sagen muß, daß mein Rath Ihnen vielleicht nützen kann. Und darum vor Allem eine Frage: Fühlen Sie sich in Ihrer Stellung glücklich, Ella?"

„Glücklich . . . Wer ist es hier auf Erden?! Eine Waise zumal hat wenig Anwartschaft auf Glück. Doch, ich bin zufrieden, in Lady Jane's Hause ein ruhiges Asyl gefunden zu haben."

„Ein Asyl?! So nennt man etwas Dauerndes, welches vor Allem die Bürgschaft in sich schließt, daß man daraus nicht vertrieben werden kann."

„Sie übersehen, daß es bei der Veränderlichkeit des menschlichen Herzens keine derartige Bürgschaft gibt. Einst glaubte ich ein solches Asyl zu besitzen. Sie wissen, wie ich es verloren . . ."

Baron Bergen sah sie traurig an.

„So sehr von der Bitterniß durchtränkt ist also Ihr junges Herz, daß es an allem Glück verzweifelt und das Unbeständige als das allein Wünschenswerthe predigt? Ella, Ella, was haben wir aus Ihnen gemacht?!"

„Ich verzweifle nicht am Glück, Baron Bergen, ich kann nur nicht recht daran glauben, vor Allem nicht an das Glück, welches die Heimat angeblich gewährt. Ich sehe die Menschen vielmehr bestrebt, sich der Bande ruhiger Häuslichkeit zu entledigen. Alle um mich her durchstreifen die Fremde und finden darin den höchsten Genuß. Lord Harray, statt in seinem Heim zu leben, das ein günstiges Geschick ihm so reich gestaltet, bereist fremde Länder. Hanns und Dora suchen, um der Trauer über den Verlust eines theuren Kindes zu entfliehen, für welche die Heimat keinen lindernden Balsam hat, die Fremde auf . . ."

„Was Sie Fremde nennen, ist Dora's Heimat!"

„Die Heimat ist da, wo man sich geliebt fühlt,“ erwiderte Ella, einem unwillkürlichen Impuls folgend, rasch.

In Erwin's Augen leuchtete es auf.

„Also doch! Wer einen so richtigen Begriff von dem hat, was ‚Heimat‘ ist, sollte sich zu diesem Verständniß jederzeit bekennen und es niemals verleugnen.“

„Thun Sie es doch selbst, Herr Baron,“ erwiderte sie. „Ein Schatz von Liebe wartet Ihrer in der Heimat, eine liebe Mutter streckt Ihnen sehnend die Arme entgegen — und Sie sind hier ein Heimatloser, ein Wandervogel wie wir Alle.“

„Lassen wir dies, Ella . . . Nun Sie mich einen Blick in Ihr Herz thun ließen, beirren Sie mich auch nicht mehr in der Ueberzeugung, daß Sie sich im Innersten Ihrer Seele unglücklich fühlen müssen in dieser Stellung, die Sie noch obendrein heute oder morgen wieder schutzlos allen Gefahren abenteuerlichen Zufalls preisgeben kann.“

„Lady Jane denkt nicht daran, sich von mir zu trennen. Sie ist mir gut und liebt mich — auf ihre Art.“

„Sie ist gütig gegen Sie, weil Sie alle Bedingungen, welche ihr Ihre Gegenwart behaglich erscheinen lassen, in sich vereinen. Sie haben sich aber noch niemals unterstanden, krank zu werden und selbst Hilfe zu brauchen. Das würde Lady Jane's gute Meinung von Ihnen sehr verändern. Hebt sie doch Ihre unverwüstliche Gesundheit als die ihr werthvollste Eigenschaft, die Sie besitzen, stets anerkennend hervor. Ihre Zukunft in diesem Hause hängt von dem ersten Fieber ab, das Sie mißliebig macht.“

„Ich habe mich darüber niemals Illusionen hingegeben,“ sagte Ella ruhig. „Aber ich würde wohl wieder einen anderen Wirkungskreis finden, hier oder dort,

irgendwo in der weiten Welt. Einem Wandervogel, wie ich es bin, ist das vollständig gleichgiltig."

„Das eben darf nicht mehr geschehen, Ella! Um dem zuvorzukommen, habe ich gesprochen."

Sie sah erstaunt zu ihm empor.

„Ich glaube nicht, daß Jemand das Recht hätte, in meine Entschließungen hindernd einzugreifen."

„Gewiß! So weit würde Hanns, Ihr Vormund, Ihren Charakter nicht verkennen. Er würde Ihnen liebevoll rathen, nicht befehlen; wenn Sie sich aber seinem Willen entgegensetzen, würde er Sie wahrscheinlich gewähren lassen, denn er weiß aus Erfahrung, daß Sie einen eisernen Willen haben. Das Recht, auf welches ich hindeute, ist das der Liebe, nicht der Gewalt. Wir Alle, die wir Sie lieben, nach wie vor, so vollständig Sie sich auch von uns gewendet haben, rufen Ihnen, wie aus einem Munde, zu: Dieses abenteuerliche Leben darf nicht fortwähren, Ella! Bis hieher und nicht weiter!"

Aus seinen Augen blitzte das Feuer einer leidenschaftlichen Erregung. Seine Stimme bebte. Die tiefste Bewegung drückte sich in seinen Zügen aus und diese Bewegung begann sich ihr mitzutheilen. Die angstvolle Zärtlichkeit, die in seinen Worten lag, ließ ihr Herz einen Augenblick aufjubeln vor Freude, um es dann angstvoll und stürmisch pochen zu machen. Es war ihr, als hätte sich ein Abgrund zu ihren Füßen aufgethan, aus dessen Tiefe es zu ihr heraufstarrte, wie die ewige Nacht, welche Schuld und fruchtlose Reue abschließt von dem strahlenden Licht des Tages, und in den mit ausgebreiteten Armen sich zu stürzen sie gleichwohl Verlangen trug.

Ihr schwindelte. Loderte nicht in seiner Brust dasselbe Feuer, gegen dessen gluthvolle Umarmung ihr Herz

vergebens rang? Wenn sie jetzt die Besinnung verlor ... wenn nur ein Zug in ihrem Antlitz ihm die stürmische Erregung ihrer Seele verrieth ... Nein, niemals durfte das erste Wort gesprochen werden, welches ihre Seelen fessellos in eine einzige verzehrende Lohe in einander flammen lassen mußte.

Sie bezwang sich.

„Abenteuerlich?“ wiederholte sie mit einem leisen Anflug von Ironie. „Was an meiner jetzigen Stellung finden Sie abenteuerlich?! Ich bin in Lady Harray's Hause und gedenke vor der Hand auch da zu bleiben.“

„Wie lange, Ella? Vielleicht scheitert Ihr Vorhaben schon nächstens an dem Tode der überaus kränklichen Dame! Sollen wir dann abermals Jahre hindurch nicht wissen, wohin Sie gerathen sind? Unmöglich! Dieses Leben unter fremden Menschen muß ein Ende haben, wiederhole ich. Es gibt eine Heimat, Ella, und diese ist, wie sie ganz richtig gesagt haben, dort, wo man geliebt wird. Zweifeln Sie, können Sie an Dorita's und meines Vetters warmer Zuneigung zweifeln? Jede Stunde bringt Ihnen neue Beweise dafür, wie sehr Beide an Ihnen hängen. Sie öffnen Ihnen liebevoll die Arme, und bieten Ihnen die Stelle einer zärtlich geliebten Schwester in ihrem Hause. Wenn Hanns bisher noch nicht gesprochen hat, so schloß ihm nur die Erwägung, welche Aufnahme vielleicht seine Bitte bei Ihnen finden würde, den Mund. Die Aussicht, etwas, was man aus tiefstem Herzen bietet, zurückgewiesen zu sehen, ist gewiß peinlich genug. Doch, ich hoffe, Ella, Sie werden ihm, Sie werden uns den Schmerz nicht bereiten, den Antrag Ihrer wahren Freunde abzulehnen, um aus Trotz und Eigensinn bei einem Ent-

schlusse zu beharren, der uns und Ihnen selbst nicht die geringste Sicherheit für Ihre Zukunft bietet."

Seine Worte klangen ruhig und nüchtern, aber der Ton seiner Stimme vibrirte und verrieth das ihn beherrschende Gefühl leidenschaftlicher Sehnsucht, sich für die Zukunft ihre Nähe zu sichern. Angstvoll, als hinge für ihn Leben oder Tod von ihrer Antwort ab, haftete sein Blick an ihrem bleich gewordenen Angesicht, — suchte sein Auge das ihre.

Sie rang nach Worten . . . Sie wollte den herben Entschluß, der ihr das Herz zerriß und der doch so unerschütterlich in ihr feststand, in eine Antwort kleiden, die nicht verletzen sollte, und doch befreite sich endlich ihre qualvolle Angst über alles Unglück, welches eine Schwäche in dieser Stunde über sie, über ihn bringen mußte, ihr Entsetzen über das, was sie im eigenen Herzen fühlte und in dem seinen ahnte, in dem energischen Ausrufe: „Nein! nein! ich kann den freundlichen Antrag Ihrer Verwandten nicht annehmen. Daß ich es lebhaft bedaure, daß ich . . ."

„Ersparen Sie sich alle Phrasen des Bedauerns, Ella," fiel er mit flammenden Wangen ein. „Ihr ‚Nein' war so beredt, daß es jedweden Commentars entbehren kann. Ich bin indeß gerecht genug, Ihre Antwort, so verletzend sie auch klingt, in Anbetracht der Umstände erklärlich zu finden."

Erwin fuhr in seiner erregten Rede fort:

„Sie fürchten von Seite meiner Frau eine Erneuerung der Beleidigung, die Sie erlitten . . . Fürchten Sie nichts. Ich bin, Sie haben es ja gesagt, — ein freiwillig Heimatloser. Ein solcher will ich gern bleiben, kann ich dadurch Ihre Ruhe sichern. Ich habe mich an

die Fremde gewöhnt, ich bin ein Mann, die Welt ist meine Heimat . . . Sie dürfen nicht besorgen, daß ich am Heimweh stürbe . . . Nehmen Sie getrost meines Vetters Vorschlag an. Sie haben dabei nicht den Schatten eines Verdachtes zu fürchten, denn Sie werden mich in Jahren nicht wiedersehen . . ."

Ella hatte sich von ihrem Sitz erhoben.

„Es ist umsonst, Herr Baron," sagte sie schwer athmend. „Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme, aber — ich hoffe, daß wir, wenn wir nach Beendigung dieser Reise von einander scheiden, uns im Leben nie wieder begegnen."

„Ella! Ich also bin es, den Sie fliehen, dessen Gegenwart Sie mit einem so heftigen Widerwillen erfüllt, daß Sie die Zeit herbeisehnen, die Sie von meinem Anblick befreien wird? Ich dachte wahrlich nicht, daß ich für fremde Schuld so bitter würde büßen müssen. Sie hassen mich, Ella?!"

Sie stand vor ihm, todtenbleich, die Arme gesenkt, die Hände fest in einander gerungen.

„Sehen Sie mir in's Auge und sagen Sie mir, wodurch ich Ihren Haß verdient habe!"

Wie seinem Befehl gehorchend, hob sie schwer und langsam die Lider, und es traf ihn aus den einst so fröhlichen braunen Augen ein so jammervoller Blick, daß er ihn im tiefsten Grund der Seele erschütterte. Sie wollte sprechen, — aber die zuckenden Lippen versagten den Dienst. Sie wandte sich ab und ging langsam, fast wankend über das Verdeck, die Treppe hinab, die zu den Kajüten führte.

Betäubt blickte er ihr nach. Das war kein Haß gewesen, welcher ihn aus diesen braunen Rehaugen einen

Augenblicklang so innig und tief, so anklagend und verzweiflungsvoll angeblickt!

Er legte die Hand an die Stirne, wie Einer, der, eben aus dem Schlaf auftaumelnd, sich erst besinnen muß, ob er wirklich schon wache. Ja, er war in der Irre gewandelt, in tiefem Dunkel, kaum ahnend, wohin er gerathen sei. Da hatte, aus dem tiefen Schooß der Nacht hervorbrechend, ein Blitz, ein einziger Blitz die Gegend erhellt und mit blendendem Scheine Alles klar gestellt, was ihm unklar, Alles beleuchtet, was ihm dunkel gewesen war. Ein jähes übermächtiges Glücksgefühl kam über ihn . . . Daran hielt er fest und träumte, und wollte nicht erwachen . . .

Er sollte bald an die Wirklichkeit der Dinge gemahnt werden.

Laute Commandorufe erschallten um ihn her. Die Schiffsmannschaft war in vollster Thätigkeit. Ernst blickte der Capitän zum Firmament empor, das keine sichtbare Veränderung wies. Durch die bläulich weißen Wolken leuchtete, wenn auch gedämpft, doch sengend die Sonne hervor . . . Das Meer war ruhig, fast unheimlich ruhig. Auf ein Commandowort des Capitäns eilte eine Anzahl Matrosen unter Deck, um Alles im Schiffe festzumachen, im Salon und in den Kajüten der Passagiere die Maßregeln zu treffen, welche das Umherrollen der Möbel und anderer Gegenstände verhindern sollten. Hoch in den Lüften wurden Segel eingeholt, längs des Schiffes alle Boote versichert, — quer über das Verdeck eine Anzahl fester Seile gespannt . . . Aber über ihnen blaute der Himmel, leuchtete die Sonne. Still und majestätisch glitt das Schiff durch die leise am Bug emporplätschernden Wellen.

Erwin warf kopfschüttelnd einen Blick zurück nach

der japanischen Küste. Hatte man den Cours geändert? Er erblickte den Fusiyama, dessen Gipfel sich in leichte Nebelwölkchen gehüllt hatte, nun von einer anderen Seite her als früher.

Er wandte sich an den Capitän. „Was geht hier vor?“ fragte er.

„Das ist ersichtlich genug, Herr Baron. Wir steuern, wie Sie sehen, in rasender Eile nach Süd-Ost.

„Aber was hat dies Alles zu bedeuten?!“

„Das bedeutet, Herr Baron, daß wir, wenn es uns nicht gelingt, an die äußerste Grenze der bedrohten Zone zu rücken — ganz und gar können wir ihr leider nicht entgehen — in wenigen Stunden auf dem Grunde des Meeres liegen werden, Schiff, Mannschaft, Ladung und Passagiere in größter Einigkeit.“

„Ein Taifun also?“

„Ja, der ist im Anzug, und verspricht bei der Schwere der Luft ausgiebig zu werden. Sehen Sie die kleine schwarze Wolke dort im Süd-West, Herr Baron?“

„Sie ist mir schon aufgefallen. Sie steht wie ein drohender, dunkler Ball mitten im Heere der lichteren Wolken.“

„Nun denn, dieses Wölkchen, das zuerst so winzig aussah, sich aber allmälig vergrößert und nicht unerheblich zugenommen hat, während wir mit einander sprechen, ist eine sichere Verheißung des herannahenden Orkans. Vor diesem Wölkchen ergreift der muthigste Seemann die Flucht, wie einst unsere Vorfahren beim Herannahen des Gespensterschiffes. Unsere Väter und Vorväter waren noch eine wehrlose Beute der Cyclonen. Sie wußten nicht, von welcher Seite der Sturm sie fassen würde, wohin sie ausweichen sollten. Wir modernen Seeleute vermögen, Dank der Forschungen eines Dove und Reid, welche das Gesetz

der Stürme präcisirten, ihnen im glücklichsten Falle zu entgehen, im unglücklicheren uns wenigstens dem Centrum des Orkans, der immer bestimmten Gesetzen folgt, zu entziehen. — Alles gesichert? Gut. Seht nach den Booten, Drenning! — Sehen Sie, wie sie wächst, wie sie sich ausbreitet am Firmament, wie ein dunkles Leichentuch? Wenn sie den Horizont ganz bedeckt hat, dann haben wir mitten am Tage stockfinstere Nacht . . . Man wird nicht zwei Schritte vor sich sehen können. Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, Herr Baron, wenn Sie die Passagiere in meinem Namen ersuchen wollten, sich unten zu halten — unter keiner Bedingung auf Deck zu kommen. Man kann nicht wissen, in welchem Moment der Orkan losbricht. Wer nicht vom Fach ist, hindert uns hier oben."

„Auch ich, Herr Capitän? Wenn ich mich gänzlich ruhig an derselben Stelle halte?"

„An derselben Stelle?" lächelte der Capitän. „Sie scheinen noch keinen Taifun mitgemacht zu haben . . ."

„Das allerdings nicht."

„Nun, sehen Sie! Sie sind dort unten gewiß nöthiger als hier oben. Wenn die Damen im ersten Entsetzen den Kopf verlieren, ist es geboten, daß Jemand da sei, der ihnen denselben zurecht setze. Ein kleines Weilchen können Sie übrigens schon noch oben bleiben, wenn Ihnen dies Freude macht . . . Nur in Damengesellschaft nicht, wie so eben früher. Ich will Sie ein wenig ablösen, Steuermann, die Anstrengung ist zu groß. Ruhen Sie zehn Minuten. Wir müssen unsere Kräfte sparen. Bleiben Sie hier, Herr Baron und fassen Sie fest die Wanten des großen Mastes. Der Sturm kommt so plötzlich, daß er Sie über Bord holen könnte."

XXIV.

Baron Erwin lehnte über der Regeling und blickte weithin über die fast bewegungslosen, sich zusehends dunkler färbenden Fluthen. Bald war es so dunkel geworden, daß man Mühe hatte, das ganze Schiff zu übersehen. Bereits begannen einzelne schwere Tropfen zu fallen. Der Bitte des Capitäns gedenkend, eilte Baron Bergen in den Salon hinab.

Lady Jane war in ihrer Cajüte erwacht, ohne, wie sie es gewöhnt war, die pflichtgetreue Ella bereits ihres Befehles harrend zu finden. Da sie zu den Menschen gehörte, welche mit sich selbst nichts anzufangen wissen und denen das Alleinsein entsetzlich ist, hatte sie sofort ihrer Kammerfrau geklingelt und sich dieser gegenüber sehr scharf über die Unverläßlichkeit der Gesellschaftsdamen im Allgemeinen und Miß Ella's insbesondere ausgesprochen, worauf die Kammerfrau, welche dem ruhigen, stets gleich höflichen jungen Mädchen sehr zugethan war, nicht ganz der Wahrheit gemäß erwiderte, Miß Ella habe erst wenige Minuten vor Lady Jane's Erwachen die Cajüte verlassen und sei hinaufgegangen, wahrscheinlich, um nach dem Wetter zu sehen.

Das Wetter ließ sich nun allerdings trübe genug an, wie Lady Jane auf den ersten Blick durch das Cajütenfenster entdeckte. Sie fand es unverantwortlich von der Sonne, daß sie nicht schien, sondern sich in Wolken hüllte, welche am Ende gar Regenwolken sein konnten; von der Luft, daß sie so schwül war, wie vor einem Gewitter; von den Matrosen, daß sie oben so geräuschvoll hin und hertappten, ohne die mindeste Rücksicht auf ihre Nerven zu nehmen und war fest davon überzeugt, daß alle diese Umstände ganz expreß für sie, die immer und überall so viel Unglück hatte, veranstaltet worden seien. Die arme Lady Jane! Sie war allerdings eine unglückliche Frau, denn sie war nicht gesund! — Darum auch hatte Ella so unendlich viel Geduld mit Lady Jane's Launen und Eigenthümlichkeiten. Dieselbe erschien ihr ein dem Charakter nach unfertiges Wesen, ein hilfloses Kind, das sich niemals auf sich selbst verlassen konnte und stets seine Stütze an Anderen suchen mußte.

Nachdem Lady Jane fünf Minuten lang vergeblich auf Ella gewartet hatte, welche sie um diese Stunde in den Salon zu führen pflegte, entschloß sie sich zu dem Wagniß, gegen alle ihre Gewohnheit ohne Ella, auf den Arm ihrer Kammerfrau gestützt, die kurze Strecke zu gehen, welche ihre Cajüte vom Salon trennte. Sie fand, es war zwischen zwölf und ein Uhr, die auf dem Schiffe gebräuchlichen Sicherheitslampen angezündet, denn hier unten war es beinahe vollständig finster geworden. Ihr Gemal gab sich mit tiefster Aufmerksamkeit den Problemen einer Schachpartie hin, die er mit einem der Passagiere spielte. Lady Jane wußte aus Erfahrung, daß er gegen jede Art von Gefahr, die er aus eigener Initiative nicht von sich abwenden konnte, äußerst phlegmatisch war.

Trotzdem wandte sie sich in ihrem Mittheilungsdrange an ihn, erhielt aber wie gewöhnlich, die halbzerstreute Antwort: „Sie sehen wieder zu schwarz Jane. Es ist nichts von Bedeutung, verlassen Sie sich darauf.“

Es war zum Verzweifeln . . Nirgends ein Verständniß für ihre Ahnungen . . . Da gewahrte sie dort in der Ecke Baron Hanns neben seiner jungen, hübschen Frau. Beide natürlich wieder eng an einander geschmiegt, wie ein paar Turteltauben. Es war zwar indiscret, sie in ihrem Gespräch zu stören . . . Doch — gleichviel. Warum ließ man sie auch so allein, umringt von tausend Gefahren . . .

„Sir John,“ sagte sie in wehmüthig klagendem Ton und vor Angst bebender Stimme, „glauben Sie nicht, daß ein starkes Gewitter im Anzuge ist?“

„Sir John“ glaubte sogar mehr als das. Er sprach es zwar nicht aus, aber — er und seine kleine Frau waren auf Alles gefaßt. Sie hatten Beide so manchen Taifun in den japanischen Gewässern erlebt, wenn sie auch nicht in so directer Gefahr daran betheiligt gewesen waren, wie in dieser Stunde.

Er sprach nur einige beruhigende Worte, welche durch die Ankunft der von Mylady so sehnsüchtig erwarteten Ella unterbrochen wurden.

Ella war bleich — ihre Augen trüb; doch Lady Jane kümmerte sich nie darum, ob ihre Gesellschafterin wohl oder unwohl aussah. Sie mußte für sie da sein, sie war an sie gewöhnt, und daher wäre es sehr pflichtvergessen von Miß Ella gewesen, zu erkranken. Sie nahm das junge Mädchen sogleich in Beschlag, um ihm ihre tausend Befürchtungen mitzutheilen.

Hanns prüfte die Situation. Rechtzeitig konnte Ca=

pitän Stormer dem Taifun in seiner ganzen Ausdehnung nimmer entgehen. Die Gefahr schien Hanns imminent. Schon begannen die ersten Tropfen zu fallen . . . Ein sonderbares Geräusch schien aus dem Grunde des Meeres emporzusteigen . . .

Da schob sich Dorita's Arm in den seinen.

„Soll ich den Kleinen holen, Hanns?"

Er nickte.

„Thue das, liebes Weib, — obwohl . . ."

„Sei still, Hanns! Sage nicht die Unwahrheit. Ich weiß Alles. Blick' nicht so düster, Hanns! Wenn wir sterben müssen, — wir sind ja, so lange wir beisammen sind, doch glücklich gewesen! Wie Viele können das von sich sagen? Vielleicht wird es doch nicht so arg und das Schiff ist zu retten. Ich eile, meinen Knaben zu holen."

Doch — da erbebte die „Elektra" . . . mit donnerähnlichem Geheul kam die Windsbraut herangeflogen und traf das Schiff auf der Luvseite so, daß es in Lee überneigte, als sollte es kentern.

Alles, was im Salon nicht niet- und nagelfest war, rollte hin und her, vor Allem Lady Jane, die sich nicht rechtzeitig an den festgemachten Tisch angeklammert hatte.

Hanns hatte Dora im Fallen aufgehalten.

„Mein Kind! Mein Kind!" jammerte die junge Frau, und soeben wollte Hanns hinwegeilen, um seinen Sohn zu holen, als Erwin, den Knaben auf dem Arm, von der Wärterin begleitet, die sich mit dem Kinde soeben nach dem Salon hatte begeben wollen, im Thürrahmen erschien, mit verwirrtem Haar und vom Orkan verschobener Kleidung.

„Meine Damen und Herren," rief er, „der Capitän

läßt ersuchen, vor der Hand keinen Versuch zu machen, auf Deck zu gelangen. Ich denke aber, die Jüngeren von uns Männern werden das nicht so wörtlich nehmen wollen . . . Da hast Du Deinen Robert, Hanns," fuhr er dann, zu seinem Vetter gewendet, fort und übergab ihm das Kind.

Lady Jane lag jammernd am Boden und rief einmal über das andere:

„Ich sterbe . . . Zu Hilfe! Ach, ich sterbe . . ."

Ella hatte sich vergebens bemüht, sie zum Aufstehen zu bewegen. Sie gab es endlich ganz auf und ließ sich auf einem Sitze nieder, bleich, ruhig und gefaßt. Hie und da schweifte ihr Blick secundenlang zu Erwin hinüber, der neben Dora saß und gefaßt zu ihr sprach.

Mittlerweile hatte sich Lord Harray, welcher das Benehmen seiner Gemalin, die bei dem Schwanken und Stampfen des Schiffes wie ein Gepäckstück zwischen Stühlen und Fußpolstern hin- und herrollte, nichts weniger als zu billigen schien, der vor Angst fast sinnlosen Frau genähert.

„Stehen Sie auf, Lady Jane!" sagte er gebieterisch.

Sie hörte zu jammern auf. Lord Harray sprach nur selten zu ihr in dieser Weise; aber sie wußte, daß sie zu gehorchen hatte, wenn er es that.

Sie erhob sich von ihm unterstützt und faßte seine Hand und hielt sie fest, wie der Ertrinkende den Gegenstand, an den er sich geklammert.

„Ich werde bei Ihnen bleiben unter der Bedingung, daß Sie ruhig sind, Lady Jane," sagte er und setzte sich neben sie.

Und so saß er denn da, ihre Hand in der seinen, in stoischer Ruhe, gleich gefaßt auf Leben und Tod, mit der

Ergebung des Phlegmatikers, welche oft der Ruhe des Weisen zum Verwechseln ähnlich ist.

Erwin Bergen stand auf und trachtete, durch die festverschlossenen Fenster einen Ausblick auf die See zu gewinnen. Man konnte nichts sehen. Der Sturm peitschte den Wogenschaum wie dichten Nadelregen an die Scheiben ... Aber das fürchterliche Tosen nahm von Minute zu Minute zu. Das Wasser rauschte nicht mehr ... der Sturm pfiff nicht mehr in den früheren lang gezogenen Tönen über die Takelage — Alles bebte und donnerte ... Es war, als ob das Schiff nicht ein mechanisch erzeugtes Werk der Menschenhand — als ob es vielmehr ein vernunftbegabtes Wesen wäre, das, in seinem innersten Leben angegriffen, in wüthender Gegenwehr gegen die Wellen stampfe, sich bäume, in fluchtähnlicher Eile, im Versuche, sich zu retten, bald hinabgleite in panischem Schrecken, bald mit Riesenkraft wieder auf den gewaltigen Rücken der Wogen emporklimme, um dem unten lauernden Verderben zu entgehen.

Erwin wandte sich zu seinem Vetter.

„Es ist hier nicht zu ertragen,“ sagte er beklommen. „Nichts sehen, nichts hören, wie ein im tiefen Kerker Gefangener sich an der Finsterniß draußen vergeblich die Augen aussehen ... es erstickt mich.“

„So ist auch mir zu Muthe.“

„Dann — gehen wir, Hanns.“

Aber Dora hing angstvoll an dem Halse ihres Gatten.

„Närrchen! Ich komme ja wieder,“ sagte er, sie küssend. „Ich lasse ja hier mein Theuerstes zurück — Weib und Kind ... Wir wollen nur ein wenig sehen, wie es droben aussieht ... Still Kindchen. Ich weiß

Alles, was Du sagen willst. Du willst bei mir sein, wenn die Gefahr wächst . . . Du willst mit mir sterben . . ."

Dorita schüttelte das Köpfchen.

„Nein!" flüsterte Dorita leidenschaftlich, „ich will Dich nicht lassen, weil ich vielmehr möchte, daß Du mit mir stürbest, weil mir der Gedanke unerträglich ist, Du könntest, wenn es mich ohne Dich hinunterrisse in das tiefe Grab, Deine Dorita vergessen und eine Andere lieben."

Er ergriff ihre beiden Händchen und drückte sie leidenschaftlich an seine Lippen.

Sie drängte ihn von sich.

„Und nun — geh'! Geht alle Beide! Gott schütze und bewahre Euch! Aber — kehre bald wieder, Hanns! Ich vergehe sonst vor Angst."

Erwin warf einen Blick um sich. Die Kranke lag auf dem Sopha. Sie stöhnte und jammerte. Zu ihrem Glück schien sie das Bewußtsein ihrer Lage verloren zu haben.

Ella saß in der Nähe, den Kopf auf die Hand gestützt und sah bleich, aber scheinbar gefaßt vor sich hin.

Erwin trat auf sie zu.

„Ist Ihnen bange, Ella?"

Sie schüttelte den Kopf und antwortete, ohne ihn anzusehen.

„Ich fürchte nichts — aber die Ungewißheit ist mir peinlich. Ich habe von jeher nichts Halbes und Unbestimmtes leiden mögen. Wüßte ich mit Sicherheit, daß wir ohne Rettung verloren sind — alle Bangigkeit wäre vorüber. Ich möchte, daß Sie mich vom Stande der Dinge benachrichtigen, ohne mich zu — schonen. Dessen bedarf es nicht."

„Sobald ich selbst etwas Bestimmtes weiß, werde ich es thun. Leben Sie wohl, Ella!"

Er bot ihr die Hand, in welche sie, seinem Blick ausweichend, für einen Augenblick die ihre legte.

Als sie aufblickte, sah sie ihn nicht mehr.

Er ging dahin, vielleicht seinem Tode entgegen — und dann — starb er, dachte sie, mit dem Gedanken, daß sie ihn hasse . . .

Sie legte den Kopf in beide Hände und weinte still vor sich hin. Sie hatte den Muth gehabt, ihm den Abschiedsblick zu weigern — den letzten vielleicht, — damit er nicht in ihren Augen lese, wie es um ihren Haß zu ihm stand. War es ihr jemals wieder vergönnt, in diese lieben Augen zu sehen?

. . . Die Gefahr wuchs von Minute zu Minute.

Zwar war es den jungen Männern nicht vergönnt, thätig in das furchtbare und erhabene Schauspiel einzugreifen, in welchem der Mensch, jeden Augenblick des Unterganges gewärtig, den feindlichen Mächten sein Leben abzuringen trachtet, — aber sie waren im Freien, — ihre Brust hob sich, — sie hatten nicht mehr das peinliche Gefühl, der Spielball eines blinden Zufalls zu sein. Sich an den Tauen festhaltend, die quer über das Schiff gezogen waren, gelangten sie, zuweilen auf dem feuchten Boden ausgleitend, endlich an das Steuer, wo der Steuermann sich vergeblich abmühte, das Schiff, das tapfer, aber wie ein dem sicheren Verderben verfallenes lebendes Geschöpf, besinnungslos mit letzter Anstrengung gegen Sturm und Wogen zu kämpfen schien, sich wieder dienstbar zu machen.

Die Schraube hatte ihre Thätigkeit eingestellt . . . das Schiff gehorchte dem Steuer nicht mehr.

In Entsetzen und Bewunderung verloren, betrachteten die Freunde das großartige Schauspiel, so weit es die herrschende Dunkelheit, in welcher das Licht des Tages nur wie ein letztes, in mächtige Finsterniß verschwimmendes Dämmern hinzusterben schien, zuließ.

Meer und Wolken schienen eins zu sein. Die Wogen standen wie Mauern, um im nächsten Augenblick zusammen zu stürzen und sich bald wieder zu ungeheurer Höhe zu erheben.

Das donnernde Gebrüll der schaumgekrönten Gewässer, — die gewaltige Stimme des Orkans waren wieder so mächtig geworden, daß die menschliche Stimme machtlos dagegen verhallte, und die Commandoworte des Capitäns von Mann zu Mann weitergegeben werden mußten.

Die Mannschaft arbeitete auf dem schlüpfrigen Boden, in der Dunkelheit, unbeschreiblich mühsam und konnte nur, sich an den Seilen haltend, vorwärts kommen.

Der Wind schnob nun aus Osten heran. Mit lautem Gekrache borsten die Segel und gingen über Bord. Ihnen folgten Raaen und Spieren, die sausend abwärts flogen und in den Fluthen verschwanden.

Die Mannschaft hing oben in der Takelage, mit wahrer Todesverachtung ihre Arbeit erfüllend, fast erstickt von der Gewalt des Windes. Die hin und her geschleuderten Tauenden schlugen den Matrosen die Köpfe blutig . . . Den in den Wanten Beschäftigten riß der Sturm die Kleider fast in Fetzen vom Leib.

„Ein Mann über Bord!"

Zweimal in diesen Schreckensstunden ertönte dieser furchtbare Ruf. Tauenden und Fangleinen wurden ausgeworfen . . . Vergeblich . . . Ein Mann über Bord war in dieser Stunde ein verlorener Mann.

Auch die heraufgeholten, zu Backbord hangenden Boote waren längst dahin. Eine gewaltige Welle hatte sie überfluthet. Kutter und Jolle, vollständig mit Wasser gefüllt, hingen schwer und immer schwerer an den Davids, welche unter der ungewohnten Last brachen. Die Boote versanken.

Keuchend, fast besinnungslos stiegen die braven Matrosen aus der Takelage und wankten weiter, um eine neue Arbeit zu beginnen.

Die „Elektra" schlingerte jetzt im Ganzen nur unbedeutend. Sie lag vom Winde leewärts fest in die Wogen gedrückt, als müsse sie im nächsten Augenblick kentern. Hie und da jedoch holte sie stark nach Backbord über. Unter dem Schiffe, das — einem verwundeten Thiere gleich — darniederlag, rollte es unaufhörlich donnernd dahin. Eine gewaltige Woge folgte der Anderen. Dann bäumte sich das gute Schiff jedesmal wie aufschnellend empor und glitt, seinen äußersten Bord in das Wasser tauchend hinab in das Wogenthal, um an der nächsten, zum Berg anschwellenden Riesenwelle wieder hinauf zu schnellen.

Bereits waren alle am Fockmast angebrachten Segel weggeflogen. Vergeblich hatte Capitän Stormer die erschöpfte Mannschaft auf's Neue in die Wanten geschickt, um die Luft zu fangen. Das Schiff wollte nicht abfallen.

Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Sämmtliche Backbordwanten waren gelockert. Die Masten konnten nur mehr kurze Zeit aushalten. Gelang es nicht sie noch rechtzeitig mit Balken und Tauwerk zu sichern, so stürzten sie, von der Gewalt des Sturmes völlig erschüttert, über Bord — und das Schiff war verloren.

Mit nicht zu beschreibender Anstrengung arbeitete

die Mannschaft ununterbrochen. Sie arbeiteten ja für ihr Leben.

Da — plötzlich brauste es donnernd heran. — Eine gewaltige See stürzte, als wollte sie das Schiff und Alles, was es enthielt, verschlingen, vom Bugspriet her über das Deck und ergoß sich brüllend durch Fugen und Lucken in das Zwischendeck, wo sie voraussichtlich in Salon und Cajüten arge Verheerungen anrichten mußte.

Hanns richtete sich, durchnäßt und schwerathmend auf.

„Es scheint zu Ende zu gehen," sagte er. „Ich sehe nach den Meinen und bringe sie, wo möglich, herauf. Wenn sich noch ein paar Sturzseen hinunter ergießen, so füllen sie Salon und Cajüten mit Wasser. Sie scheinen mir oben noch gesicherter — oder es dauert doch mindestens hier länger — wenn dies ein Vorzug ist . . ."

Er wollte sich entfernen. Da ergriff ihn Erwin am Arm. Seine ganze Seele rief nach Ella und doch wollte das Wort nicht über die Zunge, welches einem Anderen enthüllen sollte, daß in dieser Stunde äußerster Gefahr sie sein einziger Gedanke — sein einziges Empfinden war.

Doch — es bedurfte der Worte auch nicht. Hanns verstand ihn ohne diese.

„Sei ruhig. Ich bringe sie mit."

„Du findest mich," erwiderte Erwin, „wenn uns die See nicht insgesammt in der nächsten Minute vom Verdeck fegt, unter allen Umständen hier."

Der Capitän war von seinem erhöhten Posten herabgestiegen und hatte die Mannschaft um sich versammelt.

„Ich danke Euch, Kinder," sagte er kurz. „Ihr habt geleistet, was Menschenkraft vermag. Trotzdem sind wir, aller menschlichen Voraussicht nach, verloren. Ihr seid Deutsche und kennt Euere Pflicht. Ihr werdet arbeiten

bis zum letzten Augenblick. Ich habe als letztes — freilich bei diesem Sturme gefährlichstes Auskunftsmittel die Maschine heizen lassen. Ihr wißt, daß man unter solchen Umständen nicht viel davon hoffen kann. Auf Eure Posten denn und — Hoch Deutschland im Leben und im Tode!"

„Hoch Deutschland!" erscholl es aus den rauhen Kehlen — ein Donnerruf, der das Brausen der See übertönte.

Eine Hand berührte leise Erwin's Arm.

„Ella! — Hat Dich Hanns heraufgebracht, oder . . ."

„Ich habe ihn nicht gesehen. Ich kam allein . . ."

„Warum Ella?"

Er umschlang ihren zitternden Leib.

„Ich . . . ich wußte nicht, was oben geschah . . Es war mir unmöglich unten ruhig auszuhalten . . Ich mußte hinauf — ich mußte. Und da es ja nun doch an's Sterben geht — ganz entschieden an's Sterben, wie wir soeben gehört haben . . . und diese Welt vor unserem Blick versinkt . . . so möchte ich nicht allein . . . Verzeih' Du mir, ewiger, barmherziger Gott! Ich möchte mit demjenigen vereint sterben, den . . ."

„Den Du liebst — Ella, den Du liebst . . ."

Sie schmiegte sich an ihn.

„Wie leicht wird mir nun das Sterben werden!" sagte sie.

Er drückte sie stürmisch an die Brust.

Im Donnern der Wogen — im Brausen des Sturmes — in diesem grenzenlosen Aufruhr der Natur brannten ihre Lippen aneinander im ersten — und wie sie meinten — letzten Kuß einer gewaltigen lang unterdrückten und nun, angesichts der Vernichtung, alle Schranken durchbrechenden Liebe.

So Herz an Herz gedrückt, ihre Seelen auflodernd in einer und derselben Flamme, wollten sie in die dunkle Fluth versinken, glückseliger im Sterben, als sie es im Leben gewesen.

Da drang eine angstvolle Menschenstimme durch ihren glückseligen Traum.

„Ella! Wo ist Ella? Ich habe sie unten vergeblich gesucht."

„Hier, bei mir."

Wie klang die Antwort so stolz und freudig!

Er ließ sie nicht einmal aus seinen Armen gleiten und auch Ella entriß sich seiner Umarmung nicht. Es war ihr, als wäre in dieser letzten Stunde die kettenschwere Last menschlicher Gesetze, die ihnen unerbittliche Trennung für das ganze Leben vorgeschrieben hatte, von ihr abgefallen, als gehöre er ihr zu Recht und Eigen im Tode, wie er Renata im Leben gehört hatte.

Hanns stand vor ihnen. Der Hüne hatte Weib und Kind wie ein paar Federbälle aufgeladen und die zitternde Bonne sich nebstdem an den Arm gehängt, mit dem Befehl, unter keinen Umständen loszulassen, ehe er es ihr erlaube.

So standen sie nun zu einer Gruppe vereint, an die Regeling geklammert, ruhig des Endes gewärtig. Nur das Kind weinte leise an der Brust seines Vaters.

Der Capitän hatte die Zimmerleute herbeigerufen. Er hatte beschlossen, als letztes Auskunftsmittel, den Kreuzmast kappen zu lassen. Schon standen sie mit den Beilen bereit, des Commandos gewärtig.

Der Horizont hatte sich etwas aufgeklärt, doch der Orkan tobte in gleicher Stärke . . . Noch immer lag das Schiff in die schäumenden Wogen gedrückt.

Dem Schlot entstieg bereits der Dampf in leichten

Wolken . . . Bereits schwebte das verhängnißvolle, vielleicht das letzte Commando, eines von denen, die der Seemann mit so schwerem Herzen spricht, auf den Lippen des wackeren Capitäns . . .

Da erbebte das Schiff plötzlich vom Neuen und stärker als bisher. Der Capitän richtete sich höher auf . . In athemloser Spannung harrten die Matrosen . . .

Die „Elektra" bäumte sich unter einer gewaltigen, unter ihr dahinrollenden Woge . . . dann schien sie sich seitlich zu erheben . . . Langsam, majestätisch richtete sie sich wieder auf . . . Die Schraube machte ihre erste Umdrehung . . . das Schiff gehorchte dem Steuer wieder und drehte sich in den Wind.

Ein donnerndes „Hurrah!" durchjubelte die Luft.

Ella löste sich langsam von dem Herzen des Geliebten. Sie richtete sich empor. Todtenbleich starrte sie in die sich dem Menschengeist beugenden Wogen.

Sie waren also gerettet . . . gerettet. Sie wollte es nicht glauben — konnte es nicht fassen.

Selbst der Tod stieß sie zurück . . . Nicht einmal er wollte sie vereinen.

Erwin stand neben ihr. Er hatte ihre bebende Hand gefaßt und sah ihr liebevoll in das verstörte Antlitz.

„Man soll nicht heucheln im Tode, Ella, aber auch im Leben sich selbst und die Wahrheit nicht verleugnen."

Sie entzog ihm ihre Hand. Ein Schauer schüttelte ihren Leib.

„Ich leugne nichts . . . kann ja leider nichts mehr leugnen," erwiderte sie. „Aber mir wäre besser, mich hätten die Wogen verschlungen. Lass' mich Erwin! Ich muß allein sein!"

Sie wandte sich und wankte mehr als sie ging, sich

an den Tauen haltend, leise stöhnend der Treppe zu, die in's Zwischendeck führte.

Der Sturm legte sich allmälig. Er hatte nahezu drei Stunden gewährt. Noch war das Meer unruhig — doch hell und goldig brach ein Strahl durch die Wolken. Aus weißem, bläulich umsäumtem Gewölke erhob der Fusiyama sein gewaltiges, rosig beleuchtetes Haupt, während das Tiefland in der Ferne noch in dunklen Schatten lag.

In voller Purpurpracht tauchte endlich die Sonne empor, als entstiege sie dem Schooß des Meeres und über die Berge wölbten sich farbensprühende Regenbogen — ein Sinnbild der Versöhnung der Naturgewalten mit ihrem tapferen Bekämpfer, dem Sohne der Erde.

XXV.

In Dora's kleiner Cajüte saß Ella, noch angegriffen von kaum überstandenen Leiden in die Kissen zurückgelehnt und sog in durstigen Zügen die frische Morgenluft ein.

Grollender Unmuth lag auf der Stirne des jungen Mannes, der ihr zur Seite saß und nur zuweilen einen vorwurfsvollen Blick auf das schöne, leicht geröthete Antlitz seiner Nachbarin warf.

„Nun wahrlich," sagte er nach kurzer Pause, „als ich mit Sehnsucht dieser ersten Unterredung unter vier Augen, die Du mir bewilligt, entgegensah, hätte ich Alles eher geahnt, als daß Du mir einen solchen Vorschlag machen könntest!"

„Und er liegt doch so nahe," entgegnete sie. „In den langen Stunden der Krankheit, in welchen ich mir das, was geschehen und doch in keinem Augenblick unseres Lebens hätte geschehen sollen, in reuevoller Pein zurückführte, ist mir dieser Entschluß als die einzige unserer würdige Lösung, als die einzig mögliche Sühnung erschienen . . ."

„Für das schwere Verbrechen, uns einen Augenblick

an das Herz gedrückt zu haben . . .!" warf er voll Bitterkeit ein.

„Für die schwere Selbsttäuschung, Erwin, es gäbe Umstände, unter welchen man sich gegen das unerbittliche Gesetz, das uns das eigene Gewissen klar und deutlich vorschreibt, auflehnen dürfe. Die Erkenntniß, die Reue über dies Vergehen haben mich auf das Krankenlager geworfen. Gott der Barmherzige, der in unsere Herzen sieht, der die uns selbst unverständlichen Räthsel unserer Seele zu lösen vermag, möge es mir verzeihen, daß ich trotz meiner wahren Reue und dem ernstlichsten Willen — Eines nicht besiegen konnte: das Gefühl unermeßlichen Glückes, das mir die Ueberzeugung gibt, von Dir geliebt zu sein."

„Ella!"

In stürmischer Aufwallung umschlang er sie und drückte sie fest an seine Brust.

Sie drängte ihn sanft von sich ab.

„Thue das nicht wieder, Erwin — niemals wieder! Lass' den Kuß, den wir uns in jener unvergeßlichen Stunde gaben, den ersten und letzten gewesen sein. Wir glaubten bereits einer anderen Welt anzugehören . . . Gott wird gnädig richten! Und — wohin ich auch gehen mag, Geliebter — dies Glück Deiner Liebe nehme ich mit mir — einen so reichen Schatz, daß es mir unmöglich ist, zu denken, es könne fürderhin irgend etwas auf Erden geben, was mich völlig unglücklich zu machen vermöchte. Man kann daran zehren ein Leben lang, ohne zu verarmen."

Er sah düster zu Boden. Er war ein Mann — und eine so durchaus ideale Auffassung des Glückes, wie sie in die Seele dieses jungen Mädchens verklärend eingezogen war, blieb ihm fremd. Das Glück erschien ihm

in der lebensvollen Gegenwart der Geliebten — das Unglück in der Trennung von ihr.

Auch Erwin hatte Entschlüsse gefaßt — auch er Pläne geschmiedet — die aber gänzlich verschieden von jenen waren, die ihm Ella soeben vorgelegt, und — so viel Schwierigkeiten deren Ausführung auch bot — im himmelstürmenden, rücksichtslosen Ungestüm der Leidenschaft glaubte er sie verwirklichen zu können.

So wenig der Augenblick ihm auch geeignet schien, er mußte sprechen. Wer konnte wissen, ob sich je wieder Gelegenheit hiezu bot.

„Du gehst bei Allem, was Du denkst und sagst, von einem Wahne aus, der weitab von der Wirklichkeit liegt, Ella! Es gibt eine andere Lösung . . . es gibt einen Weg, auf welchem wir . . .“

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. Ihr schönes Gesicht drückte den tiefsten Widerwillen aus.

„Sprich kein Wort weiter hierüber, Erwin! Ich weiß Alles, was Du mir sagen willst . . . Gesetzliche Scheidung . . . Veränderung der Religion, Erwerbung fremder Staatsangehörigkeit . . . Ich glaube, daß mir in den Delirien meines Fiebers auch dieser wüste Traum nicht erspart geblieben ist, doch mein besseres Selbst stieß ihn aus wie ein Gift. Auch nicht einen Augenblick lang, Gott weiß es, ist mir dies als Glück erschienen. Du selbst wirst diesen Traum, wenn Du ernstlich daran zu denken wagst, schaudernd verwerfen. Hast Du Dir erst vorgestellt, daß Du Renata, der armen, verlassenen Renata, wirklich den Todesstoß versetzen — daß Du vor sie hintreten und ihr sagen kannst: ‚Ich habe Dich jahrelang gemieden — doch diese Trennung genügt mir nicht mehr. Ich verlange eine gesetzliche Scheidung zwischen

uns, damit ich das Kind, das Du liebevoll großgezogen, statt Dir als mein Weib an das Herz drücken kann!'? — Scheint Dir auch nur dieser erste und nothwendigste Schritt möglich und ausführbar, Erwin? — Du schweigst — Du hast keine Antwort auf meine Frage ... O mein Freund — wie würden wir uns vor uns selbst erniedrigen, wenn wir ernstlich einen solchen Gedanken fassen könnten! Mögen wir das Gesetz fälschen, so viel wir wollen; mag es immerhin einen Weg geben, auf welchem wir sicher dahinschreiten können, ohne daß die Satzungen der Menschen uns etwas anzuhaben vermöchten — das Gesetz in unserer Brust können wir darüber nie zum Schweigen bringen. Eine solche Ehe ist nur denkbar, wenn die Herzen zweier Menschen, die einen Bund für das Leben geschlossen hatten, sich völlig von einander gelöst haben, sich so fremd geworden sind, als hätten sie sich nie gekannt; aber — einen neuen Bund schließen auf den Trümmern fremden Glückes — von Liebe und Frieden träumen, indem man auf ein zuckendes, blutendes Herz tritt — das ist ein Wahn, ist ein Verbrechen, wenn auch die Welt keinen Namen dafür hat. Meinst Du nicht, daß der Schatten Renatas sich zwischen uns erheben — daß in unser häusliches Glück eine grinsende Larve hineinblicken würde — die der Selbstverachtung? Nein, Erwin, auf solchem Grunde baut sich kein Glück auf. Wir lieben uns — nichts auf der Welt kann uns den Gedanken an die Zusammengehörigkeit rauben, aber — wir müssen scheiden."

„Das scheint Dir leichter zu fallen, als mir, Ella. Es ist der einzige Gedanke, den Du hegst und pflegst."

„Es fällt mir sehr schwer, Erwin, — aber wo man den richtigen Weg so deutlich vorgezeichnet sieht, gibt es keine Wahl. Es ist ein ungesunder seelischer Vorgang,

immer darüber zu brüten, wie es sein könnte, und beharrlich übersehen zu wollen, wie es ist. Unsere Herzen hangen aneinander so innig, wie zwei Menschenherzen es können, das fühlst Du — und das fühle ich, aber es gibt keine Möglichkeit des Zusammengehens für uns. Mich führt mein Weg in die Fremde, Dich, Erwin, wird der Deine — ich hoffe es zuversichtlich — zurückführen in Dein Haus."

„Nimmermehr!"

„Sag' das nicht, Geliebter!"

„Du warst ein Kind, Ella, — Du weißt nicht, wie sehr ich sie einst geliebt habe, wie fest mein Vorsatz war, sie zu beglücken, — wie treu und innig ich an ihr gehangen bin mit der leidenschaftlichen Anbetung einer ersten, mit der felsenfesten Beharrlichkeit einer echten Liebe, — und wie es immer so geblieben wäre, wenn sie es gewollt hätte . . . Und auch dann noch hing ich an ihr in inniger Liebe, Geduld und Nachsicht, als sie begann, mir zu mißtrauen, als sie fortfuhr, mich schwer zu verkennen. Ich dachte, das müsse sich geben, sie müßte sich endlich überzeugen, daß mein Herz echt sei, ohne Falsch, — daß selbst der Gedanke an die Möglichkeit einer Untreue mir fern liege . . . Aber sie hat mich gequält Monde, — Jahre lang . . . sie hat mich von sich gedrängt Schritt für Schritt, — immer wieder, so oft ich mich ihr auch zu nähern versuchte. Sie hat meinem Herzen Alles entwendet, was ihm theuer war und was es hoch hielt, die Bewunderung für sie, die an ihrer kleinlichen Zweifelsucht zersplitterte, die mir angeborene Wahrhaftigkeit, die sich endlich in ein Lügensystem verwandeln mußte, um nicht ewig Reibungen, auch bei den geringfügigsten Veranlassungen, hervorzurufen, — den männlichen Stolz, der sich

unter dem Zwang, den sie mir fortwährend auferlegte, vergebens bäumte und sich endlich ruhebedürftig beugte, — und zuletzt die Liebe, die blind anbetende Liebe, die sich diesem Weibe gegenüber, das aus einer Juno eine Medusa geworden war, in meinem tief verletzten Herzen zu zersetzen und zu verflüchtigen begann . . . Dann kam das Letzte, das Schwerste, das wahrlich unverdient über Dich und mich hereinbrach, denn — so wahr ich Dich liebe, Ella — kein Gefühl, welches das Auge meines Weibes scheuen konnte, lebte damals für Dich in meinem Herzen — und so schön und begehrenswerth Du mir jetzt erscheinst, nicht ein Liebesgedanke hätte Dich jemals gestreift, wäre Renata mir das geblieben, was sie mir einst gewesen — das edelsinnige, vertrauende Weib, das ich so heiß geliebt, so schwer errungen, so treu und anbetend im Herzen gehegt. Jetzt aber ist es vorbei, vorbei für immer! Geschehene Dinge lassen sich nicht wieder gut machen. Es wäre nicht gut, wenn ich zu ihr zurückkehrte, — glaube mir, es wäre nicht gut für uns Beide!"

„Und betrachtest Du mit vorurtheilslosem Auge die Quelle, aus der das Vergehen entsprang, welches Du ihr so unerbittlich strenge anrechnest, — so heißt sie doch nur: Leidenschaftliche Liebe zu Dir!"

„Sage vielmehr: die gebieterische Leidenschaft vieler Frauen von hervorragender Schönheit, die an Anbetung gewöhnt sind; die Sucht, mich völlig zu unterjochen und ihr zu unterwerfen, — mich gefangen zu halten in ihrer Hand wie einen armen, jeder freien Bewegung beraubten, flügellahmen Vogel; — herrschsüchtige Leidenschaft, die etwas ganz Anderes ist, als zärtliche, hingebungsvolle aufopferungsfähige Liebe, wie sie jeder Mann, der wirklich liebt, von seinem Weibe erwartet."

„Du täuschest Dich hierin, Erwin, — oder — Du willst Dich täuschen. Renata war niemals herrschsüchtig. Es gab, so lange ihre leidenschaftliche Eifersucht nicht in's Spiel kam, Niemanden, der weniger Herrin im Hause gewesen wäre, als eben sie. Sie fügte sich gutmüthig und nachsichtig Allem und Allen. In Deinem Herzen wollte sie herrschen, das ist Alles, Erwin. Hältst Du das für ein so ganz und gar unverzeihliches Vergehen?"

„Wenn auch nicht die Absicht an sich, so doch die Art, in der sie es anstrebte, und die nicht wieder gut zu machenden Folgen, die ihr Verhalten nach sich zog", erwiderte er. „Doch, Ella, Du scheinst mir plötzlich ein sehr warmer Anwalt Renata's geworden zu sein. Du treibst die Vernunft und die Selbstentäußerung auf eine Höhe, die mir beweist, daß das, was Du Liebe nennst . . ."

„Verleumde nicht, Erwin," fiel sie ihm in's Wort. „Das, was ich Liebe nenne, was ich tief und unauslöschlich im Herzen trage, ist Liebe in ihrer ganzen, vollen, ja, in ihrer gewaltigsten Bedeutung. Ich bin zum Anwalt Renata's geworden, weil ich, seit ich Dich liebe, gelernt habe, sie zu verstehen, — weil ich ihr nachempfinden und ihr Vergehen, so groß es auch war, doch zu entschuldigen vermag. Der Gedanke, Dein Herz zu verlieren, hat sie fast wahnsinnig gemacht. Ich kann jetzt wenigstens begreifen, wie das so gekommen ist."

Erwin wandte sich ihr zu.

Mit leidenschaftlicher Innigkeit ruhte sein Blick auf der reizenden Gestalt des jungen Mädchens, auf dem ernsten Antlitz, das jede Seelenregung widerspiegelte, auch wenn, wie es jetzt der Fall war, die sprechenden Augen halb gesenkt und vertieft vor sich hin sahen.

„Seit wann sind diese Gedanken in Dir aufgetaucht, Ella?"

„Ich habe so zu denken begonnen, als wir von einander geschieden waren," antwortete sie einfach. „Mit der Zeit habe ich die Ursache dieser Trennung richtiger beurtheilen gelernt, und — an dem Schmerze, den ich selbst bei dem Gedanken empfand, ich könnte, nun ich einmal von Dir geschieden war, verschollen und mit den Jahren völlig von Dir vergessen sein, konnte ich erst den Schmerz Renata's ermessen, als sie wähnte, Dein Herz hätte sich von dem ihren gelöst. Ich konnte mich der Erwägung nicht verschließen, wie viel sie selbst gelitten haben mußte, wie sehr sie noch immer leide, — und sie erschien mir mehr des Mitleids, als der Verdammung werth. Wie dem aber auch immer sei, Du, Erwin, den sie so heiß geliebt, darfst nicht ihr Richter in dieser Sache sein, — Deine Hand darf nicht den Stein nach ihr schleudern . . . Hat sie gefehlt, so geschah es im Uebermaß der Liebe, — hast Du sie darum gemieden, so muß die Strafe ihre Grenze haben, Erwin."

„Das sagst Du mir, Ella, — Du?"

„Das sage ich Dir, ich, die Dich über Alles liebt und weiß, wie Renata in ihrer tiefen Verlassenheit zu Muth sein muß."

„Nun, wahrlich, — Du wenigstens bist nicht eifersüchtig."

„Nein, ich bin es nicht, Erwin," erwiderte sie mit einem bezaubernden Lächeln. „Wie sollte ich es auch, da ich weiß, daß unsere Herzen eins sind und sie nichts von einander scheiden kann. Ich bin mit meinem Theil zufrieden. Unsere Seelen wissen sich zu finden, auch wenn das Weltmeer zwischen uns liegt."

„Und da Du dieses weißt, Ella — wie kannst Du auch nur an die Möglichkeit denken, daß ich je zu meinem Weibe zurückkehren sollte?“ fragte er düster und vorwurfsvoll.

Sie war aufgestanden. Mit flammenden Wangen, mit dem Ausdruck der Begeisterung in den schönen, auf ihn gerichteten braunen Augen, stand sie vor ihm.

„Unser stilles Glück ist mir etwas so Heiliges, so Schönes, daß kein dunkler Fleck, kein Gewissensvorwurf es jemals trüben darf. Ich möchte gern, wenn ich in weiter Ferne an meinen Erwin denke, nichts an ihm vermissen, was mir sein Bild weit über dasjenige anderer Sterblicher hebt, — auch nicht den Muth selbstverleugnender Pflichterfüllung. Zieht Dich Dein Herz zu mir, — Deine Pflicht, Erwin, weist Dir Deine Stelle neben Renata an. Dieser Pflicht mußt Du folgen, wenn Du Deiner selbst, wenn Du meiner Liebe würdig bleiben willst.“

„Meine Pflicht! . . .“ grollte er. — „Hat sie ihre Pflicht . . . ?!“

„Sie hat Dich heiß geliebt, das war ihr ganzes Verbrechen —“ fiel ihm Ella in's Wort. „War *sie* es, die Dich von sich gewiesen? Nein, Erwin, Du bist von ihr gegangen. Daß sie Dich nicht zurückgerufen, auch nicht den mindesten Versuch hiezu gemacht, beweist, daß sie aus dem Schiffbruch ihres Glückes wenigstens den Stolz gerettet hat, — es beweist aber nicht, daß sie sich nicht nach Dir sehnt, — daß sie nicht täglich zu Gott um Deine Rückkehr fleht. Erwin, kehre zu ihr zurück!“

„Niemals! Ich kann es nicht, . . . am wenigsten wenn Du es bist, die mich darum bittet.“

„Das beklage ich . . . Und Deine Mutter, Geliebter,

— soll Deine gute, theure Mutter sich noch länger in Sehnsucht nach dem geliebten Sohne verzehren?"

Er saß stumm in der Ecke, die Stirn in die Hand gedrückt. Doch, es schien Ella, als ob ein leiser Seufzer seine Brust hebe, als ob sein Auge in feuchtem Schimmer erglänze.

„Scheint Dir die Stellung, die Deine Mutter genommen, dieses feste und entschiedene Verharren an Renata's Seite, nicht zu beweisen, daß sie nicht an eine fortwährende Trennung glaubt, nicht daran glauben will, — daß sie auf Deine Rückkehr hofft, daß sie darauf wartet? Findest Du nicht in jedem ihrer Briefe — Du hast sie mir ja nicht vorenthalten — die deutlichsten Beweise ihrer tiefen Sehnsucht nach Dir? Deine Mutter ist alt . . . Wenn Du so weite Länderstrecken, wenn Du Meere zwischen Dich und sie legst, kannst Du wissen, ob . . .?"

„Genug, Ella! Ich werde meine Mutter bitten, in Wien, wo ich einige Zeit verweilen will, mit mir zusammen zu kommen!"

„Glaubst Du, daß sie es thun wird?"

„Gewiß, meine Mutter liebt mich," sagte er rauh.

„Erwin! Erwin! Es wäre mir der bitterste Schmerz, wenn Du wirklich an meinem Herzen zweifeln könntest. Ich zweifle nicht an dem Deinen, ich weiß, daß, wenn es mein Glück gälte, Du Alles, Alles für mich thun würdest."

Er ergriff ihre beiden Hände und preßte sie leidenschaftlich an seine Lippen.

„Alles, Ella!"

„Dann, Erwin," — sie entzog ihm ihre Hände und erhob sie flehend, „dann kehre zu Deiner Mutter, kehre

zu Renata zurück! Soll ich, wenn ich aus der Ferne an Dich denke, Dich mir stets vorstellen müssen als einen Ruhelosen, Heimatlosen, an dessen Herzen trotz allem Trotz und allem Eigenwillen doch der stille Vorwurf nagt, die Seinen unglücklich zu machen? Du willst ja, daß ich glücklich, daß ich ruhig sei — Du würdest, Du hast es soeben gesagt, — mir jedes Opfer bringen können . . . Das Einzige aber, was meinen Frieden sichern kann, ist, Dich nicht mehr allein umherirrend in der Welt, Dich daheim zu wissen bei Deiner Mutter, bei Deinem unglücklichen Weib . . . Und wenn die Zeit einen versöhnenden Einfluß auf Euch übt — gewiß, ich will mich darüber freuen und Frieden finden in Eurem Frieden. Weiß ich ja doch, daß Erwin mich nie vergessen kann — daß jeder seiner Gedanken mich segnet."

Er lag zu ihren Füßen und blickte mit einem Gefühle zu ihr empor, das sich mit nichts vergleichen ließ, was er jemals für ein anderes Weib empfunden. Allen Widerstreit der Empfindungen in seinem Herzen, selbst die Leidenschaft überwältigte — in diesem Augenblicke wenigstens — das Gefühl anbetender Bewunderung für das hochherzige Mädchen.

„Ich will thun, was Du verlangst, wenn es Dich beruhigen kann, Du Reine, Heilige! Es gibt Deinesgleichen nicht in der Welt . . . Ich will dulden, was das häusliche Joch über mich bringt, da Du es wünschest; — aber nur unter einer Bedingung, Ella. Ich muß wissen, wo Du bist — wo meine Gedanken Dich zu suchen haben."

„Das sollst Du, Erwin. Ich werde mit Hanns und Dora im Briefwechsel stehen. Durch sie wirst Du jederzeit Nachricht von mir erhalten. Vorläufig werde ich bei

Lady Jane bleiben und — da sie ihrer Kränklichkeit wegen auf ihre Rheinreise verzichtet, mit ihr nach Schottland auf ihr schönes Gut gehen. Aufsuchen aber — Du weißt es, Erwin — darfst Du mich niemals."

„Niemals — so lange Du es mir nicht gestattest."

Ella blickte wehmüthig lächelnd vor sich hin. Sie wußte wohl, daß sie das nie thun würde. In dem brennenden Blick aber, der auf ihr ruhte, glänzte es dennoch auf, wie Hoffnung auf ein Wiedersehen. Konnte er denn jemals gänzlich darauf verzichten, da er sich so warm und innig geliebt wußte?

„Ich werde mein Haus wieder aufsuchen, Ella — aber Deine liebe Gestalt wird an meiner Seite dahinschreiten... Ueberall in der Heimat begrüßen mich ja Spuren Deiner Gegenwart. Ich werde Renata wiedersehen, da Du es befiehlst — werde in Frieden neben ihr zu leben trachten, da Dich dies beruhigt — aber meine Liebe, meine ganze Seele wird bei Dir allein weilen, Ella — bei Dir allein!" — — —

Er war von ihr gegangen. Still, mit zuckenden Lippen blickte sie regungslos hinaus auf die stahlblauen Meeresfluthen.

„Ich dachte mir es leichter, die Liebe der Pflicht zu opfern — aber es ist bitter — sterbensbitter . . ." flüsterte sie. „Du wirst Deinen Liebling wieder in die Arme schließen, Großmütterchen — ich sende ihn Dir . . . Renata! Du hast einst viel Liebes und Gutes an mir gethan — aber ich denke, wir sind quitt. Die eine Stunde hat Alles ausgeglichen. Ich sende ihn Dir, meiner Augen Licht — meinen Abgott, meinen, m e i n e n Erwin — und mir bleibt nichts als ewige Sehnsucht und der Ausblick in eine öde, öde Zukunft!"

XXVI.

Die Sonne war hinter den Bergen versunken. Rosig gefärbt verglühte der abendliche Himmel vor ihrem letzten Abschiedsblicke und der laue Wind trug auf leisem Fittig den verstärkten Duft der Blumen, den belebenden Harzgeruch des nahen Fichtenwaldes hinauf auf die Terrasse, wo eine Frauengestalt still und unbeweglich, den Blick in das Grün der Bäume tauchend, tief in ihren Fauteuil gedrückt ruhte.

Zu ihren Füßen lag ein mächtiger Bernhardiner, dessen weißes, seidenweiches Fell kaum von dem lichten Gewande seiner Herrin abstach, auf deren Knie die breite Schnauze auflag, während die guten, treuen, braunen Augen unablässig und fast forschend auf ihrem bleichen Gesichte ruhten. Lässig lag Renata's weiße, abgezehrte Hand auf dem Haupt des schönen Thieres, das ihr unablässiger Begleiter war, wenn sie langsam, müden Schrittes die grünen Alleen entlang ging, welches sie tagüber fast niemals verließ und selbst des Nachts seinen Standplatz vor ihrer Thüre gewählt hatte.

Renata liebte das Thier. Seine Nähe that ihr wohl; „Phöbus" war Erwin's Liebling gewesen, und der Hund

hatte sich lange über dessen Abwesenheit nicht zu beruhigen vermocht.

War es Täuschung oder Wahrheit, daß noch jetzt, nach einer Trennung von mehr als drei Jahren, ein Schimmer kummervoller Erinnerung in den treublickenden Augen des Thieres aufleuchtete, wenn dessen vereinsamte Herrin, sich zu ihm niederbeugend, flüsterte: „Wo mag er jetzt weilen?? Phöbus, — wo ist Dein Herr?“

Dann schlug der Schweif die Erde, das Thier begann leise zu ächzen und zu winseln und begrub, tief aufseufzend, das Haupt zwischen den mächtigen Tatzen.

So war es ihr denn, als verstünde das treue Thier nicht nur ihre Worte, als theile es ihre Trauer, — und sie, deren Lippen versiegelt waren gegen Alle und selbst der liebevollen Mutter gegenüber sich nur ausnahmsweise öffneten, um s e i n e n Namen zu nennen, um eine Frage zu stellen, — sie, die so stumm und abgeschlossen die schwere Last des über sie Verhängten trug, flüsterte in mancher Stunde der Einsamkeit dem gutmüthigen Gefährten die brennende Sehnsucht ihres einsamen Herzens nach dem gemeinsam Geliebten, — ihre tiefe Trauer, ihre vergebliche Reue, ihre dunkeln Ahnungen baldiger Befreiung von der schweren Last des Lebens zu.

Es war keine acute Krankheit, an der sie litt. Ihre Lungen athmeten regelrecht, ihr Herz schlug ruhig, ihre Gedanken waren klar und geordnet, der Puls wies nur selten eine fieberhafte Beschleunigung, er schlug im Gegentheil schleppend und schwach, wie der des höheren Alters. Ihr Uebel nannten die Aerzte Entkräftung und hatten stärkende Bäder und Luftveränderung angerathen. Renata hatte still und aufmerksam diesen wohlmeinenden Rathschlägen gelauscht, — aber sie war fest entschlossen, da zu

bleiben, wo sie war, nicht um ihn hier zu erwarten, — seit langer Zeit hatte sie jedes thörichte Hoffen aufgegeben, — sondern um den Rest ihres Lebens da zu verbringen, wo sie einst glücklich gewesen. Nun ihr auch der Vater plötzlich gestorben war, konnte sie diesem Vorsatz um so eher ohne Versäumung einer anderen Pflicht treu bleiben.

Das grünumsponnene Eckchen auf der Terrasse, das den ganzen Nachmittag über im Schatten lag, war ihr Lieblingssitz. Hier stand ihr kleiner Fauteuil, der blaue Damast-Fauteuil aus ihrem Boudoir, über welchen sich Erwin so oft gebeugt, um ihr Mund und Stirne zu küssen, als sie ihm noch Alles war.

Von hier aus öffnete sich dem Blick eine zwar nicht weite, aber köstliche Aussicht. Die Lindengruppen ließen den Ausblick nach dem Fluß, den smaragdgrünen Wiesen und den Bergen frei. Wenn die Abendsonne im Sinken war, blitzte es zuweilen vom Flusse auf, wie Silberschimmer, — es spielte in allen Farben, vom lichten Smaragd bis zum tiefgesättigten Grün, vom schneeigen, kaum rosiggefärbten Wellenschaum bis zum tiefsten Purpurroth, märchengleich und feenhaft . . .

Wie oft hatte sie sich mit Erwin an diesem Spiel der Wellen erfreut!

Hier, aus diesem, eben in Dämmerung verschwimmenden Laubgang zur Linken pflegte seine Gestalt zuerst aufzutauchen, wenn er mit Büchse und Waidtasche von der Jagd kam, die gebräunte Wange von der Bewegung in freier Luft leicht geröthet, das dunkle, schöne Auge aufblitzend in freudiger Jugendlust, das Haar im Winde spielend, hoch und schlank und elastisch, in seiner

freien, stolzen Männlichkeit eine herrliche, jedes Auge erfreuende Erscheinung.

Bilder der Vergangenheit, Scenen, die sie immer wieder herbeirief, und solche, die sie gern vergessen hätte, begannen auch heute, wie so oft, ihren Reigen um sie zu schlingen, unaufhörlich — unabweisbar.

Enger zog sie den Shawl um die Schultern. Es fröstelte sie.

Aus ihren Träumen weckte sie eine weiche, besorgte Stimme.

„Willst Du nun nicht hineingehen, Renata?" mahnte Baronin Christine, die Hand auf ihre Schulter legend. „Es wird doch sehr kühl, und Du weißt, daß Dir das schadet, liebes Kind."

Renata lächelte schwermüthig.

„Mir schadet nichts, Mama," entgegnete sie sanft, die Hand der gütigen Mutter an ihre Lippen ziehend. „Die Abendkühle thut mir wohl, und ich bin ganz gut verwahrt, wie Du siehst. Laß' mich hier noch eine Weile zusehen, wie Alles sich zur Ruhe legt, Alles, Berg und Fluß und Wald und die zwitschernde Vogelwelt und die plaudernden Menschen, deren Lichter dort im Gärtnerhäuschen, wo man früh zu Bette geht, nach und nach verlöschen."

„Jawohl," dachte die Baronin — und Thränen, die sie rasch zurückhielt, wollten ihre Augen feuchten, — „ich meine beinahe selbst, daß Dir nichts mehr Schaden bringt, arme Renata — nicht Abendfrische und nicht Tagesgluth."

Sie zog einen der Gartenstühle heran und setzte sich neben Renata.

Es entstand eine Pause.

Renata wandte das Haupt ein klein wenig zur Seite.

„Nichts Neues, Mama?“ fragte sie zögernd.

„Nichts. Es wäre ja auch ganz unmöglich, Kind. Er kann meine Antwort noch nicht erhalten haben. Ueberdies weißt Du ja, daß er sich, wie alle Männer, mit dem Antworten immer ein wenig Zeit läßt, mein guter Sohn.“

„Der letzte Brief war von Makao datirt, nicht wahr?“

„Jawohl! Er war soeben dort angekommen und gedachte eine Weile zu bleiben.“

„Das ist weit, sehr weit,“ seufzte Renata, indem sie den Kopf ermüdet an die Rücklehne ihres Fauteuils lehnte.

„Nur zu weit,“ dachte auch Baronin Christine.

Sie hatte ihm geschrieben, daß Renata's Zustand ihr ernste Besorgnisse einflöße. Sie kannte Erwin und wußte, daß er auf diese Nachricht hin sogleich an die Rückkehr denken würde. Doch — hatte ihn der Brief auch noch in Makao getroffen? Er war wie ein Wandervogel, bald dort, bald da — überall die Ruhe suchend und sie nirgends findend, ihr armer Erwin.

Mit gepreßtem Herzen warf sie einen angstvollen Blick auf das bleiche Gesicht ihrer Schwiegertochter. Wie schmal war es geworden, wie bleich — und doch waren die reinen Linien des Gesichtes noch so bewunderungswürdig . . . Wenn sie die Augen aufschlug, die wunderbar schönen Augen, — wie befremdend groß erschienen sie in diesem bleichen Gesichte . . . Zuweilen erfüllte sie ein seltener Glanz — ein ruhiger, leuchtender Schimmer. Dann wieder wurden sie trüb, undurchsichtig, erschreckend matt.

Und doch hatte Renata Augenblicke, in welchen ihren Zügen die Lieblichkeit früherer Jugend wieder zurückgegeben schien. Niemals waren sie der Mutter so weich erschienen, als jetzt, wo sie einen Zug tiefen Leidens wiesen.

Der Kampf der Leidenschaften hatte aufgehört. Sie war so mild und sanft und geduldig geworden, seit sie eingesehen hatte, daß es vorbei sei mit allem Glück. Alles, was ihr Inneres vorher heftig bewegt und durchstürmt hatte, schien sich zur Ruhe gelegt zu haben, nur Eines war geblieben und lebte in ihrer wunden Brust in immer gleicher Stärke: — die Liebe, — und was an diesem liebenden Herzen unablässig nagte, das war der nimmer ruhende Selbstvorwurf, die verzehrende Sehnsucht, ihn wiederzusehen, noch einmal, ehe sie die müden Augen schloß.

Ihr Zustand war endlich ein sichtlich gefahrvoller geworden. Ihre Kräfte schwanden zusehends. Wenn die arme Renata die Augen für immer schließen mußte, ohne ihn wiedergesehen zu haben . . . In namenloser Angst zog sich das Herz der alten Frau zusammen.

Sie war in der That eine Märtyrerin der Mutterliebe, die ihr so wenig Glück gebracht und ihr die Dornen immer und immer wieder um das Haupt flocht. Um nun die peinliche Pause nicht länger währen zu lassen, begann sie in unbefangenem Tone allerhand zu erzählen. Sie hatte sich in neuerer Zeit fast heißhungrig jeder Neuigkeit bemächtigt, die Renata zerstreuen, sie von ihren Gedanken ablenken konnte — und heute hatte sie wirklich etwas erfahren, was Renata interessiren mochte.

„Weißt Du, liebe Renata, was die letzte Post Balde gebracht hat? Einen völligen Umschwung in seinen Verhältnissen . . . Er hat endlich die angestrebte Ernennung zum Professor erhalten. Kannst Du Dir Fränzchen als Frau Professorin denken?“ fügte sie lächelnd hinzu.

„Sie ist ernst und sinnig . . . wenngleich noch etwas kindisch und ängstlich,“ erwiderte Renata, „und liebt ihren

Verlobten in ihrer stillen Art herzlich. Sie wird sich neben ihm in jede Lage finden. So verlieren wir Balde also? Er war uns immer ein treu ergebener Freund und — Erwin dankt ihm viel. Man muß dafür sorgen, Mama, daß das junge Ehepaar sich anständig etabliren kann. Ich möchte ihm die Sorgen und Fatalitäten des ersten Jahres gern ersparen. Hat es einmal festen Fuß gefaßt, dann wird es schon gehen."

„Ich bin ganz Deiner Meinung," bekräftigte die Baronin. „Aber — nun, Renata, mußt Du doch hinein. Die feuchte Abendluft durchfröstelt Einen bis auf das Mark. Du bist allzu unvorsichtig, liebes Kind."

Renata hatte sich erhoben — und sich auf den Arm der Mutter stützend, war sie im Begriff, sich in den Salon zurückzuziehen, als ein Wagen donnernd über den Hof rollte und am Portale hielt.

„So spät noch, wer kann das sein, Mama?"

Doch, da wurde ihre Aufmerksamkeit durch das sonderbare Benehmen ihres Hundes abgelenkt.

„Phöbus" hatte sich erhoben. Es war ersichtlich, daß er nach etwas hinhorchte. Sein Fell sträubte sich . . . seine Augen funkelten . . . Dann schoß er plötzlich dahin, Alles, was ihm im Wege stand, Stühle, Tische und die Lorbeerbäume in ihren Kübeln niederwerfend.

Ein Freudengeheul ausstoßend, übersprang er in mächtigem Satze die Treppe, die von der Terrasse in den Garten führte, und jagte um die Ecke des Gebäudes.

Renata zitterte.

„Mama! Mama . . ." murmelte sie, sich auf den Sockel nächst dem Thüreingang stützend.

Auch Baronin Christine war erbleicht.

„Er ist es . . . es ist mein Sohn,“ sagte sie mit freudebebender Stimme.

Da ging auch schon die Thüre — wohlbekannte, eilige Schritte schallten durch den Saal — und er stand vor ihnen, der so tief Geliebte, so lang und heiß Ersehnte.

Mit einem lauten Aufschrei sank Renata zu Boden. Die Baronin hatte kaum Zeit, sie in ihren Armen aufzufangen.

Nur einen Blick warf Erwin auf die Gruppe — auf die bewußtlos im Fauteuil ausgestreckte Leidensgestalt — einen Blick des Mitleides — fast des Grauens. Dann überzog Todesblässe sein Gesicht. Er vergaß selbst seine Mutter zu umarmen.

„Was ist's mit ihr, Mama?“

„Du siehst,“ erwiderte sie leise, unter Thränen.

Er war auf das Tiefste ergriffen.

„So also muß ich sie wiederfinden? Warum hast Du mir nicht geschrieben, Mama?“

„Ich schrieb, sobald die Aerzte das entscheidende Wort gesprochen hatten — schrieb nach Makao. Hast Du diesen Brief nicht erhalten?“ hauchte sie leise.

„Nein. Welch ein Glück, daß ich dennoch jetzt zurückkehrte! O wie bleich, wie angegriffen sieht sie aus!“

„Es traf sie gänzlich unvorbereitet . . . Du hättest früher schreiben, nicht so unversehens kommen sollen, mein geliebter Sohn. Ich freilich . . .“

„Ach! — wie hätte ich, nach der Art unseres Abschiedes eine Vorbereitung für nöthig halten sollen, Mama? Sie ist krank, mein Gott, sie ist sehr krank.“

„Wir müssen sie vor Allem in ihr Schlafzimmer bringen, Erwin. Hier darf sie keinen Augenblick länger

bleiben, die Nachtluft . . . Hebe sie empor, mein Sohn! Ach, sie mag leicht, sehr leicht geworden sein . . ."

Der kräftige Mann hob sie empor in seinen Armen mit nicht mehr Anstrengung, als wäre sie ein Kind gewesen — und als sie wenige Secunden darauf, zur Besinnung zurückgekehrt, die Augen öffnete, fand sie sich umschlungen von seinen Armen — an seiner Brust gebettet, und das schöne Gesicht, das sich einst so stolz und zürnend von ihr gewendet, sah mit tiefem Erbarmen, mit einem Ausdruck schmerzlichen Mitleids auf sie nieder. Mitleid und Erbarmen . . .

Ihre erste Bewegung war, sich empor zu richten, sich aus seinen Armen zu befreien.

Doch, er ließ sie nicht. Fester schlossen sich seine Arme um sie.

„Sei ruhig, liebe Renata — Du darfst Dich nicht aufregen," mahnte er leise und mild.

Sie schlug die großen dunkeln Augen auf und sah ihn mit einem Blick an, der ihn bis auf den Grund der Seele durchforschen zu wollen schien.

Doch, er hielt diesen Blick ruhig aus. In dieser Stunde wahrlich gehörten alle seine Gedanken Renata. Kein anderes Bild verdrängte aus seiner Seele den Eindruck ihrer bleichen Duldermiene, die ihm in tief ergreifenden Zügen die Geschichte ihrer Leiden und Kämpfe erzählte — und wenn in diesem Augenblick ein flüchtiger Gedanke den goldbraunen Scheitel des geliebten Mädchens streifte, so war es, wie Ella in jener unvergeßlichen Stunde es gewünscht, ein Gedanke des Segens für sie, die ihn zur Rückkehr zu seinem armen, vielleicht sterbenden Weibe bewogen.

Renata's tiefe Augen wandten sich langsam von dem geliebten Antlitz, das sie so lange nicht geschaut.

Mitleid und Erbarmen! Das war Alles, was in diesen Augen geschrieben stand — was in diesem gütigen Herzen, in dessen reichsten Schätzen sie einst geschwelgt, für sie noch lebte.

„Sei mir herzlich willkommen in der Heimat, Erwin," flüsterten ihre bebenden Lippen — und — das Haupt, das sie nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, an seine Brust gelehnt, brach sie in Thränen aus.

XXVII.

Erwin saß Hand in Hand mit seiner Mutter in dem ihm so lieben Erkerzimmer.

Heute endlich, nach Wochen, hatte er es über sich gebracht, ihr sein Herz zu öffnen. Eine eigene Scheu hielt ihn lange davon zurück, Ella's Namen zu nennen in diesem Hause, in welchem ein reiches Menschenleben in den letzten Accorden ausklang — in welchem ein Herz, das ihm unabänderlich gehörte, dem Tode entgegenschlug.

Seine Mutter hatte ihn nicht befragt. In ihrer stillen Weise wartete sie ab, bis sich ihr sein Herz vertrauen würde, bis er zu ihr kam.

Sie sah ihn um Renata liebevoll beschäftigt, wie in vergangenen, besseren Tagen — und — war auch seine zarte Sorge um sie, seine liebevolle Aufmerksamkeit, sein stetes Streben, sie zu erheitern, nur der Abglanz jener Liebe, die einst sein ganzes Sein erfüllt hatte, so war doch sein Blick so mild und innig, der Druck seiner Hand so warm, aus seiner Stimme drang ein so überzeugender Ton tiefen Empfindens, daß sie hoffte, Renata würde sich darüber täuschen und nach und nach ihr Herz der süßen Ueberzeugung erschließen, Erwin's Liebe sei ihr voll und ganz wiedergegeben.

Gab es ja doch Augenblicke, in welchen selbst die Mutter, wenn sie sah, daß er nur für Renata lebte, daß er sie fast nicht verließ und jedem ihrer Wünsche zuvorkam, ja fast ihre Gedanken errieth — sich fragte, ob er Renata nicht dennoch liebe . . .

Sie schien sich ja auch seelisch so gänzlich verändert zu haben, daß sie weit mehr an die Renata früherer Zeiten, die er so leidenschaftlich geliebt, erinnerte, als an das eifersüchtige Weib, das ihm das Leben so arg verbittert.

Wie mild und gut war sie geworden! Wie freudig und herzlich empfing sie ihn, wenn er nach kurzer Abwesenheit ungeduldig zu ihr eilte . . . Keine Frage, kein Vorwurf, kein Zurückhalten und kein ängstliches Erwarten erinnerten jemals an die Renata, die er geflohen, die er verlassen hatte.

Und — war es denn auch nicht möglich, daß die Liebe in seinem Herzen, das ihr einst so ganz gehörte, nicht erloschen gewesen, daß sie nur geschlummert habe und nun wieder erwacht sei, um mit ihrem reichen Glanze die letzten Lebenstage Renata's zu vergolden?

Nur daß er niemals Ella's Namen nannte, daß er es vermied, von ihr zu sprechen, befremdete die alte Frau.

Endlich kam die Stunde, die fast wider seinen Willen das Geheimniß von seiner Seele löste und ihren Illusionen ein Ende machte.

Den Arm um die Mutter geschlungen, sah er ihr offen und innig in das traurige, liebe Angesicht.

„Und nun ich Dir Alles gesagt, Mama, nun ich Dir auch nicht das Geringste verschwiegen habe, sag', ob Du mir glaubst, daß ich Renata gegenüber niemals ein Anderer geworden wäre, hätte sie mir vertraut. Wenn Du

mir sagst, daß mein Losreißen von ihr der Entschluß eines verderbten Herzens, eines flatterhaften Sinnes gewesen — daß er mir nicht aufgedrungen wurde durch Alles, was ein ehrliches, treues Menschenherz quälen und verwandeln kann — dann will ich glauben, daß ich mich in mir selbst getäuscht habe. Sprich, geliebte Mama — wenn Du meine Handlungsweise, meine spät erwachte Neigung zu der armen Ella verdammst, wenn Du findest, daß es keine Entschuldigung dafür gibt, sag' es mir unumwunden. Dir glaube ich mehr, als mir selbst."

Die alte Frau trocknete die Thränen, die ihre Augen feuchteten.

„Gott ist mein Zeuge, Erwin," sagte sie, „daß ich Dich nicht schonen würde, wenn es meine Meinung wäre, Du habest gefehlt aus mangelhaftem Pflichtgefühl, oder Schwäche des Charakters. Wer eine Schuld auf sich geladen, muß sein Urtheil hören können, ohne schwächliche Empfindlichkeit. Ja! ich glaube, daß Du Renata immer geliebt hättest — hätte sie Dir das entgegengebracht, was Deinem stolzen Sinne unentbehrlich war: Vertrauen."

Er athmete erleichtert auf.

„Und nun, Mama, wollen wir den Namen des hochherzigen Mädchens nicht mehr nennen, welches mir sein Herz in einer Stunde offenbarte, deren dunkle Schatten wohl auch eine Entschuldigung für einen Augenblick glücklichen Vergessens der wirklichen Welt bilden mögen. Selbst meine Gedanken will ich von ihr wenden und mich mit ganzer Seele der Aufgabe widmen, meines unglücklichen Weibes Leiden zu lindern, ihre letzten Stunden zu versüßen — wenn hievon überhaupt die Rede sein muß. Ich habe es oft erlebt, daß Aerzte sich gewaltig täuschten — und Renata hat zuweilen Tage, an welchen

sie so schön, so wohl und heiter aussieht, daß sich mir die Hoffnung im Herzen regt, dieses theure Leben könnte doch noch in erneuter Kraft erstarken. Dann sollst Du sehen, Mama, ob Dein Erwin ein Schwächling ist, ob er es in einem einzigen Augenblicke seines Lebens vergißt, daß ihn Pflicht und Willen an das Wesen knüpfen, das ihn so sehr geliebt und aus seiner Liebe die Kraft schöpfte, sich so zu überwinden, wie meine Renata es gegenwärtig thut. Sie ist doch eine Heldin, Mama!"

Als er ging, sah ihm die alte Frau kopfschüttelnd nach.

„Er liebt die Eine — er bemitleidet und achtet die Andere . . . Arme Renata, die Du Dein Glück so schlecht verstanden hast! Was einmal entflohen ist, kehrt niemals wieder. Sein Herz ist von Gold — sein Wille von Eisen . . . Ob aber der scharfe Blick der Liebe durch all' diesen Aufwand an Pflichtgefühl und mitleidiger Zärtlichkeit zu täuschen ist? Ich glaube es kaum."

Der Herbst nahte heran. Der guten Tage, von welchen Erwin gesprochen, dieser Lichtblicke der Besserung wurden immer weniger. War Renata auch noch jung, und der Kampf der Lebenskraft gegen die Krankheit ein harter, ihre Kräfte nahmen doch sichtlich ab. Wenn sie auch die Tage verhältnißmäßig ruhig verbrachte, die Nächte waren dafür desto schlimmer. Es hatte sich ein fieberhafter Zustand eingestellt, welcher keinem Mittel der Aerzte weichen wollte. Ihre Wangen wurden bleicher, ihr Körper magerte ab — aber Renata's Schönheit vermochte der Einfluß der Krankheit nicht zu zerstören. Das Leiden hatte sie nur durchgeistigt, verändert. Diese classisch reinen Züge erschienen wie gemeißelt von der Hand eines genialen Künstlers in einer Stunde höchster Begeisterung.

Es schien Erwin, als sei sie jetzt weit schöner, als sie in den letzten Jahren ihres Zusammenlebens gewesen. Kein Ausdruck angstvoller Eifersucht, mißtrauischen Zweifels, leidenschaftlichen Zornes, entstellte die Harmonie dieses edelschönen Angesichtes, welches nur milde Ruhe, freundlichen Ernst ausdrückte.

Es schien ihm oft, wenn sie so sanft und in sich gefaßt zu ihm sprach, — wenn ihr seelenvolles Auge so klar und ruhig dem seinen begegnete, wenn sie ihrem festen Willen Stunden trügerischen Wohlseins abgewann, um seine angstvolle Zärtlichkeit zu täuschen und zu beruhigen, als wäre es ein wüster Traum, daß ihre Leidenschaftlichkeit so verheerende Stürme über ihrer Beider Seelenleben heraufbeschworen, — als wäre die Renata, die hier so bewunderungswürdig schön, so bleich und still in ihrem Fauteuil ausgestreckt lag, die Renata früherer, glücklicher Zeiten, die ihm ein drohendes Geschick zu entreißen im Begriffe sei. Nur daß, was in ein Menschenleben tief einschneidend und zerstörend eingriff, nimmer aus der Seele ausgemerzt, aus der Erinnerung getilgt werden kann, — nur daß es auch in unserem Seelenleben ein „Zu spät" gibt, daß man nimmer zurückgreifen kann auf das, was war, weil solch ein tiefer Eingriff in das Leben der Seele nicht ein Ding für sich bleibt, weil er Folgen hat, Verbindungen und Verknüpfungen anbahnt, die nimmer ungeschehen gemacht werden, neue Berechtigungen schafft, die nicht wieder von der Tafel unseres Schicksals verschwinden können. Bei aller mitleidigen Zärtlichkeit für sein leidendes Weib — bei aller Bewunderung für sie, die diese Leiden mit wahrem Heroismus ertrug, tauchte hie und da aus dem Grunde seines Herzens trotz des Verbannungsurtheils seines festen Willens ein holdes

Bildniß auf, das nicht Renata's Züge trug und der Herrin seiner Seele angehörte.

Dann verdoppelte er seine Sorgfalt um Renata, — er zwang sich, Alles zu vergessen, was nicht sie war, was nicht übereinstimmte mit seinen Pflichten gegen sie, — und es gelang ihm. Doch im Innersten seiner Seele lebte und webte jene Empfindung doch!

. . . Hatten sich wirklich alle Stürme in Renata's Seele zur Ruhe gelegt? War sie zu täuschen gewesen und glaubte sie an die Rückkehr der vollen, reichen Zärtlichkeit, die einst die Krone ihres Lebens gewesen? Diese Fragen hätte sich Baronin Christine beantworten können, wäre es ihr vergönnt gewesen, Renata zu beobachten, sobald sie allein gelassen wurde.

Dann veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes völlig. Er glich in nichts der friedlichen Milde, die ihr Antlitz zur Schau trug, wenn ihre Lieben sie umgaben, — und ebensowenig war er dem Ausdruck müder, stiller Resignation zu vergleichen, die während ihres Gatten mehrjähriger Abwesenheit deutlich in ihren Zügen zu lesen gewesen war, mit welchem sie wohl auch gestorben wäre, hätte der Tod sie abgerufen, ehe er zurückkehrte.

Ihre Züge wurden gespannt, ihr Auge blickte starr, als brüte sie über quälenden Gedanken.

Oft, wenn Alle glaubten, sie schliefe, lag sie so da, regungslos, in tiefem Sinnen. Ob Erwin sie liebe, diese Frage war für sie längst entschieden. Der matte Abglanz des leidenschaftlichen Feuers, das einst sein Auge durchflammt und durchglüht, vermochte sie nicht einen Augenblick zu täuschen. Sie wußte, daß sie sterben werde mit der tiefen Wunde ihrer unerwiderten Liebe im Herzen.

Allein, eben weil sie es wußte, grübelte sie Tag und

Nacht über dem einen Gedanken, warum er zu ihr zurückgekehrt war. Das war es, was sie sich in keiner Weise erklären konnte. Sie wußte, daß der Brief, in welchem man ihm ihre schwere Erkrankung meldete, der erste, in dem sie überhaupt gestattet hatte, daß man ihm Nachricht über die Veränderungen in ihrem Zustande gab, nicht in seine Hände gelangt war. Warum also war er dennoch, warum so rasch zurückgekehrt in dieses Haus, in welchem sein Weib lebte, von dem sich, wie es schien, sein Seele auf immer geschieden hatte? War es etwa ein Drang von Außen, der ihn zu so überraschender Rückkehr bewogen? und wenn ja — was war es gewesen? — Dies war der Punkt, an welchem angekommen, ihre Gedanken jederzeit an dem Namen „Ella" anknüpften, — denn unter der Asche der müden Resignation der letzten Jahre glühte noch die tolle, unbesiegte, gewaltsam unterdrückte Leidenschaft, jetzt nur zurückgehalten durch die Furcht, ihn wieder in die Flucht zu schlagen, auch der Brosamen des Glückes verlustig zu gehen, welche die geliebte Hand ihren letzten Lebenstagen bot.

Von zwei Fällen der Eine, meinte sie, müßte stattgefunden haben. Entweder er liebte Ella noch, sie war hier irgendwo in der Nähe und hatte ihn nach sich gezogen, — oder er liebte sie längst nicht mehr und war — aller Bande los und ledig — dem Gefühl der Sehnsucht nach seiner Mutter folgend, in die Heimath zurückgekehrt, milder gestimmt — vielleicht versöhnlicher, wenn auch die Liebe für sein Weib nicht mehr in seinem Herzen aufleben konnte.

Um die Mittagsstunde eines dieser kurzen und traurigen Tage war es, als Renata, auf ihren Krankenstuhl

ausgestreckt, die Meldung empfing, Baron Hanns Bergen wünsche sich nach ihrem Befinden zu erkundigen.

Ihr Auge leuchtete auf. Jedermann vermied es, vor ihr Ella's Namen zu nennen, Erwin — seine Mutter — Dora. Auf Hanns hatte sie ihre letzte Hoffnung gebaut. Wenn etwas zu erfahren war, konnte es nur durch ihn geschehen.

Der gegenwärtige Augenblick war günstig. Erwin war ausgeritten, ihre Schwiegermutter hatte sich eingeschlossen, um wichtige Briefe zu erledigen.

Der gute, redliche Hanns! Sollte er, welcher der Lüge so ungewohnt war, einem geschickten Kreuzverhör die Spitze bieten können?

Es war das erste Mal seit ihrer Erkrankung, daß sie ihn empfing. Kaum konnte er seiner Bestürzung Herr werden, als er die vor Kurzem so lebensvolle und schöne Frau bleich und leidend wiedersah. Mit feuchten Augen — er hätte dies um die Welt nicht verhindern können, der gute, der Verstellung gänzlich unfähige Mann — bot er ihr die Hand, in welche sie mit schwachem Lächeln ihre Rechte legte.

„Wie befindet sich der Kleine?“ fragte sie.

„Munter wie immer,“ war seine Antwort.

„Und Dora?“

„Ziemlich wohl — den Umständen angemessen.“ Man sah in nicht langer Zeit einer Vermehrung der Familie entgegen.

So sprach man über Dies und Jenes im leichten Conversationston — und Hanns hatte soeben still bei sich gedacht, daß man Renata, wenn sie nicht so elend aussähe, ihrer ganzen Art und Weise nach kaum für krank halten würde, als sie in einem geschickt gewählten Augenblick,

ohne den angenommenen Ton nur in der leisesten Nuance zu ändern, die Worte hinwarf:

„Und Ella ist ja, wie ich höre, endlich auch des Wanderns müde geworden?!"

Hanns sah verdutzt auf — ein Erstaunen, welches Renata nicht zu bemerken schien.

„Erwin findet sie verändert," fuhr sie fort. „Ich dachte auch immer, sie würde sich zu einer Schönheit ersten Ranges entwickeln. Was gedenkt sie nun zu thun?"

Die Antwort darauf stand nicht in dem von Dora ihm vorgezeichneten Programm. Man hatte ihm in allen Tonarten anempfohlen, ja kein Wort von Ella zu sprechen — und nun — hatte Erwin selbst geplaudert!

Nun das konnte ihm schon recht sein. Hanns' Conversationston war an und für sich nicht sehr leicht und gefällig — legte man ihm aber Daumschrauben an, dann ging es gar nicht mehr. Hatte Erwin für gut befunden, von Ella zu sprechen, und war dies von Renata so ruhig und vernünftig aufgenommen worden, so war ja zwischen ihnen, Gott sei Dank, Alles in Ordnung.

Er lenkte daher sehr erleichtert und ohne die geringste schlimme Ahnung in dies Fahrwasser ein.

„Ja, schön ist sie geworden," erwiderte er, „aber ihre Schönheit ist ganz anderer Art, als zu erwarten war. Du würdest sie nicht mehr erkennen, Renata. Aus dem reizenden, blühenden Kinde ist ein ernstes, junges Mädchen von bezaubernder Schönheit geworden, das, in sich gefestet, mit still beobachtenden Augen in die Welt sieht."

Renata lag still, mit lächelndem Munde, brennendem Auge und pochendem Herzen.

Sie mußten sich also vor Kurzem getroffen haben? Wo aber war dies geschehen?

„Es wird eine Freude für Dora gewesen sein, ihre junge Freundin wieder zu finden," bemerkte sie. „Sie und Ella hingen ja immer sehr aneinander."

„Gewiß," erwiderte der ahnungslose Hanns. „Nur kann Dora es ihr auch jetzt noch nicht verzeihen, daß sie unsere freundliche Einladung, bei uns zu bleiben, abermals abgelehnt hat."

Renata horchte hoch auf. Also d a s war geplant worden!

„Wir sowohl, als Erwin," plauderte Hanns gemüthlich weiter, „halten ihre Stellung in Lady Harray's Hause für keine gesicherte, da die Dame kränklich ist und nicht mehr lange leben kann . . . aber Ella war wieder eigensinnig und wollte nicht Vernunft annehmen."

Wer in aller Welt war Lady Harray? Und wo weilte Ella jetzt? Jede fernere Frage nach ihr konnte Hanns, so harmlos er auf ihre Intention eingegangen war, auf die Spur ihrer völligen Unkenntniß der Verhältnisse bringen und in ihm Zweifel daran erwecken, ob Erwin ihr in der That Mittheilungen gemacht hatte.

Sie mußte sich bescheiden und den Hebel anderswo ansetzen, wollte sie Weiteres erfahren. Sie ließ die Sache fallen, als sei ihr Interesse daran erschöpft. — Aber ihr blieb nach wie vor die Hauptsache, das Wichtigste zu erforschen — warum Erwin zurückgekehrt war, wenn es nicht um Ella's willen geschah.

Wo hatten sich die Beiden getroffen? Es war ja möglich, daß ihm das selbstbewußte, in sich abgeschlossene, seinen selbsterwählten Weg mit sicherem Schritt gehende Weib, als welches Hanns Ella geschildert, nicht mehr so liebenswerth erschien, als das vertrauensvolle Kind, das einst Schutz suchend, an seine Brust geflüchtet war.

Eine frohe Hoffnung wollte sich in ihr Herz schleichen. Wenn er einsehen gelernt hatte, daß er ihr zu viel gethan und zu ihr zurückgereist war, weil er es bereute?!

O, dann konnte sich endlich Frieden in ihre gequälte Brust senken . . . Der furchtbare Gedanke wenigstens, ihr Tod sei für ihn eine Befreiung, eine Anwartschaft an ein glühend ersehntes, neues Glück, ward ihr von der Seele genommen.

Ihre herrschende Leidenschaft erstreckte sich bis über das Grab hinaus.

Mittlerweile hatte das Gespräch andere Bahnen eingeschlagen. Renata plauderte von Diesem und Jenem, während doch nur Ein Gedanke ihre Seele bewegte. Und so ersah sie den günstigen Augenblick, die Frage aufzuwerfen:

„Wie kommt es doch, Hanns, daß Ihr so früh zurückgekehrt seid? Erwin wollte, wie aus seinen Briefen hervorging, weiter in's Land hinein, während Ihr Euch längere Zeit in Japan aufzuhalten gedachtet?"

„Das ist ein Mißverständniß. Wir hatten keine so langathmigen Pläne. Wir hatten einen kurzen Aufenthalt in Hongkong projectirt, wo wir Erwin treffen wollten. Dann mußten wir ja, schon Dora's wegen, bald an die Heimreise denken. Erwin allerdings wollte von Hongkong aus seine Reise in's Innere des Landes fortsetzen. Doch das wird er Dir ja Alles erzählt haben . . ."

„Gewiß — aber ich war gerade sehr leidend, als er mit Mama davon sprach . . . Bitte erzähle weiter. Ihr traft Euch also in Hongkong?"

Diesem Wunsche entsprach Hanns mit der größten Bereitwilligkeit. Es war ihm nicht im Mindesten verboten, Details seiner Reise zu geben — und überdies . . .

wenn Erwin aus nichts ein Geheimniß gemacht hatte — Eines ausgenommen: sein Interesse für Ella, an dem man, wie Dora meinte, leider nicht zweifeln konnte — so hob sich wohl jedes Verbot von selbst auf.

„Du wirst durch Erwin erfahren haben, wie wir in Hongkong Lord und Lady Harray und in ihrem Hause Ella trafen; wie Erwin in Lord Harray einen Reisegefährten aus früherer Zeit wiederfand — und wie es unseren gemeinsamen Vorstellungen endlich gelang, Erwin zur Rückreise nach Europa und dazu zu bewegen, die gefährliche Reise in das Innere Chinas zu unterlassen. Er wendete sich, in Hamburg angekommen, nach Wien, während Harrays nach Schottland abgereist sind."

Ein Riß war durch Renata's Herz gegangen. So war es gewesen! Nicht Lord Harray's und der Freunde Zureden, Ella's Anwesenheit hatte eine Veränderung seines Reiseplanes bewirkt — hatte ihn zur Rückreise nach Europa bewogen. Die Aussicht, sie täglich, fast stündlich durch viele Wochen auf dem Schiffe zu sehen, das hatte seinen Entschluß bestimmt.

Ihr schwindelte . . . Doch sie hielt still und zuckte nicht. Sie hielt aus, athemlos, Schlag für Schlag.

Weiter! Nun mußte sie Alles, Alles erfahren.

„Ich weiß nicht, ob Erwin Dir von den gräßlichen Stunden erzählt hat, die wir während jenes Taifuns durchlebten? Vielleicht fürchtete er . . ."

„Er ist so schonend — er hat es nicht gethan" — beeilte sich Renata zu erwidern.

Sie sprach nicht die Wahrheit. Erwin hatte allerdings des Ereignisses in allgemeinen Umrissen Erwähnung gethan; aber es verlangte sie, Details zu erfahren, irgend etwas, woraus sie Schlüsse ziehen konnte.

„Dann kann auch ich es nicht thun," erwiderte Hanns. „Solche Schilderungen sind in der That zu gräßlich und aufregend für kranke Nerven."

„Wer hat Dir gesagt, daß meine Nerven krank sind?" fragte Renata ruhig. „Solch' einer armen Kranken, die selbst nichts mehr erleben kann, was der Mühe werth wäre, erzählt zu werden, wird noch aus übel angebrachter Schonung Alles vorenthalten, obwohl sie nach Neuigkeiten völlig dürstet. Erzähle nur immerhin ganz genau, lieber Hanns. Du wirst mich verpflichten."

Sie lehnte sich zurück, zog ihren weißen Shawl enger um die Schultern und das seidene Plumeau etwas weiter über die Kniee.

Dem guten Baron Hanns war es doch nicht recht geheuer. Wie er so die Details dieser schrecklichen Scenen an seinem Geiste vorüberziehen ließ, mußte er sich sagen, daß deren Schilderung einen gesunden Menschen ergreifen mußte, — um wie viel mehr also diese bleiche, kranke Frau mit dem müden Blick und der Fieberröthe auf den Wangen.

Er schüttelte bedenklich die blonde Mähne.

„Ein anderesmal, Renata," sagte er. „Für heute genüge es Dir zu wissen, daß es einen Augenblick gab, in welchem wir alle auf dem Verdeck mehr hingen als standen, Dora, der Kleine und ich, — Erwin und Ella, — des Untergangs in der nächsten Minute gewärtig."

Diese Gruppirung sagte ihr genug.

Erwin und Ella! Wie sollten, in einem Augenblick, in welchem sie den gemeinsamen sicheren Tod vor Augen hatten, in diesem Augenblick, in welchem Welt und Leben vor ihnen versanken, ihre Lippen, auch wenn sie bis dahin geschwiegen, das Wort nicht gefunden haben, welches ihnen

sagte, daß sie sich liebten . . .? Sie war ein liebendes Weib und konnte Alles verstehen, was Liebe eingab.

„Als dies Aergste vorüber war," ergänzte Hanns, „hatten wir noch Ella's recht bedenkliche Krankheit zu überstehen. Lady Jane, eine sehr ängstliche Dame, träumte natürlich sogleich von Gefahr und Ansteckung und wollte das fieberkranke Mädchen in ihrer Nähe nicht dulden, — und so überließ Erwin der Kranken seine, neben der unseren gelegene Kajüte. Dies war die einzige Zeit, in welcher sie eigentlich so ganz uns gehörte, und wir am ungehindertsten mit ihr verkehren konnten. Meine Dora ist eine vortreffliche Krankenpflegerin . . . aber wo wäre auch eine gute Eigenschaft, die mein Weibchen nicht besäße . . .? Wir waren endlich Alle froh, als wir in Hamburg anlangten und diese bedenkliche Reise hinter uns hatten. Hier war es, wo uns Erwin zu unserer angenehmen Ueberraschung eröffnete, daß er den Beschluß gefaßt habe, nach Hause zurückzukehren, — und ich habe nie in meinem Leben ein glücklicheres und freudeverklärteres Angesicht gesehen, als dasjenige Ella's, als ihr die Gewißheit wurde, Erwin werde wieder in Eurer Mitte leben. Das gute Mädchen warf einen Blick zum Himmel, welcher sicherlich vor dem Herrn der Welten als das inbrünstigste Dankgebet für Euer Aller wieder gesichertes Glück gegolten hat!"

Baron Hanns glaubte Wunder was Gescheidtes gesagt zu haben, als er diese kleine Episode mittheilte. Er wollte damit eine Versöhnung zwischen Ella und Renata anbahnen, die ihm ja nun, nachdem Erwin zurückgekehrt war und seine kranke Frau mit so rührender Sorgfalt pflegte, mithin Alles wieder in's frühere Geleise gekommen

war, im höchsten Grade wünschenswerth und natürlich erschien.

Renata hatte begriffen. Das war der letzte, fürchterlichste Schlag . . .

Sie wußte nun, daß er nur gekommen war, weil sie es so wollte, weil sie, das stolze Mädchen, es von ihm verlangte. Glied an Glied der Kette der Ereignisse reihte sich vor ihrem Geist logisch an einander und der Zusammenhang wurde ihr so klar, als hätte sie selbst mit handelnd eingegriffen. Ihre Eifersucht, welche sie einst blind gemacht, machte sie jetzt hellsehend in diesen letzten Tagen ihres Erdenseins.

Das war das Bitterste von Allem. Er war hier bei ihr von Ella's Gnaden. Jede Stunde des Zusammenseins mit ihm dankte sie der Großmuth ihrer stolzen Nebenbuhlerin!

Gab es wohl für Ella eine empfindlichere Rache als diese? Sie sandte den Widerstrebenden, dessen Herz bei ihr zurückblieb, seinem Weibe zu, — that sich noch etwas darauf zu gute und sagte sich: So räche ich mich!

Seine Seele war bei der Geliebten. Um sie wandelte hier nur deren leere Hülle. Nun blieb ihr nichts mehr übrig, als zu sterben, damit sie sich über ihrem Grabe die Hände reichen konnten, mit dem erhebenden Bewußtsein — ihre Pflicht gegen sie erfüllt zu haben.

All' dies Schreckliche hatte sich ihr zusammengedrängt in dem Zeitraum weniger Secunden.

Als Hanns sie forschend ansah, um die Wirkung seines feinen, diplomatischen Versöhnungsversuches zu ergründen, erschrak er darüber, wie entstellt sie aussah. Mit geschlossenen Augen, schwer athmend, lag sie da wie eine Sterbende.

„Renata!“ rief er erschreckt. „Soll ich Jemanden rufen? Fühlst Du Dich schlechter?“

„Es ist nichts, guter Hanns,“ erwiderte sie mit zuckenden Lippen, „ich fühle mich nur müde. Sage Dora meine . . . Grüße und . . . ich hoffe, . . . sie . . . bald . . . zu sehen.“

Damit sank ihr Haupt zurück.

Als Baronin Christine kurz darauf erschien, fand sie die Kammerfrau um eine Ohnmächtige beschäftigt.

Erst nach einer Stunde erwachte Renata zu neuem Leiden.

XXVIII.

In den nächsten Tagen war in Bergen Alles Schrecken und Verwirrung. Renata's körperlicher Zustand hatte sich so sehr verschlimmert, daß man eine Katastrophe befürchtete. Erwin und seine Mutter wichen kaum von dem Lager, auf welchem die Kranke ruhig, wortlos, apathisch für die eigenen, körperlichen Leiden und völlig theilnahmslos für die Gegenwart Anderer, die unermüdete Sorge der Ihren lag.

Auch ihr Gemüthszustand schien ein völlig veränderter. Die milde Freundlichkeit, die ihr Antlitz verklärt und trotz der krankhaften Veränderung so schön hatte erscheinen lassen, war daraus entschwunden. In ihren Zügen war nichts zu lesen, als ein verbissener Groll, der Alles zu umfassen schien, was sich ihr nahte. Sie lag da, starren Auges, den Mund nur öffnend zu einem kurzen, der äußersten Nothwendigkeit abgerungenen Wort. Die Gegenwart ihrer Schwiegermutter schien ihr gleichgiltig, jene Erwin's lästig geworden zu sein.

Wenn sie sich um sie bewegten, in liebevoller Sorge bedacht, alle möglichen Erleichterungen für sie zu ersinnen, blickten die halbgeschlossenen Augen bisweilen ganz eigenthümlich, ihren Bewegungen folgend, nach ihnen hin, —

die feinen Nasenflügel blähten sich — und ein leises, ironisches Lächeln voll unsäglicher Bitterkeit zuckte um ihren Mund. Sie fand sie jammervoll, diese letzte Komödie des Lebens, diese meisterhaft gespielte eheliche Aufopferung und zarte, nimmer müde Sorgfalt, die immer an die kurze Dauer dachte und daraus die Kraft schöpfte, auf der gleichen Höhe zu bleiben. Winkte ja doch im Hintergrunde dieser auf Commando sich abspielenden, selbstverleugnenden Pflichterfüllung — der festlich geschmückte Traualtar.

Erwin war tief bestürzt, — die Baronin trostlos.

„Was ist da geschehen, Mama?" fragte er ein über das anderemal.

Die Baronin hatte sich allerdings eine Meinung darüber gebildet, — aber — sie hielt mit derselben zurück. Sie war der Wahrheit ziemlich nahe gekommen. Diese Ohnmacht — sogleich nach der Unterredung mit Hanns führte sie auf die richtige Spur. Der gute, bis zum Exceß wahrheitsliebende Mann mußte in seiner harmlosen Weise geplaudert haben. Gott allein aber mochte wissen, wie sich die unglückliche Frau das, was sie erfahren und errathen haben konnte, zurechtlegte. Renata beobachtete Erwin wieder, sie mißtraute seinem Empfinden, das so echt war, seiner Sorge um sie, die dem tiefen Gefühl eines edlen Herzens entsprang.

Das konnte, das durfte nicht so bleiben. Sollte ihre unglückliche, ihre liebe Renata dahingehen, beherrscht von einem unseligen Wahn, den Gatten schwer verkennend, ohne den Frieden mit sich selbst und mit Anderen gefunden zu haben?

Es mußte sich ein Moment finden lassen, in welchem es möglich war, diese verstörte, qualzerrissene Seele zu

prüfen, um zu erfahren, was Renata so unglücklich mache, was ihr das Sterben tausendfach erschwere.

Vor der Hand befragte sie bei Gelegenheit eines Besuches Dora.

Diese wußte von nichts, schien völlig unbefangen, sah aber still für sich vollkommen klar. Sobald sie durch ihren Gatten erfuhr, Renata's Zustand habe sich so plötzlich verschlimmert, war auch der Zusammenhang bald erforscht. Sie hütete sich dabei, das Gewissen des ahnungslosen Schuldigen durch einen Selbstvorwurf, der lebenslang an ihm genagt hätte, zu belasten.

Ihr innig geliebter, guter, ehrlicher Hanns!

Er war ein Mann in der besten Bedeutung des Wortes in so vielen wichtigen Fragen des Lebens, und war doch zuweilen wieder ein Kind, ein großes, echtes, naiv in die Welt schauendes Kind, das sich von Denen, die er liebte, um den Finger wickeln ließ, und einem von weiblicher Schlauheit angestellten Kreuzfeuer von Fragen schon gar nicht gewachsen war.

Darum hatte sie nach beendetem Verhör mit beiden Armen seinen Hals umschlungen, ihm einen zärtlichen Kuß gegeben und — ihm schließlich, da sie einige Aengstlichkeit in seinem Gesichte las, gesagt:

„Es ist Alles in der Ordnung, Hanns. Du bist nicht im mindesten schuld daran. Hörst Du, wie Robert tollt und schreit. Er wartet auf Papa und will sich nicht zufrieden geben. Wir wollen zu ihm gehen.“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es war eine schlimme Nacht gewesen. Gegen Morgen hatte die Baronin ihren Sohn bewogen, sich für kurze Zeit zu Bett zu legen. Er hatte nun vier Nächte hindurch mit ihr zugleich gewacht und sah bereits recht bleich

und angegriffen aus, während die alte Frau, welche fortwährend auf den Füßen war, sich weit weniger ermüdet fühlte.

So sehr sie auch um Renata litt, ergreifender noch wirkte deren Leiden auf Erwin. Mochte sie ihn tief verletzt und gekränkt haben, jetzt, wo die Hoffnung auf Rettung mehr und mehr schwand, wo er ihrem Sterben beiwohnte, konnte er sich dem Vorwurfe nicht verschließen, er habe durch sein langes Fernbleiben ihre Krankheit mitverschuldet, durch die Kränkung, die er ihr zugefügt, deren rasche Steigerung beschleunigt.

Ihr seelischer Zustand erschütterte ihn auf das Tiefste — ihre körperlichen Leiden zerrissen ihm das Herz. Die hier vor seinen Augen hinsiechte und starb, war ja das Weib, das er so heiß geliebt, das auf Erden nichts geliebt hatte, als ihn allein . . . und — zog er an diesem Sterbebette das Facit ihres Lebens, dann schwand jede Beschönigung der eigenen Handlungsweise — dann mußte er sich bekennen, daß Renata's Liebe Farbe gehalten habe bis an's Ende — die seine nicht.

Vor seinen Augen begannen sich die Verhältnisse zu verschieben. Er konnte nicht mehr daran denken, was sie verschuldet, nur daran, wieviel sie litt.

Die Baronin hatte recht. Er war seelisch und körperlich der Ruhe im höchsten Grade bedürftig.

Draußen dämmerte bereits der Morgen. Ein bläulicher Schimmer glitt durch die geschlossenen Fensterläden in das Krankenzimmer. Baronin Christine saß still und bewegungslos an Renata's Bett. Die Kranke schien nach dem aufreibenden nächtlichen Fieber endlich ruhiger geworden und eingeschlummert zu sein.

Schmerzlich bewegt betrachtete die treue Pflegerin

das bleiche, halb der Wand zugekehrte Gesicht. Da ging ein Zucken durch den Leib der Kranken . . . Die Schultern hoben und senkten sich — aber kein Laut entfuhr ihren Lippen.

Die alte Frau erhob sich leise und beugte sich über sie . . .

O nein — sie schlief nicht — sie weinte leise und — wie sie wohl glauben mochte, unbemerkt.

Es lag ein Zug des bittersten Schmerzes um die leicht geöffneten Lippen und unter den langen Wimpern rollten schwere Thränen hervor.

„Renata!" rief die Baronin tief ergriffen, „Du weinst?"

Sie antwortete nicht. Sie schüttelte nur leise das Haupt, als wolle sie andeuten, sie wünsche in Ruhe gelassen zu werden.

„Antworte mir, mein theures Kind!" sagte die Baronin, ihre Hand ergreifend. „Leidest Du mehr? Hat Dein Herzklopfen . . . Nein, Renata — wende Dich nicht von mir! Sieh mich nur einen Augenblick an! Ist es wohl möglich, daß wir Beide einander so fremd geworden sein können, daß Du nicht zu mir sprechen willst?!"

Es erfolgte abermals eine Pause. Dann sagte die Kranke, ohne sie anzusehen, mit dem Ausdruck tiefster Verbitterung:

„Lass' gut sein, Mama. In nicht ferner Zeit wirst Du, werdet Ihr Alle mit mir zufrieden sein. Habt nur ein klein wenig Geduld . . . ich mache bald Platz . . ."

„Platz? Für wen?" fragte die Baronin ernst.

„Für sie, die mich ersetzen soll . . . Er kann es ja doch kaum mehr erwarten."

„Renata! Unglückliche! Wie magst Du so grausam ungerecht sein gegen ihn, der so schwer unter Deinen Qualen leidet . . ."

Renata lachte laut auf.

„Bemühe Dich nicht, Mama, mir etwas glaubhaft zu machen, was unnatürlich ist," sagte sie. „Ich gebe zu, daß es im Allgemeinen nicht angenehm ist, seine Mitmenschen leiden zu sehen. Es wird sogar Momente geben, wo es ihm gelingen mag, sich über sich selbst zu täuschen, in welchen er zu leiden glaubt, indem er mich so sehr leiden sieht; aber im Innersten seines Herzens lebt, verstanden oder unverstanden, doch nichts Anderes, als die Qual der ungeduldigen Sehnsucht nach Befreiung von dieser widerwillig übernommenen Pflichterfüllung."

„Ich würde Dir darauf antworten, wie es sich gebührt, meine irregeleitete, unglückliche Tochter, wärst Du nicht krank, so leidend am Körper, wie an der Seele," sagte die Baronin mit wehmüthigem Ernst. „So aber kann ich Dich nur ermahnen, Dich nicht so sehr an Dir selbst und Deinem Gatten zu versündigen, Dich nicht so selbstquälerischen Ideen hinzugeben, die uns tief beunruhigen, da sie Dein Leiden nur erschweren können."

„Du magst sein Thun zu beschönigen versuchen," sagte Renata nach einer Weile, „dafür bist Du seine Mutter, aber — Deine arme, todtkranke Renata, welche Wahrheit von Dir heischt, geradezu belügen zu wollen, dessen bist Du unfähig, geliebte Mama, ich weiß es. Wäre er zurückgekehrt aus eigener Initiative, hätte ihn auch nur ein dunkles Gefühl von Ermüdung, von Heimweh zurückgeführt — ich würde noch glauben können, daß es wenigstens ein Band der Sympathie, der Zusammengehörigkeit ist, das ihn hier festhält. Er dachte aber an keine Rückkehr, Mama, Du weißt es. Eine Trennung von mehr als drei Jahren schien ihm noch immer nicht genügend — er wollte weiter, immer weiter von dem

Hause, das sein ihm zur Last gewordenes Weib barg . . . Nicht einmal der Gedanke an Dich war mächtig genug, seinen Fuß endlich heimwärts zu lenken. Sieh' mir in's Auge, Mama — und behaupte dann, wenn Du den Muth dazu findest, daß er auch dann hier wäre, wenn nicht fremder Einfluß auf ihn gewirkt, ihn dazu bewogen hätte."

„Ich könnte mit Worten spielen, Renata," erwiderte die greise Frau, „und Dir sagen: Ja, er wäre hier — denn, hätte er meinen Brief erhalten, nichts auf Erden hätte ihn hindern können, sogleich zu Dir zu eilen. Mit den ersten Worten, die ihm Deine schwere Krankheit verkündigten, wäre Alles vor ihm versunken, Deine Schuld, Euer Zwist und Eure Entfremdung — der widerwillige Trotz, der ihn Jahre lang von uns fern hielt — Alles — und nichts hätte in seinem guten, edlen Herzen gelebt, als die angstvolle Sorge um Dich. Du hast es nicht gehört, wie oft am ersten Tage nach seiner Heimkehr, unter dem Einfluß des tiefen Schmerzes, Dich so wieder zu finden, der Ausruf über seine Lippen glitt: „Welches Glück, daß ich heimgekommen bin!" Aber — er erhielt meinen Brief nicht. Er brach mit Hanns und Dora verfrüht auf — und ich gäbe gern alle mir noch übrigen Lebenstage hin, wenn ich diese verfrühte Abreise dadurch ungeschehen machen könnte, denn es wäre Alles ganz anders gekommen, wenn er sich n a ch Erhalt meines Briefes eingeschifft hätte."

„Ich verstehe Dich, Mama — ich verstehe Dich!" rief Renata tief erregt.

„Und ich will auch, daß Du mich verstehen sollst Renata," sagte die alte Frau sehr bestimmt. „Ich will, daß es ein Ende habe mit all den Schreckgebilden, die Deine überreizte Phantasie vor Dir erstehen läßt, damit

Du den Frieden findest und die Versöhnung. Mein edler Sohn hat kein Verbrechen zu verbergen, Renata — und was geschehen ist, und was sich mit wenigen Worten erzählen läßt, wird er einst verantworten können vor dem höchsten Richter. Ohne eine Ahnung der hier stattgehabten Ereignisse überließ er sich abermals der Strömung des Zufalls, der ihn nun seit Jahren bald da bald dorthin führt."

„Diesmal hieß der Zufall — Ella," warf Renata hohnvoll ein.

„Du irrst — der Zufall hieß — Lord Harray, der ihm, noch ehe er von Ella's Anwesenheit in Hongkong wußte, auf unwiderlegliche Weise bewies, seine projectirte R eise sei ein nutzloses und gefährliches Abenteuer."

„Du wirst nicht behaupten wollen, Mama, daß er nach Deutschland zurückgekehrt wäre, wenn nicht Ella ..."

„Wir wollen nicht untersuchen, warum er, nachdem er seinen ostasiatischen Reiseplan nun gänzlich hatte fallen lassen, sich mit Lord Harray, Hanns und Dora einschiffte und ob die Anwesenheit Ella's, die er so gänzlich unerwartet wieder gefunden, eine Rolle in seinem Entschluß spielte. Gleichviel, sie reisten ab — und dieses junge Mädchen wurde ihm und uns zum Schutzengel."

„Sie!" Ein heiseres Lachen brach aus Renata's gequälter Brust. „Sie, deren Andenken ..."

„Renata — ich hatte mir vorgenommen, Dir die volle Wahrheit zu sagen, da ich das für nothwendig halte, um Alles richtig zu stellen, was Du verwirrst — um an die Stelle der hundert Schreckgebilde, mit denen Du Dich quälst, die Wahrheit hinzustellen, mit der Du fertig werden kannst. Wenn ich Dich aber so aufgeregt sehe — wenn Du mir meine Aufgabe also erschwerst ..."

Die Kranke senkte das Haupt.

„Ich will ruhig sein, Mama. Sprich weiter,“ murmelte sie.

„Du fühlst Dich vielleicht zu sehr erschöpft und wir sollten diese Auseinandersetzung verschieben.“

„Um Gotteswillen — nein! Das wäre eine Verlängerung namenloser Qual. Ich will in dieser Stunde Alles wissen, Mama — ich bin auch auf Alles gefaßt.“

„Mein armes Kind! Du scheinst auf Schreckliches gefaßt zu sein — und doch habe ich Dir nichts zu berichten, als eine einfache Thatsache. Als Du Ella so grausam aus Deinem Hause wiesest und dadurch Deinen Gatten so tief empörtest, thatest Du großes Unrecht an Beiden. Es gab keinen ihrer Gedanken, der nicht rein gewesen wäre an der Schuld, die Du ihnen so unbedacht aufbürdetest. Aber, wer kann sagen, ob nicht die Angst um das allen Launen des Zufalls preisgegebene Kind — ob die Loslösung von allen theuern, heimatlichen Banden der Liebe Erwin's zu Ella einen anderen Charakter lieh, vielleicht auch entdeckte er erst in der Stunde des Wiedersehens, daß sie ihm theuer sei, nicht wie das Kind dem väterlichen Beschützer, sondern wie das Weib dem Manne. Ella trat ihm kühl und fremd entgegen, so fremd, daß es ihn auf das Tiefste verletzte; — und so wären sie auch von einander geschieden, für das Leben, wenn nicht eine furchtbare, verhängnißvolle Stunde gekommen wäre, in welcher der drohende Tod ihre Lippen entsiegelt hätte. Sie stand auf dem Deck, als der Capitän seinen Matrosen erklärte, das Schiff sei, aller menschlichen Voraussicht nach, verloren . . . Da kam sie zu Erwin, legte das Köpfchen an seine Brust und sagte ihm, sie komme, um

mit ihm zu sterben. Sie wähnten, nur mehr Augenblicke zu ihrer Verfügung zu haben und glaubten, sich im Tode vereinen zu dürfen."

Den Kopf in die Kissen gedrückt, stöhnte Renata laut auf. O, wie richtig hatte ihr Herz sie die furchtbare Scene schauen lassen.

„Das ist Alles, Renata — Alles, mit dem Du zu rechnen hast — und dieser eine, unbewachte Augenblick erweckte in dem Herzen des reinen, hochherzigen Mädchens so tiefe Reue, so nagende Selbstvorwürfe, daß es darüber erkrankte. Ella glaubte ihre Schuld nicht besser sühnen zu können, als indem sie ihren Einfluß auf Erwin dazu verwendete, ihn zur Rückkehr in die Heimat, zur Versöhnung mit Dir zu bewegen, und er wandte sich, nachdem sie von einander für immer geschieden waren, der Heimat zu."

„Für immer?" rief Renata schmerzbewegt. „Diese Ewigkeit wird nicht lange währen, Mama, und mein Tod gibt ihnen die Freiheit wieder. O, es ist fürchterlich, zu wissen, daß, während er hier bei mir ist, seine ganze Seele bei ihr weilt, bei ihr . . ."

„Seine Seele weilt wahrlich bei Dir allein, Renata, Du bist sein einziger Gedanke, seine einzige Sorge."

„Seine Sorge bin ich wohl, Mama — aber nicht mehr seine Liebe."

„Wie Du es nehmen willst, Renata. Er hat ehrlich und völlig gebrochen mit seiner jüngsten Vergangenheit, und ich habe mich oft gefragt, wenn ich ihn so besorgt, so zärtlich und andauernd um Dich beschäftigt sah, welche von Euch Beiden es nun sei, die er liebe — ob sie, deren Andenken er verbannt hat, oder Dich, der er jede seiner Stunden widmet."

„O, es wird wieder aufleben, dieses Andenken, Mama — sie wird wieder erstehen, diese Vergangenheit, sobald ich meine Augen im Tode schließe."

„Gib Dich solchen Gedanken nicht hin, Renata. Du bist nur so krank durch die ewigen seelischen Aufregungen — durch die . ."

„Bleibe wahr, Mama! Du weißt es so gut wie ich, daß meine Tage gezählt sind. Der Tod hat keinen Schrecken für mich, nachdem ich Alles verloren habe, was das Leben des Lebens werth machte . . . aber — das Nichtmehrsein, Mama, der Gedanke an das, was geschehen wird, sobald sie mich unten gebettet haben, wenn meine Augen ihn, den ich liebe — o Gott! — den ich so unaussprechlich liebe, daß ich ihn nicht im Leben und nicht im Tode einer Andern gönne, nicht mehr sehen, die Vorstellung, daß er ein neues Glück aufbauen wird auf den Trümmern des vergangenen . . O, es ist tausendfacher Tod, es ist nicht zu ertragen!"

„So lange Du Dich selbst nicht wiedergefunden hast, mein geliebtes Kind, begreife ich, daß der Tod namenlose Schrecken für Dich haben muß, doch — ich will und kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß dies nur die letzte Krisis Deines besseren Selbst ist, daß sich die Seele meiner, von Natur aus so edlen und hochherzigen Renata endlich doch von allen Schlacken der Leidenschaft befreien wird. Sieh' mein Kind, was Dich mit solcher Sorge, solcher Verzweiflung erfüllt, ist ja doch nur die Furcht, nicht weiter zu leben in der Erinnerung Deines Gatten, den Du innig liebst — und in der That, die schönste Unsterblichkeit des Menschen ist das Weiterleben in den Herzen unserer Lieben. Darum sei es unsere Sorge, daß ihre Seele gern und liebevoll auf unserem Bild verweilen

könne, daß wir ihnen kein Andenken hinterlassen, von dem die Erinnerung sich schaudernd abwendet. Gewiß würdest Du nicht wollen, Renata, daß Erwin, wenn Du künftig in sein Erinnern trittst, Dich in dem Bilde erblicke, welches Du ihm in den letzten Tagen botest, ein Bild, das ihn erschreckt, bestürzt, mit tiefem Schmerz erfüllt hat. Trachte vielmehr, mein theures Kind, nach der Unsterblichkeit in seiner Seele — trachte, ihm Dein Bild einzuprägen in dem Heiligenschein milder Freundlichkeit, edler, stiller Duldung, die Dir sein Herz auf's Neue gewonnen hatten — ein so hoheitsvolles Bild, daß es kein anderes je aus seinem Herzen wird verdrängen können. Was die Zukunft in sein Leben weben mag — quäle Dich nicht damit. Gibt es für die von ihrer irdischen Hülle befreite Seele eine Zukunft, dann kann sie nur neidlos das Glück ihrer Lieben schauen, das ist meine feste Ueberzeugung. Und nun will ich Dich allein lassen, mein heißgeliebtes Kind, denn Du bist angegriffen und bedarfst der Ruhe."

Sie beugte sich über die Kranke und drückte einen liebevollen Kuß auf ihre Stirne.

Renata sprach kein Wort. Die großen Augen blickten nicht auf. Sie drückte nur einen heißen Kuß auf die Hand der theuren Frau. Dann lag sie, allein gelassen, lange still und unbeweglich, die sinnenden Augen auf das Bild des geliebten Gatten gerichtet, das freundlich ernst auf sie herniedersah.

Leise senkten sich die Lider über die dunklen Augensterne. Ihre Kammerfrau, die unhörbar über den Teppich geglitten war, fand sie eingeschlummert, — und — es mußten lichte und freundliche Träume sein, die sie umschwebten, — denn der Ausdruck ihres schönen Angesichtes

war friedlich und ruhig und ein mildes Lächeln lag auf ihren Lippen.

— — — — — — — — — — — — — —

Es schien eine Wandlung über die Kranke gekommen zu sein, — ein Friede, den nichts mehr trüben konnte, eine milde, liebevolle Theilnahme an Allem, was ihre Lieben betraf, wie sie ihr kaum in ihrer besten Zeit eigen war und die so ergreifend auf ihre Umgebung wirkte, daß der Gedanke, dies sei nur ein Vorbote des Todes, Jedem in der bangen Furcht, sie bald zu verlieren, das Herz erbeben machte.

Es gab keine Hilfe mehr, — sie war dem Tode geweiht. Erwin war kaum zu erkennen. Renata's mit so viel Geduld ertragene Leiden schienen sich in seinen bleichen, eingefallenen Wangen, in seinen trüben Augen widerzuspiegeln.

War dies auch noch Renata? Nicht in den Tagen ihrer sieghaftesten Schönheit war sie ihm so rührend erschienen, als in dieser milden Ergebung, die dem Tod mit Fassung entgegensah. Und für ihn hatte sie ihr freundlichstes Lächeln, ihre aufmunterndsten Worte.

Er war zuletzt kaum mehr zu Anderem fähig, als neben ihr zu sitzen, ihre Hand in der seinen. Sie war es, die ihm die finsteren Gedanken an Tod und Vernichtung unmerklich zu entwinden trachtete, — die ihn tröstete und aufrichtete. Seit wie lang schon hatte sie sich nicht so glücklich gefühlt! Es war, als blicke sie zum erstenmal nach langen Jahren mit dem Hellsehen der reinsten, heiligsten Liebe, klar und deutlich in sein Herz. Er litt um sie, — er trauerte um sie . . .

Ihre Kräfte nahmen rasch ab — und bald kamen die gefürchteten, die letzten Stunden, denen er in wilder

Angst, sie in stiller Trauer, von ihm scheiden zu müssen, entgegengesehen, doch — es war ja besser gekommen, als sie einst gefürchtet hatte. Nicht an seinem leblosen Abbild durften ihre letzten Blicke haften, — an ihm selbst. Sein letzter Händedruck, sein letzter Blick verwob sich in ihren letzten, bewußten Erdentraum.

Die Sonne ging zur Neige. Der Arzt hatte das Haus verlassen, nachdem er erklärt, die Kranke würde die Nacht nicht überleben.

Sie lag da, bleich, mit gesenkten Lidern, tief und mühsam athmend. Die Mutter stand weinend an ihrem Bette, — das Gesicht in die Falten des Vorhanges gedrückt, schluchzte ihre alte Kammerfrau, — neben dem Lager aber kniete Erwin, ihre Hand in der seinen, fassungslos in seinem tiefen Schmerze. Ihr Gesicht war ihm zugekehrt, — er fühlte ihren Athem an seiner Stirne.

War dies schon das Letzte? Hatte der Todeskampf bereits begonnen?

Er konnte es nicht sehen, wie sie aus dem Leben schied. Er senkte das Haupt und drückte die bebenden Lippen auf die theure Hand, die ihm langsam zu erkalten schien. Da — plötzlich schlang sich ihr Arm, den sie nur mit der größten Anstrengung gehoben hatte, um seinen Hals.

„Leb' wohl, mein geliebter Erwin!" flüsterte sie. „Ich segne Deine Gegenwart und Deine Zukunft, so wie Alle, die Dich beglücken, — Alle . . ."

„Renata!"

Es klang wie ein wilder Aufschrei unerträglichen Herzeleids. Er barg das Haupt in die Hand und schluchzte wie ein Kind.

Wenn alle Sinne zu Ruhe gegangen sind, lebt noch allein das Gehör des Sterbenden. Dann mußte sich wohl mit Renata's letztem Denken die beglückende Ueberzeugung verwoben haben, daß diese Thränen ihr allein gehörten, — daß in dieser Stunde nur sie allein in dem schmerzerfüllten Herzen ihres Gatten lebte.

XXIX.

Es war ein herrlicher Sommertag.

Die Wiesen grünten, — hell blaute der Himmel, die Vögel sangen ihre schmelzendsten Lieder . . . die „Schlafende Griechin“ ruhte auf ihrem Pfühl, — um das hochanstrebende Haupt des Traunstein zerflatterten die letzten Nebelwölkchen und über den herrlichen, tiefblauen See hatte die Sonne augenblendend ihren hellsten Glanz verschwenderisch ausgegossen.

Zwei Männer gingen den Pfad entlang, der sich vom neuen Bahnhof in Gmunden hinunterzieht gegen Ort. An der Kapelle bogen sie in die von Kindern wimmelnde Straße ein und an dem durch den Athem des Genius geweihten Hebbelgarten, in welchem unter hochanstrebenden Fichten die Siegfriedsquelle rauscht, vorbeischreitend, zogen sie die Anhöhe zur Villa hinauf, in welcher man sie erwartete.

Der Aeltere von ihnen plauderte mit fröhlichem Humor, während der Andere still sinnend das schöne Landschaftsbild betrachtete, welches kaum seines Gleichen in den österreichischen Alpen hat.

„O, wie freue ich mich darauf, Hanns, Alle endlich wiederzusehen! Und Mütterchen ist hoffentlich wohl?“

„Vollkommen heiter und gesund, — sehr stolz auf Deinen letzten Vortrag in der Londoner Geographischen Gesellschaft . . .“

„Und Ella? Habt Ihr nähere Nachrichten von ihr? Es scheint übrigens, als könne sie sich noch immer nicht entschließen, Schottland zu verlassen.“

Es war gut, daß Erwin seinen Vetter nicht ansah, — denn Hanns machte zu dieser Klage ein sonderbares Gesicht. Doch, er hatte zu Hause die bestimmtesten Vorschriften erhalten, und zum Glück sah er, etwa hundert Schritte weit, die Villa, das Endziel seiner diplomatischen Mission, vor sich liegen.

„Ziehe die Stirne nicht so kraus, Erwin, und zürne ihr nicht,“ sagte er beschwichtigend. „Ich begreife Deine Ungeduld, sie endlich bei uns zu wissen, aber auch Ella's Standpunkt in dieser Sache verdient Beachtung. Es ist natürlich und menschlich schön, daß sie sich Lady Jane, in deren Haus sie sich nun fünf Jahre befindet, bis zum letzten Augenblick widmen will . . . und — nach den letzten Nachrichten geht es unzweifelhaft zu Ende mit der armen Frau.“

Sie waren angelangt. Ungeduldig eilte Erwin voran, um seine Mutter, nach deren Anblick er sich herzlich sehnte, zu umarmen. Eiligen Schrittes durchmaß er die Pfade des kleinen Gartens, welche aufwärts zum Hause führten, während der zögernden Schrittes nachfolgende Hanns in einer Weinblattlaube verschwand, zwischen deren Stöcken und Ranken Dora's hübsches Gesicht neugierig hervorlugte.

Baron Erwin näherte sich dem kleinen Weiher. Da, — war es nicht sein geliebtes Mütterchen, welches dort, auf den Arm einer schlanken, jugendlichen Gestalt gestützt, stand?

Sie wandten sich.

„Ella!“ rief er jubelnd.

„Erwin!“ zitterte es von ihren Lippen.

Armes Mütterchen! Trotz der innigen Sohnesliebe, welche Erwin ihr weihte, war es ihr Schicksal, immer erst in zweiter Linie Beachtung zu finden.

Aber Baronin Christine wartete geduldig. Auf ihrem lieben Angesicht lag es wie die Verklärung der reinsten Freude.

Das junge Mädchen, das er liebte, lag ja an seiner Brust, und ihr Erwin schien wieder glücklich, — überselig.

Und endlich kam ja die Reihe, umarmt zu werden, auch an sie.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie waren auf einem kleinen Kahn hinausgefahren auf die weite Wasserfläche, deren Fluthen der Silberschimmer des Mondes erhellte. Mitten im See hielten sie.

In leisem, melodischem Klingen umspielten die Wellen das Schiffchen und spiegelten in ihrer dunkelnden Fluth die leuchtenden Sterne.

Sie schwiegen lang, — aber — ihre Blicke sprachen — ihre Herzen pochten laut.

„Wenn sie von oben herabsieht auf uns,“ flüsterte endlich Ella, — „sie, die wir lieben und verehren gleich einer Heiligen, — glaubst Du, Erwin, daß sie sich, versöhnt, unseres Glückes freut?“

Er umschlang sie, und seine glückstrahlenden Augen blickten entzückt in ihr schönes, junges Angesicht.

„Oben?“ lächelte er kopfschüttelnd, — „es gibt in der Natur nur einen unendlichen Raum. Doch der Glaube, daß eine schöne Seele nicht der Zerstörung anheimfällt zugleich mit der körperlichen Hülle, hat etwas so Wohl-

thuendes für ein warm empfindendes Frauenherz, daß ich ihn nicht bekämpfen will.“

„O Erwin, — es ist mir, als könne sie uns nicht gänzlich verlassen haben. Vielleicht umschwebt uns in diesem Augenblick ihre edle Seele, — vielleicht neigt sie sich uns in dieser Stunde zu — und der leise Hauch, der um unsere Stirne weht, ist ein Segen ihrer Liebe. Sei uns gegrüßt aus tiefster Seele, — edle, geliebte Renata!“

Sie rief es laut in die stille Luft. Athemlos lauschend blickte sie zum sternenhellen Nachthimmel empor.

Ein Windstoß fuhr seufzend über die sich kräuselnden Wellen, — und spielte im Lockenhaar der holden Schwärmerin, welche traurig enttäuscht und fragend das ernste Antlitz dem Geliebten zuwandte.

Ein feines Lächeln spielte um die Lippen des schönen, lebensvollen Mannes.

Er schlang den Arm fester um seine junge Braut und blickte tief und lang in die ihm so lieben, braunen Augen.

„Unsterblich ist die liebende Natur,“ sagte er endlich, „die nur zerstört, um neu zu schaffen. Unsterblich sind Geist und Gemüth jeder flüchtig dahingegangenen Menschenerscheinung auf dieser Erde, so lange ihre Spur sich in Wirkungen edler Art auf Ueberlebende und Nachkommende äußert, — so lang wir in irgend einer Weise aus der geistigen Erbschaft schöpfen können, die sie uns hinterlassen. Unsterblich ist für uns daher jeder Theure, uns Entrissene, dessen Andenken wir pietätvoll im Innern hegen, — zu dessen Fühlen und Denken wir oft und gern in liebender Erinnerung zurückkehren — und der wahre Tod für jede entschwundene Menschenform tritt erst ein, wenn diese Erinnerung erlischt. Renata aber lebt in

unseren Herzen, und wir wollen dafür sorgen, daß das hehre und schöne Andenken an sie lebendig in uns bleibe, so lang' wir athmen!"

Ella hätte noch Manches zu erwidern, Vieles zu fragen gehabt, — doch Erwin's Lippen suchten die ihren und diese verstummten unter seinem heißen Kuß. Jede Erinnerung an Renata ging für den Augenblick unter in dem allmächtigen Gefühl der Liebe, deren Alleinherrschaft nichts Drittes dulden will zwischen zwei einander zustrebenden, in einer glühenden Lohe emporflammenden Herzen.

Ende.

Druck von H. Klöppel in Ballenstedt a. H.

Kapri, B. M.

Aus eigener Schuld Roman von B. M. Kapri

Leipzig 1888

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676515-4